

# DIE WELTWOCHEN



## **Trump malt die Welt neu**

**Vor dem grossen Davoser Treffen:  
General Petraeus über Iran vs. USA.  
Tony Abbott über die Buschbrände.  
Niall Ferguson über Boris & Brexit.  
Jair Bolsonaro über Naturschutz.  
Sowie: Meghan Markle, Roger  
Federer, Dracula u.v.a.m.**

4 194407 006904 03

# Degussa



GOLD UND SILBER.

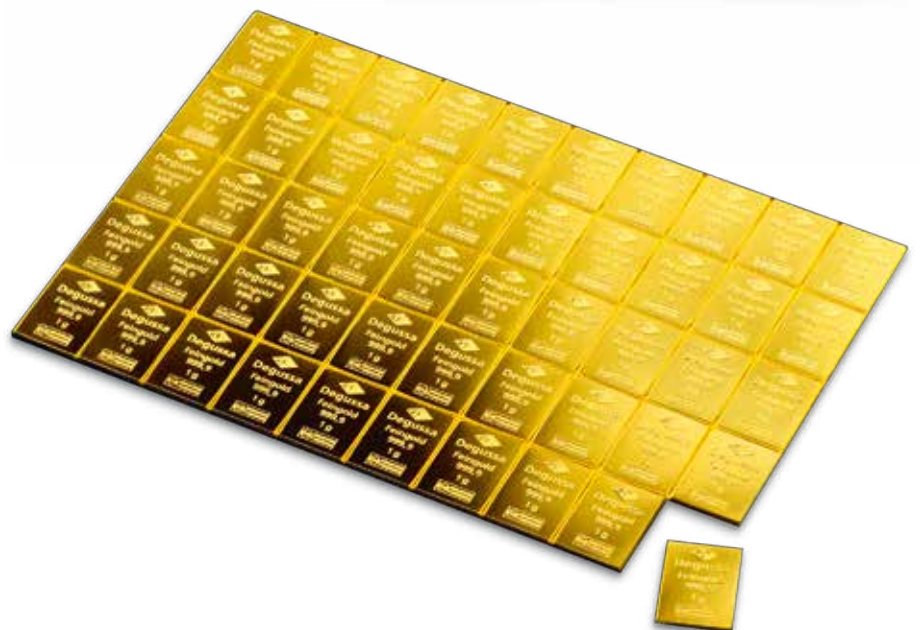


## GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

**S**eit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen  
und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)



### VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH  
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE  
TELEFON: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON





Der Präsident empfängt: Bolsonaro (l.), Morgenstern.

In der internationalen Presse wird Jair Bolsonaro fast unisono als homophober und rassistischer Umweltschänder karikiert. Entsprechend kühl empfing der brasilianische Präsident den Blogger Flávio Morgenstern, der sich als Vertreter der *Weltwoche* angemeldet hatte: «Werden wir jetzt eines dieser Schwulen-Interviews führen?» Seine angeblichen Sprüche aus grauer Vergangenheit interessierten ihn nicht, erwiderte Morgenstern, sondern nur die aktuelle Realität: Wo steht Brasilien nach einem Jahr Bolsonaro? Der vermeintliche Haudegen zeigte sich als erstaunlich differenzierter Pragmatiker, der auch offen über seine Niederlagen spricht. Im Verlauf des Gesprächs gesellte sich seine achtjährige Tochter Laura dazu und setzte sich ihrem Vater auf die Knie. Alles bloss Fassade? Bilden Sie sich selber eine Meinung. **Seite 44**

General David Petraeus kennt Amerikas Feinde wie kaum ein Zweiter. Als Direktor der CIA war er sozusagen der oberste Spion der USA. Vorher schaffte er als Kommandant der US-Truppen eine Wende im Kampf gegen den Terror im Irak. Urs Gehrigger hatte Petraeus damals in seinem Hauptquartier in einem Palast des gestürzten Diktators Saddam Hussein besucht. Nun kontaktierte er Petraeus von neuem und bat ihn um eine Einschätzung des jüngsten Schlagabtausches mit dem Iran. «Der Tod von General Soleimani ist wichtiger als die Ausschaltung von Bin Laden und IS-Chef al-Baghdadi», sagt Petraeus. Die amerikanische Abschreckung in Nahost sei wiederhergestellt. Jetzt sei der Zeitpunkt für eine diplomatische Avance gekommen. **Seite 20**

Das WEF-Jahrestreffen ist traditionell die erste weltpolitische Wegmarke eines neuen

Jahres. Das gilt besonders fürs 50-Jahr-Jubiläum des Davoser Stelldicheins, das am Montag beginnt. Für ein Spektakel ist dank dem wahrscheinlichen Auftritt Donald Trumps bereits gesorgt. Wir beleuchten die relevanten Themen: Prominente WEF-Teilnehmer wie Nationalbankpräsident Thomas Jordan oder Harvard-Ökonom Kenneth Rogoff verraten, welchen Quantensprung sie im nächsten Jahrzehnt erwarten. Star-Historiker Niall Ferguson, selber ein eher kritischer Gast des WEF, ordnet Donald Trump, den Brexit und Greta Thunberg ein. Der amerikanische Wirtschaftsprofessor Barry Eichengreen beantwortet die Frage nach der Zukunft des Zinses. Und der Wirtschaftspublizist Roland Tichy analysiert den «European Green Deal», der in Davos prominent durch Ursula von der Leyen und Christine Lagarde vertreten wird. **Ab Seite 48**



Feuerpause: Ex-Premier und Autor Abbott.

Der frühere Premierminister Australiens Tony Abbott kämpft als freiwilliger Feuerwehrmann gegen die verheerenden Buschbrände in seiner Heimat. In seinem exklusiv für uns geschriebenen Tagebuch berichtet er als Augenzeuge von seinen Erlebnissen und Überlegungen. Das Bild zeigt den ehemaligen Regierungschef während einer Erholungspause in einem Pub. **Seite 11**

Seit Jahren verfolgt Urs Paul Engeler die Europapolitik des Bundesrats. In seiner aktuellen Analyse zerlegt der preisgekrönte Autor und Journalist die Argumentationsketten des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse zum institutionellen Rahmenabkommen. **Seite 9**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (*Wirtschaft*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgele, Florian Schwab, Roman Zeller

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Beat Zaugg, Dieter Zwicky

**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

### Verlag:

**Verlagsleiter:** Sandro Gianini

**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:**

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** GLA United

**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Rhein-Kreuzfahrt zur Tulpenblüte

TOP  
Qualität  
&  
Preis



Katalog 2020  
Jetzt bestellen!



## Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel mit dem Luxusschiff MS Thurgau Prestige\*\*\*\*\*

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Vormittags Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch Strasbourg. Entdecken Sie die Facetten der Europastadt wie das Parlament, die Altstadt mit malerischen Fachwerkhäusern und das Münster.
- 3. Tag Köln** Passage der Loreley-Strecke. In Köln Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die alte Domstadt. Deren Wahrzeichen ist die Kathedrale, eine der grössten Europas und ein Meisterwerk der Hochgotik.
- 4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Vormittags Ausflug<sup>(1)</sup> zu den Windmühlen von Kinderdijk. Mittags Weiterfahrt nach Rotterdam und Rundfahrt<sup>(1)</sup>. Am Abend Weiterfahrt nach Amsterdam.
- 5. Tag Amsterdam** Morgens Ausflug<sup>(1)</sup> zum Keukenhof (gilt für die Abreisepdaten 29.03. bis 04.05.). Am Abreisepdatum ohne Keukenhof (12.05.), Panoramarundfahrt<sup>(1)</sup> mit Besuch des Reichsmuseums. Am frühen Abend Grachtenfahrt<sup>(2)</sup>.
- 6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Schifffahrt nach Duisburg. Ausflug<sup>(1)</sup> nach Essen zur Zeche Zollverein. Alternativ Transfer<sup>(2)</sup> nach Düsseldorf für individuelle Besichtigungen. Wiedereinschiffung in Düsseldorf.
- 7. Tag Koblenz** Rundgang<sup>(1)</sup> durch die Stadt am Deutschen Eck. Besuch der Festung Ehrenbreitstein. Lauschen Sie den Ausführungen eines Einheimischen über die einzigartige Kulturlandschaft während der Passage des «Romantischen Rheins», Heimat vieler Burgen und der Loreley.

- 8. Tag Baden-Baden** Nach der Ankunft in Plittersdorf steht am Nachmittag ein Busausflug<sup>(1)</sup> nach Baden-Baden auf dem Programm. Rundgang durch die charmante Bäder- und Kunststadt. Busrückfahrt nach Kehl und Wiedereinschiffung. Start zur letzten Reiseetappe nach Basel.
- 9. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

### MS Thurgau Prestige\*\*\*\*\*

Auf dem beliebten Luxusschiff finden 124 Passagiere in 41 Kabinen (ca. 15 m<sup>2</sup>), 7 Junior Suiten (ca. 19 m<sup>2</sup>) und 14 Master Suiten (ca. 30 m<sup>2</sup>) Platz. Alle Kabinen und Suiten sind mit Dusche/WC, TV/Radio, Safe, Föhn, Kühlschrank, Telefon, individuell regulierbarer Klimaanlage sowie Tisch und Stuhl ausgestattet. Zusätzlich verfügen die Junior Suiten über zwei bequeme Sessel und die Master Suiten über Sofa, Hocker, begehbaren Schrank und Badewanne. Die Kabinen auf Mittel-/Oberdeck haben einen französischen Balkon. Auf dem Hauptdeck können die Fenster aus Sicherheitsgründen nicht geöffnet werden. Zur Bordausstattung gehören grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Réception, Boutique, Bistro mit Internet-Corner, Fitnessraum, Massagesalon, grosses Sonnendeck mit Whirlpool. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Master Suite Oberdeck (ca. 30 m<sup>2</sup>) mit franz. Balkon



Restaurant



Panorama-Salon mit Bar

## 9 Tage ab Fr. 1190.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

### Reisedaten 2020 **Es het solangs het Rabatt**

29.03.–06.04.	<b>800</b>	22.04.–30.04.	<b>500</b>
06.04.–14.04.	<b>700</b>	04.05.–12.05.	<b>500</b>
14.04.–22.04.	<b>600</b>	12.05.–20.05.	<b>600<sup>(7)</sup></b>

<sup>(7)</sup> Ohne Keukenhof

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 7–10 p.P./Tag), Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1890
2-Bettkabine Hauptdeck	1990
Junior Suite Hauptdeck <sup>(5)</sup>	2090
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon <sup>(5)</sup>	2690
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon <sup>(5)</sup>	2790
Master Suite Oberdeck (ca. 30 m <sup>2</sup> ), franz. Balkon <sup>(5)</sup>	3090
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	290
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	890
Ausflugspaket (8 Ausflüge)	320
Annulations- und Assistance-Versicherung	69

<sup>(5)</sup> Nicht zur Alleinbenutzung möglich

### Weitere Reisen zur Tulpenblüte mit vier Schiffen

MS Edelweiss*****	<b>8 Tage ab Fr. 790.–</b>
MS Thurgau Silence*****	<b>9 Tage ab Fr. 1090.–</b>
MS Thurgau Ultra*****	<b>9 Tage ab Fr. 1090.–</b>
MS Antonio Bellucci*****	<b>9 Tage ab Fr. 1090.–</b>

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison inklusive Vollpension. Weitere Details unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)



Amsterdam



Keukenhof

<sup>(1)</sup> Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | <sup>(2)</sup> Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Weitere Informationen oder buchen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# Chef gesucht

Die SVP wirkt nach dem halbfreiwilligen Abgang ihres Präsidenten etwas ratlos. Worauf es jetzt ankommt. *Von Roger Köppel*

Die SVP sucht einen neuen Präsidenten, aber niemand scheint den Job zu wollen. Nach dem halbfreiwilligen Abgang des bisherigen Amtsträgers Albert Rösti macht die Volkspartei einen etwas ratlosen Eindruck. Im März soll der oder die Neue gewählt werden. Bereits im Mai steht die wichtige Abstimmung über die Begrenzungsinitiative bevor. Kann es sich die SVP leisten, im Vorfeld dieser Schlacht mit einem abtretenden General zu kämpfen und ungewisser Führung?

Themen vor Pöstchen, lautet eine hehre Devise der Partei, aber gewisse Posten müssen eben doch besetzt werden. Intern wird mehr oder weniger laut darüber gerätselt, warum Rösti ging oder teilweise auch gegangen wurde. Klar, die Resultate waren nicht berauschend. In der Romandie verliert die SVP seit 2011 markant, aber Rösti ist erst seit 2015 an der Spitze. Ist es sein Fehler, wenn sich der Waadtländer SVP-Bundesrat Guy Parmelin in heimatischen Gefilden nun nicht gerade als Mobilisierungsgranate erwiesen hat? Wohl kaum.

Die Schach- und Winkelzüge ums SVP-Präsidium wirken erstaunlich wenig durchdacht. Erstaunlich deshalb, weil die SVP als strategisch weitsichtig geführte Partei gilt. Meistens standen die Nachfolger bereit, als die Rücktritte ihrer Vorgänger bekannt wurden. Auf Hans Uhlmann folgte nahtlos Ueli Maurer. Als Maurer ging, stand Vizepräsident Toni Brunner bereit. Sein Rückzug mündete bruchlos in die Ära Rösti, hinter der sich nun Horizonte der Hoffnung oder Abgründe der Ratlosigkeit öffnen, je nach Stimmungslage und Einschätzung. So viel Blindflug war selten. Warum es so kam? Eigentlich weiss es niemand.

Nun hängen Wohl und Wehe einer Partei nicht ausschliesslich am nationalen Präsidenten. Christoph Blocher prägte die Schweizer SVP als Vorsteher der Zürcher Kantonalsektion. Nach dem eidgenössischen Spitzenposten strebte er nie. Seinem Selbstverständnis nach spielen Hierarchien und Ämter eine untergeordnete Rolle. Entscheidend seien Qualität und Leistung der Persönlichkeit. Gute Leute setzen sich immer durch, egal, von wo aus sie wirken. Politiker, die Karriere machen wollen, haben das falsche Motiv. In der Politik werde zu sehr von Ämtern und zu wenig von der Sache geredet.

Das alles stimmt, trotzdem braucht die SVP sehr bald einen neuen Präsidenten. Intern spürt man Unruhe. Das liegt in der Natur der

Sache, hat aber auch damit zu tun, dass sich derzeit niemand aufdrängt. Viele winken ab, hinter vorgehaltener oder weniger vorgehaltener Hand. Fast täglich fallen neue Namen. Das ist aus Sicht der Partei zum einen erfreulich, weil es anscheinend viele denkbare Kandidaten gibt. Auf der anderen Seite kommt darin auch Beliebigkeit zum Ausdruck. Möglicherweise ist nicht ganz so klar, wohin die Reise gehen und wer dafür der richtige Kapitän sein soll.

Eine starke Position hat Magdalena Martullo, politisch nach ihrem Bündner Wahlsieg, unternehmerisch als glänzende Konzernchefin, herkunftsmässig als Spross der berühmtesten Schweizer Politfamilie. Die dreifache Mutter und Unternehmerin aber steht nicht zur Verfügung, weil man unmöglich die Partei und den eigenen Betrieb gleichzeitig führen kann. Gleichwohl wird sie als Vizepräsidentin mit Führungsanspruch viel Macht und Einfluss ausüben. Zugespitzt: Wer wird mit, wer wird unter Martullo der neue Chef, die neue Chefin?

Die Findungskommission unter Ex-Fraktionschef Caspar Baader hat aber noch einen anderen Aspekt zu berücksichtigen. Was eigentlich ist das grösste aktuelle Problem der SVP? Intern scheint man sich auf eine Analyse zu verständigen, nach der die Einbussen des letzten Jahrs neben der Themenkonjunktur auch mit der Vernachlässigung von Führungsdetails zu tun gehabt haben. Gefragt sein könnte demnach ein fleissiger Organisator, eine Art Hüttenwart an der Parteispitze, der sich selbstlos in die Sektionen stürzt, um der Partei von unten, in den Kantonen wieder mehr Mobilisierungseuphorie einzupflanzen. Kein dominantes Alphanier, dafür ein empathiebegabter Spielertrainer, der bei den Leuten ankommt. Das klingt alles einleuchtend, nur hätte man

dann Rösti behalten können, der diese Qualifikationen mitbringt – und noch mehr.

Mit Blick auf künftige Kämpfe und Schlachten kann man es aber auch ganz anders sehen. Die SVP der letzten Jahre hatte kein Führungs-, sie hatte ein Charisma-Problem. Nach den glorreichen Jahren mit dem Jahrhundertphänomen Christoph Blocher, dem fröhlichen Instinktgenie Toni Brunner und dem Berner



*Knifflig: Wer folgt auf Rösti?*

Oberländer Vollkontakt-Rhetoriker Adrian Amstutz kehrte Prosa ein. Rösti war ein Präsident, der Substanz und gute Stimmung, aber wenig Autorität verbreitete. Die Gegner hatten keine Angst vor ihm. Fraktionschef Thomas Aeschi ist ein brillanter Intellektueller, ein Präzisionsmaschinengewehr der Fakten und Tabellen, aber kein Tänzer und Info-Entertainer, der die Säle zum Kochen bringt.

Mit finsterner protestantischer Pflichterfüllung allein wird die SVP die kommenden Abstimmungsschlachten kaum gewinnen. Mehr präsidiales Charisma scheint unverzichtbar, mehr Zug aufs Tor an der Spitze, mehr Humor und heitere Einschüchterungskompetenz, die den anderen Parteien wieder Furcht einflösst. Die Begrenzungsinitiative im Mai ist dabei übrigens weniger chancenlos, als die Medien suggerieren. Laut einer Umfrage des Politologen Georg Lutz ist eine Mehrheit von 55 Prozent (!) der Wähler der Ansicht, die Zuwanderung müsse begrenzt werden. Das Potenzial ist da, aber die SVP wird in diesen Auseinandersetzungen einen Chef, eine Chefin benötigen mit maximaler Argumentationspräsenz gegen eine Dauer-Übermacht von Gegnern.

Und schon bald nach dem Kampf um die Migration folgt die Mutter aller Schlachten um den institutionellen Rahmenvertrag. Da werden alle Kameralinsen und Mikrofone wie Zielfernrohre auf die SVP-Spitze gerichtet sein. In diesem Scheinwerfergewitter sollte der Präsident, sollte die Präsidentin nicht nur bestehen, sondern auch abräumen und überzeugen können: allein gegen alle andern und die Medien.

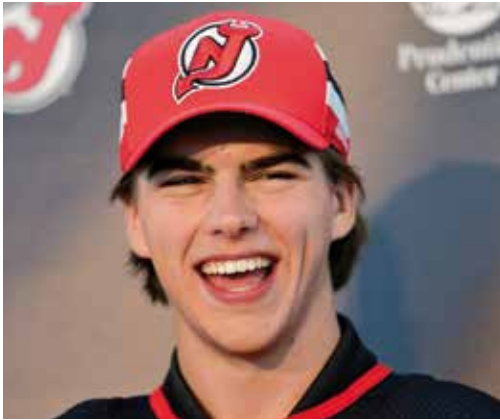
Wen auch immer die SVP-Delegierten im nächsten März zu ihrem Präsidenten wählen: Es geht nicht nur um die Zukunft der Partei, es geht um die Zukunft der Schweiz.

Wir machen  
Ihren Venen  
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete  
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

PYRAMIDE  
KLINIK AM SEE



Amerikanisches Märchen: Nico Hischier. Seite 20



Tragikomisch: Meghan und Harry. Seite 14



«Europas Problem ist ein Machtvakuum. Das wird dieses Jahr sehr deutlich werden.»

Niall Ferguson: Seite 52

## Titelgeschichte

### 18 Ölzweig und Drachenblut

Wie es Donald Trump schafft, die Welt jeden Tag aufs Neue zu irritieren

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare  
Blockfrei handeln und prosperieren
- 10 Kirche Papst gegen Papst
- 11 Tagebuch Australien, Land der Dürre und der Regenfluten
- 12 Herodot  
Alliierte wider Willen
- 13 Porträt der Woche
- 14 **Kopf der Woche** Meghan und Harry:  
Remmidemmi royal
- 24 Mörgeli  
Grüne stoppen Federers Tennisspiel
- 24 Bodenmann  
So sicher wie das Elektroauto
- 25 Medien  
Monetäre Männerfreundschaft
- 25 Die Deutschen  
Amok in München
- 47 Brief aus Berlin  
Überfluss und Mangel
- 59 Die chinesische Sicht  
Mut und Selbstvertrauen

## WEF-Spezial

- 48 Umfrage Lichtblicke des Jahres
- 51 Trump, Thunberg, Lagarde  
Who is who in Davos
- 52 Niall Ferguson  
«Träum weiter, Brüssel»
- 54 Europas grüner Zentralstaat  
Merkel, Lagarde, von der Leyen
- 56 Aus dem Windschatten  
Kommen die Zinsen zurück?

- 57 Brexit Wachstum jenseits der EU
- 58 Klimajugend  
Gretas wahre Leistung

## Inland

- 28 Wenn die Partynacht im Spital endet  
Schwule in Gefahr
- 29 Unklare Strafnorm Was man  
vielleicht nicht mehr sagen dürfte
- 30 **Botschafter Lustig**  
Paul Segers Selbstinszenierungen
- 31 Freipass für den Rechtsbruch  
Die Justiz billigt zivilen Ungehorsam
- 32 Ihr Kinderlein kommet  
Vorwärts in den Krippenstaat
- 34 Ueli Maurer, übernehmen Sie!  
Spekulationen in der Volkspartei
- 35 Fall Sperisen  
Anwälte verlangen eine Revision
- 36 Weltinnenpolitik in Bern  
Die Uno macht Schweizer Politik

## Ausland

- 20 **David Petraeus** «Den Iran wieder an  
den Verhandlungstisch bringen»
- 22 Inside Washington Nichts begriffen
- 23 Wie schwach ist der Iran?  
Zustand der Mullahkratie
- 42 **800 Millionen Tote** James  
Hamilton-Paterson über Australien
- 44 **Jair Bolsonaro** «Kein Land schont  
die Umwelt mehr als Brasilien»

## Kultur & Gesellschaft

- 33 **Federers Befreiungsschlag**  
Doppel mit Klima-Ikone Greta
- 38 Eishockey Die Traumkarriere  
des Wallisers Nico Hischier
- 40 Jubiläen des Jahres Vom Klosterplan  
bis zum Seite-3-Girl

- 62 Über Frankreich scheint die Sonne  
Académie française als Avantgarde
- 65 Das Ende der Frage  
Der Gegen-die-Wand-Redner
- 66 **Dracula**  
Die Wahrheit über den Wiedergänger

## Rubriken

- 9 Im Auge Thomas Bucheli
- 16 Personenkontrolle
- 17 Nachruf Sultan Kabus bin Said
- 26 Darf man das?
- 26 Leserbrief
- 27 Fragen Sie Dr. M.
- 41 Die Bibel  
Wundersame Wertschöpfung
- 60 Ikone der Woche Run-D.M.C.
- 65 Jazz E. S. T.: Live in Gothenburg
- 67 Sprache Die Drübigen
- 68 Kino «Platzspitzbaby»
- 69 Knorrs Liste
- 69 Körzis Hollywood  
Verändert ein Oscar das Leben?
- 70 Thiel Diskriminierung
- 70 Namen  
Heiratslust im Engadin
- 70 Fast verliebt Gute Eifersucht
- 71 Unten durch Sterne aus Bambus
- 72 Wein Vorschlag zur Güte
- 72 Salz & Pfeffer Lieblingsbeizen
- 73 Auto BMW X3 M Competition
- 74 Tamaras Welt  
Schadet der Penis dem Klima?





WINTERSAISON VON 28.11.19 BIS 03.05.20



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR  
**CHASA MONTANA**  
HOTEL & SPA

**SILBERSCHNEEWOCHEN**

04.01 – 25.01.2020

Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneeverhältnissen und überragender Leistung.

Ab **CHF 790,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1510,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

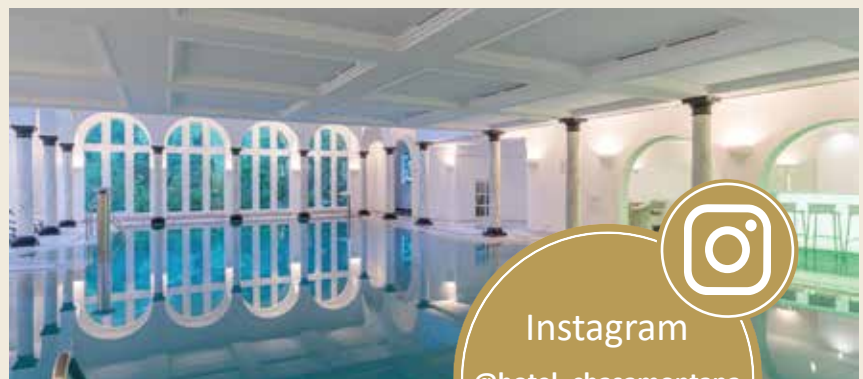
dazu: CHF 50,- Gutschein für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutschein p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

**WINTER DELUXE:** Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.000 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m2 große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!

WINTER SPECIAL

04.01.20 – 25.01.20, 07.02.20 – 16.02.20, 21.03.20 – 04.04.2020  
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

**ZEGG.CH**  
HOTELS & STORES



Instagram

@hotel\_chasamontana  
#hotelchasamontana

www.hotelchasamontana.ch



Exklusiv:  
3 Kabinen, 4 Crew



## VIP-Yachting Kroatien

# Segeln im Insel-Naturparadies

Unterwegs in den einzigartigen Kornaten und im Telascica-Naturpark erleben Sie unvergessliche Yachting-Ferien. Erkunden Sie Kroatiens traumhaftes Naturparadies auf unserem eleganten Zweimaster.

Der Naturpark Telascica und die Kornati-Inseln mit ihren weit über hundert kleinen Eilanden und Riffen sind noch ein Geheimtipp. Sie segeln entlang der herrlichen kroatischen Küste, von Insel zu Insel. Jedes Mal, wenn die Crew den Anker wirft, erwartet Sie eine neue Welt. Es sind Buchten mit kristallklarem Wasser, in denen viel Privatsphäre und Zeit zum Baden und Entspannen garantiert sind. Sie reisen sanft und im kleinen Rahmen mit sechs Personen. Eine erfahrene vierköpfige

Crew kümmert sich um Ihr Wohl. Sie geniessen die mediterrane Küche, den lokalen Wein und jeden Tag viel Sonne, Ruhe, Segeln und die atemberaubende Natur. Dazu kommt die Möglichkeit, täglich etwas Neues zu entdecken. Gönnen Sie sich diese Traumferie – alleine oder zusammen mit Ihren Liebsten.

**Ihre Traum-Yacht mit Crew**  
35-Meter-Zweimast-Segelyacht; 4 Crew-Mitglieder; 3 geräumige, klimatisierte Gästekabinen mit Dusche/WC; grosser Esstisch auf Deck und im Salon; Sonnenliegen; Stand-up-Paddel; Schnorchelausrüstung und Beiboot.

### Unser Traumprogramm

1. Tag: Sumpetar–Okrug Gornji
2. Tag: Okrug Gornji–Zirje oder Rogoznica
3. Tag: Zirje–Kakan und Kornaten
4. Tag: Kornaten–Jezero–Mir–Telascica
5. Tag: Kornaten–Primosten-Region
6. Tag: Primosten-Region–Solta
7. Tag: Solta–Sumpetar
8. Tag: Sumpetar



### Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusive Yachting-Ferien Kroatien**  
35-Meter-Zweimast-Segelyacht  
4 Crew-Mitglieder

#### Reisetermine:

- 20. bis 27. Juni 2020
- 5. bis 12. September 2020
- 12. bis 19. September 2020

#### Leistungen inklusive:

- Yachtreise ab/bis Split
- Betriebskosten der Yacht
- Halbpension
- Captain's Dinner

#### Spezialpreis pro Person:

- VIP-Zweibettkabine Fr. 3870.–
- Master-Doppelbett-Kabine Fr. 4280.–

#### Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an [info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch).  
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular auf [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

#### Veranstalter:

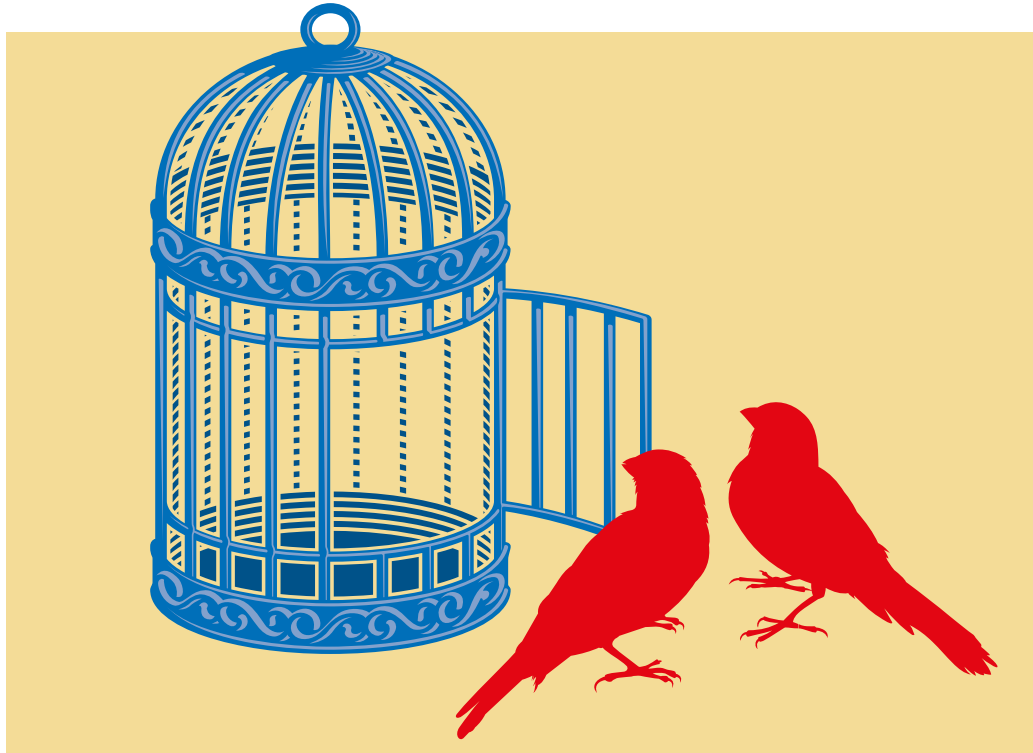
Executive CH, 5430 Wettingen  
[www.executive-yachtreisen.ch](http://www.executive-yachtreisen.ch)  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Blockfrei handeln und prosperieren

Von Urs Paul Engeler — Die Ankettung an die geschwächte EU raubt der Schweiz existenzielle Optionen.



Verblendung und Kurzsichtigkeit.

Die Wahlen sind vorbei; das feige Schweigen in Bern zur geplanten Einbettung der Schweizer Eidgenossenschaft in die EU dauert an.

Äusserst knapp, denkbar dürr und fein versteckt als Ziel 12 (von 18) seines Programms für 2020 wickelt der Bundesrat den verhängnisvollsten Entscheid des Jahres ab, den er treffen wird, sobald er im Verbund mit der Wirtschaftsmacht die «Begrenzungs-Initiative» gebodigt hat: die Billigung des Abkommens über die vollständige Integration des Landes in den europäischen Wirtschaftsraum, «EU-Rahmenabkommen» genannt oder «institutionelles Abkommen (InstA)». Im Herbst, so sagt er an, werde er den folgeschweren Vertrag dem Parlament zur Absegnung vorlegen.

Über Details des drohenden Diktats der EU-Zentrale wurde schon debattiert, über den Abbau des Lohnschutzes, über das Verbot staatlicher Beihilfen, über die Unionsbürgerrichtlinie, die hiesiges Recht werden soll. Diese verdrängten Diskussionen werden wieder aufkochen. Geopfert wird mit dem fatalen Vertrag jedoch viel Grundsätzlicheres: die Kompetenz der Schweiz, (wirtschafts-)politisch autonom und nach allen Seiten hin flexibel nach ihren vitalsten Bedürfnissen zu handeln.

Zum 25-jährigen Bestehen der Welthandelsorganisation (WTO) haben Analytiker, so

auch der Kommentator der NZZ, den aktuellen Stand der realen Wirtschaftspolitiken dargestellt. Ihr Fazit: Die Länder entfernen sich immer weiter vom WTO-Prinzip des global freien Handels und ballen sich zu regionalen Machtblöcken, die das volle ökonomische Waffenarsenal (Strafzölle, Retorsionen) auffahren, um ihre Interessen durchzusetzen. Die USA, China, Russland, Indien und auch die EU, «die weiss, wie man Märkte abschottet» (NZZ), entwickeln sich zu rivalisierenden und protektionistisch agierenden Wirtschaftsräumen.

Für die kleine offene Volkswirtschaft der Schweiz kann dieser Befund nur eines bedeuten: dass sie noch intensiver und konsequenter genau das tut, was sie schon immer tat und was sie stark gemacht hat: blockfrei, wendig bis opportunistisch weltweit Chancen und Absatzmärkte orten und nutzen, auf WTO-Basis massgeschneiderte Handelsverträge mit unterschiedlichen Partnern abschliessen. Die institutionelle Ankettung an die EU, Partei im Wirtschaftskrieg, bewirkt indes exakt das Gegenteil: Sie schadet.

## «Modernisierung» einleiten

Derzeit hat die Schweiz zwei ungleiche Typen von Kontrakten mit der Europäischen Union vereinbart: die unseligen, von der EU kontrol-

» Fortsetzung auf Seite 10

## Im Gwöuch



Thomas Bucheli, Wetter-Erklärer.

Die Mittellandschweiz leidet wieder einmal unter dem Nebeldecken-Blues, und der SRF-Chefmeteorologe Thomas Bucheli, luzernisch «Bocheli», holt zu einer seiner Volkshochschul-Lektionen aus. Sie dauert endlose viereinhalb Minuten, erst gegen Ende leitet er über «zom morndrige Taag» und «zom Näbel, wo sich tuet bilde». Weshalb redet er überhaupt Mundart, in der «Tagesschau» wird doch Hochdeutsch gesprochen? Unterlegt wird das Dialektwort des Propheten auf der Wettertafel mit neckischen Ortsnamen wie Gilly oder Prosito, nicht etwa mit den Ballungsgebieten oder den Karawansereien unseres Tourismus. Und wie schafft das ZDF eine Prognose für das Land von Sylt bis zur Zugspitze in achtzig Sekunden?

Vielleicht gehen diese nebelhaften Auftritte auf ein Besserwisserduell, eine Feindschaft unter Wetterdeutern zurück. Jörg Kachelmann, gebürtiger Deutscher und Erfinder der «Blumenkohlwolken», und Thomas Bucheli, der Wortschöpfer des «Gwöuch» (Bewölkung), arbeiteten einst Ellenbogen an Ellenbogen, Kachelmann wirkte als eine Art Schulmeister. Bis er sich als Privatunternehmer freischwamm und Bucheli mit Kamera und Computer aufs Studiodach stieg: das Wetter als Freiluftveranstaltung (die Idee hatte Filippo Leutenegger) mit passender Garderobe.

Bucheli leuchtet wie Sonnenschein auf das überalterte SRF-Publikum, sein Meteoblock um acht, ein Hybrid von E und U, bleibt die meist gesehene Sendung. Das Wetter kommt als «Fronten», wie fremde Besatzer, «zu öis ine». Gutwetter ist erfreulich, Schlechtwetter ärgerlich. Der Klimawandel: kaum ein Thema, wie auch Waldbrände, Smog, Ozonwerte. Seine Frau fand Bucheli, 59, in der Heiratsvermittlerin, bei der er als Klient vorsprach. Im Urlaub ist der glückliche Cervelat-Promi als Mann zum Anfassen unterwegs – Azoren, Amazonas, Arktis, Antarktis –, im Sold von Tourveranstaltern. Und er erinnert in jeder Nummer an Emil, den genialen Komiker des Alltäglichen. Wie wenn Emil den Bucheli spielen würde oder Bucheli den Emil. Applaus, für beide! Peter Hartmann

lierten bilateralen Verträge, die das Land sektoriell an Brüssel binden, und den äusserst wichtigen Freihandelsvertrag von 1972, der vor allem den freien Verkehr mit Industriegütern garantiert und bei Streitfällen nach den Regeln der WTO interpretiert und umgesetzt wird. Ruft der WTO-Schiedsrichter, so schreiten die Schweiz und die EU als gleichberechtigte Partner an den Tisch. Der Rahmenvertrag macht nun aber Schluss mit dieser Begegnung auf Augenhöhe.

In der «gemeinsamen Erklärung EU–Schweiz zu den Handelsabkommen» zeigt die Schweiz sich bereit, «eine Modernisierung» aller bestehenden Verträge, «insbesondere des Freihandelsabkommens», einzuleiten. Das tönt noch nicht dramatisch, hat jedoch zur im Vertragstext klar definierten Konsequenz, dass das institutionelle Abkommen nachträglich auch auf die alten Freihandelsabkommen angewendet wird, «insbesondere, was den «Streitbeilegungsmechanismus» betrifft. Die Systemwende ist gravierend. Die Schweiz wird wirtschaftspolitisch weitgehend in den von der EU-Zentrale kontrollierten Binnenmarkt eingebunden, faktisch in die Zollunion eines Wirtschaftsblocks eingerückt und so ihrer Kompetenz beraubt, gemäss eigenen Bedürfnissen mit Drittländern (und mit der EU) auf WTO-Basis selbständig neue Handelsverträge einzugehen. Als integrierte und abhängige Binnenmarktteilnehmerin müsste die neutrale Schweiz somit auch die Handelsabkommen und die handelspolitischen Kampfhandlungen (Strafzölle) der EU mittragen. Und je krampfhafter nach dem Brexit die verwundete Rest-EU sich nun zusammenschliesst, desto düsterer sind die politischen Prognosen.

Dass der Bundesrat und der Dachverband der Grosswirtschaft (Economiesuisse) einen Vertrag akzeptieren, der das Land fast unwiderruflich an einen Block fesselt, kann nur mit zwei politischen Augenleiden erklärt werden: mit der Verblendung und der Kurzsichtigkeit. Rauschhaft skandieren die Ideologen ihre Parolen von der befreienden «Weltoffenheit» – und rennen derweil blind in den verengten europäischen Käfig. Die internationalisierte Wirtschaft propagiert die neue «Rechtssicherheit» und die Bedeutung devoter Annäherung an die wichtigste Handelspartnerin – und realisiert offenbar noch nicht, welcher Chancen sie sich auf den übrigen Märkten beraubt. Herrschte globale Weitsicht in den Economiesuisse-Köpfen, so hätten diese beim Blättern in den Aussenhandelsstatistiken sehen müssen, dass die Exporte in den stagnierenden EU-Raum relativ an Gewicht verlieren, während das Geschäft mit andern Wirtschaftsräumen zum Teil markant zulegt.

Blockfreiheit hat der Schweiz Existenz und Erfolg gesichert.

## Kirche

# Papst gegen Papst

*Von Peter Keller* — Der Streit um das Priesterzölibat lenkt vom Wesentlichen ab: Päpste können die Kirche nicht einfach nach ihren Wünschen modellieren.

**H**at er jetzt seine Einwilligung gegeben oder nicht? Ist die Veröffentlichung des Textes über das Priesterzölibat ein «Missverständnis», wie der Privatsekretär von Benedikt XVI. umgehend zu beschwichtigen versuchte? Oder doch im Sinne des emeritierten Papstes erfolgt? Egal. Geschrieben ist geschrieben, gesagt ist gesagt.

Die katholische Kirche muss sich gerade mit einer ungeheuerlichen Situation befassen. Da sind zwei Päpste mit wahrscheinlich unterschiedlicher Auffassung in einer zentralen Frage: Sollen auch verheiratete Männer, vorerst in entlegenen Gebieten des Amazonas, zum Priesteramt zugelassen werden? Ist der Zölibat, die sexuelle Enthaltensamkeit von Klerikern, verhandelbar oder nicht?

Mit Kardinal Robert Sarah und Benedikt XVI. ziehen zwei hochrangige Theologen eine purpurrote Linie. Mag das eben erschienene Buch «Aus der Tiefe unserer Herzen» auch nicht ein gemeinsam vereinbartes Projekt gewesen sein, die Botschaft darin teilen Benedikt und Kardinal Sarah uneingeschränkt: Der priesterliche Zölibat ist unantastbar. Jede Schwächung dieser «sakramentalen Verbindung», schreibt Kardinal Sarah, würde das Lehramt des Konzils und der Päpste Paul VI., Johannes Paul II. und Benedikt XVI. in Frage stellen.

Kardinal Sarahs Bitte an den amtierenden Papst ist ein Ultimatum: «Ich bitte Franziskus,

uns definitiv vor einer solchen Eventualität zu schützen, indem er ein Veto gegen jede Schwächung des Gesetzes des priesterlichen Zölibats einlegt, selbst wenn sie sich auf eine einzelne Region beschränkt.»

### Provoziert Benedikt die Kirchenspaltung?

Man muss an dieser Stelle festhalten, dass sich Franziskus I. noch nicht klar zur Aufweichung des Priesterzölibats geäussert hat. Das Buch zwingt ihn nun aber zum Positionsbezug. Und der Hauptautor, Kardinal Sarah, definiert unter Einbezug der Autorität des noch lebenden Vorgängerpapstes die Fallhöhe: Die mögliche Weihe verheirateter Männer zu Priestern sei eine «pastorale Katastrophe», eine «Verwirrung» und eine «Verdunkelung des Verständnisses des Priestertums».

Mit dieser Vorgabe bleibt Franziskus nur die Unterordnung oder der totale Bruch und damit das Risiko einer Kirchenspaltung. Wobei die meisten Medienkommentare es umgekehrt sehen: Benedikt breche sein Schweigegeplübe, er werfe wiederholt den «dogmatischen Knüppel» zwischen die Beine des reformwilligen Franziskus', in Wahrheit seien es die oppositionellen Konservativen in der Kurie, die die Kirchenspaltung provozieren würden.

Geht es hier um einen Machtkampf zwischen Papst und «Gegenpapst»? Zwischen fortschrittlichen und beharrenden Kräften in der Kirche? Wer in diesen Kategorien denkt, sieht nur das vordergründige Spektakel. Noch weniger geht es in diesem Konflikt darum, wer recht hat und wer nicht. Die katholische Kirche folgt anderen Gesetzen als Parteien, Medien oder die Öffentlichkeit. Ein Papst hat nicht eine Meinung und der nächste Papst eine andere.

Lange bevor er zum Oberhaupt der Kirche gewählt wurde, sagte Joseph Ratzinger, der Papst sei eben nicht der oberste Herrscher, sondern «Knecht der Knechte Gottes». Er sei Garant des Gehorsams. Die Kirche könne nicht machen, was sie möchte. Genauso wenig wie der Papst. «Wenn in der Kirche die Versuchungen entstehen, es jetzt anders, bequemer zu machen, muss er [der Papst] fragen, können wir das überhaupt?»

Ratzingers Antwort ist klar: Er kann es nicht. «Der Papst ist also nicht das Organ, durch das man sozusagen eine andere Kirche herbeirufen kann, sondern er ist der Schutzwall gegen die Eigenmächtigkeit.» Diesen unbequemen Auftrag hat Benedikt seinem Nachfolger in Erinnerung gerufen.



*Unbequemer Auftrag:* Franziskus (l.), Benedikt.





Die ganze Welt schaut wie gebannt zu: Inferno in Australien.

## Tagebuch

# Land der Dürre und der Regenfluten

Von **Tony Abbott** — Ich erlebe hautnah, wie die Australier gegen die verheerenden Brände kämpfen. Doch es gab schon schlimmere Buschfeuer. Auch ist an der Trockenheit nicht in erster Linie der Klimawandel schuld.

Als meine Löschcrew in der vergangenen Woche in der kleinen australischen Ortschaft Adaminaby eintraf, warteten dort, neben etlichen Lokalreportern, auch Journalisten aus Frankreich und Norwegen. Die Buschbrände, die seit mehr als vier Monaten wüten und weite Teile der ostaustralischen Bundesstaaten verwüstet haben, sind nicht nur für die Australier ein grosses Thema. Filmaufnahmen von fliehenden Kängurus vor lichterloh brennenden Häusern bewirken, dass inzwischen die ganze Welt wie gebannt zuschaut. Ist dies nur ein weiteres Beispiel für die Gefahren, in einem «weiten braunen Land» zu leben, oder kündigt sich hier schon an, wie in Zeiten der Erderwärmung die Zukunft für viele Länder aussehen könnte?

Greg Mullins, der ehemalige Chef des Brandschutz- und Rettungsdienstes von New South Wales, ist der Ansicht, dass mit mehr Buschbränden zu rechnen sein wird, wenn die Menschheit (und besonders Australien) nicht rascher den Kohlendioxidausstoss reduziert. Greg ist, wie ich, Freiwilliger im New South Wales Rural Fire Service. Ich habe ihn bei Einsätzen erlebt, er ist ein vorbildlicher Feuerwehrmann, dem seine Leute grosses Vertrauen entgegenbringen. Zwar dürften die Buschbrände die schlimmsten sein, die einige Teile Australiens erlebt haben, aber ich halte es für falsch, sie in erster Linie dem Klimawandel zuzuschreiben.

Bislang sind bei den Buschbränden rund 8 Millionen Hektar Land mit 2000 Wohnhäusern zerstört worden und 26 Menschen ums Leben gekommen. Allerdings wurden bei den «Black Thursday»-Buschbränden in Victoria im Jahr 1851 binnen weniger Tage 5 Millionen Hektar zerstört. In der Buschbrandsaison 1974

wurden über 100 Millionen Hektar zerstört. Und bei dem «Black Saturday»-Feuerhorror 2009 wurden 2000 Häuser zerstört und 173 Menschen getötet. Australien ist schon immer ein Land «der Dürre und der Regenfluten» gewesen, und das wird es auch bleiben, unabhängig davon, inwieweit menschliches Tun sich auf das Klima auswirken könnte.

### Blitze, Brandstiftung

Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei – ungewöhnlich für eine australische Naturkatastrophe – nicht die Bemühungen der Einsatzkräfte und die Massnahmen der Regierung, um diese Tragödien zu verhindern, zu bekämpfen und den Wiederaufbau in die Wege zu leiten. Von Anfang an ging es bei den öffentlichen Diskussionen vor allem um den Klimawandel, obwohl kurz vor Ausbruch der Buschbrände einer der führenden australischen Klimaforscher, Professor Andy Pitman, darauf hingewiesen hatte, dass man die gegenwärtige Trockenheit nicht in erster Linie dem Klimawandel zuschreiben könne und dass im letzten Jahrhundert das Auftreten von Dürreperioden nicht zugenommen habe.

Tatsächlich ist Australien auf einem guten Weg, die Pariser Klimaziele zu erfüllen – im Gegensatz zu vielen anderen Ländern, die im Brustton der Überzeugung verkünden, dass der Klimawandel die grösste Bedrohung des Planeten sei. Dennoch wurde Premierminister Scott Morrison von einigen Opfern der Buschbrände wüst beschimpft, obwohl diese Feuer durch Blitze und Brandstiftung ausgelöst worden waren (und nicht durch den Klimawandel). Zehntausende Feuerwehrleute, zum grössten

Teil Freiwillige, tun – weitab von Pressekonferenzen und Leitartikeln – das Menschenmögliche, um Wohngebiete vor den Flammen zu schützen. Ich habe meiner Brigade immer gesagt, dass ich nach dem Ende meiner aktiven Zeit in der Politik als Feuerwehrmann Dienst tun würde, ohne zu ahnen, in welchem Ausmass das Land in diesem Sommer mit Bränden zu tun haben würde.

Seit Anfang September kämpfen Freiwillige gegen die Flammen. Drei Fünf-Tage-Einsätze im Norden, seit kurzem drei Fünf-Tage-Einsätze im Süden, dazu neun Tageseinsätze in der Region Sydney, an denen ich teilgenommen habe, dürften typisch sein für viele der rund 50 000 Freiwilligen des Rural Fire Service.

Arbeitgeber stellen ihre Mitarbeiter frei, und Freiberufler verzichten auf Einnahmen, um in Krisenzeiten dem Land zu dienen. Neben den Feuerwehrleuten gibt es eine Armee von freiwilligen Helfern, die für Verpflegung sorgen. Polizisten, Strassenarbeiter und Mitarbeiter von Stromunternehmen sorgen dafür, dass unpassierbare Strassen gesperrt bleiben, umgestürzte Bäume beseitigt werden und die Menschen wieder Strom haben, nachdem die Feuerwalze vorbeigezogen ist. Zuletzt ist auf Drängen des Premierministers auch die Armee eingesetzt worden. Bald wird in den kleinen Städten, die am meisten unter der Katastrophe gelitten haben, der Wiederaufbau beginnen.

Für die Feuerwehrleute gibt es Momente von Nervosität, wenn sie einer fünfzehn Meter hohen Flammenwand gegenüberstehen. Man empfindet aber auch tiefe Befriedigung, wenn man in einer verzweifelten Situation, in der Leib und Leben bedroht sind, helfen kann. Und das gilt nicht nur für Menschen. So konnten wir an der Nordküste beispielsweise die Flammen von einem Baum fernhalten, in dem sich ein Koala versteckt hatte.

Vor etwa einer Woche wurden wir in der Ortschaft Milton an der Südküste, nachdem unsere Löschfahrzeuge von Kollegen aus Nordsydney betankt worden waren, vom lokalen Kneipenwirt zu einem Imbiss eingeladen. Als wir wieder aufbrachen, standen alle Gäste auf und klatschten. Für mich ist das der australische Spirit: Die Menschen helfen nach Kräften – in ihrem Job, anderen bei ihrem Job oder indem sie andere einfach ermutigen und unterstützen. Gewiss haben wir unterschiedliche politische Ansichten, aber der Kampf gegen die unmittelbare Bedrohung steht immer an erster Stelle.



Tony Abbott war von 2013 bis 2015 australischer Premierminister und ist seit 2000 stellvertretender Kommandant der Davidson Rural Fire Brigade.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Mehr zum Thema: **Seite 42**



Herodot

## Alliierte wider Willen

Seit dreissig Jahren befördern die USA ungewollt den Aufstieg des Iran zur Regionalmacht. Die Tötung des pragmatischen Generals Qasem Soleimani könnten die Amerikaner bald bereuen.

**E**in Jahr nach der Islamischen Revolution des Iran zerschlug sich im iranisch-irakischen Krieg von 1980 bis 1988 die Hoffnung der Mullahs, dass sich die schiitische Bevölkerungsmehrheit des Irak mit dem Iran solidarisieren würde. Praktisch die ganze Welt – der Westen und die Sowjetunion in einmaliger Eintracht – unterstützte den Angriffskrieg des Irak und ignorierte dessen abscheuliche Kriegsverbrechen. Nur Israel unterstützte den Iran im Geheimen, getreu der nahöstlichen Weisheit, dass der Feind meines Feindes mein Alliiertes sei. Eine ganze Generation junger Iraner fand einen grauenvollen Tod, vergleichbar nur mit dem Leiden der Soldaten im Ersten Weltkrieg. Nachdem der Krieg in einem Patt geendet hatte, war der Iran erschöpft, isoliert und von Feinden umgeben – weit entfernt davon, eine Regionalmacht zu werden.

Nur ein gutes Jahr nach Kriegsende setzten sich George Bushs USA an die Spitze einer breiten Koalition zur Befreiung Kuwaits von der irakischen Annexion (Saddam Hussein hatte mit den Öleinkünften dieser ehemals irakischen Provinz seine Kriegsschulden bezahlen wollen). Saddams Truppen wurden pulverisiert. Um die Luftwaffe zu retten, übergab er sie ausgerechnet dem Iran, der sie zwanzig Jahre lang behielt. Nach der Niederlage erstickte Saddam blutig einen Aufstand der irakischen Schiiten. Die USA unterstützten ihn indirekt dabei. Praktisch die gesamte schiitische Elite floh in den Iran, dem sie zuvor die Unterstützung verweigert hatte. Ungewollt hatten die USA so dazu beigetragen, die strategische Position des Iran ungemein zu stärken. Doch das war nur der Anfang.

Als George W. Bush seinen Ödipuskomplex auslebte und mit der Eroberung des Irak zustande bringen wollte, was sein Vater weise vermieden hatte, ergaben sich für den Iran ungeahnte Perspektiven. Mit der Durchführung allgemeiner Wahlen überga-

ben die USA den Irak faktisch der schiitischen Bevölkerungsmehrheit. Deren Führung kehrte in Scharen aus dem iranischen Exil zurück und übernahm die Macht. Dies bedeutete aber noch keinen Schulterschluss mit dem Iran. Dazu brauchte es weitere Dummheiten der USA.

Bush junior eliminierte die arabischen Sunniten, die den Irak seit über 1300 Jahren dominierten, fast völlig aus Verwaltung und Armee und entzog vielen von ihnen damit auch die

### Die gewieften Schachspieler in Teheran könnten auch aus diesem Tiefschlag gestärkt hervorgehen.

Lebensgrundlage. In ihrer Verzweiflung suchten diese traditionell streng laizistischen irakischen Sunniten die Unterstützung der fundamentalistischen Saudis. So entstand der IS und brachte fast über Nacht einen Grossteil des Irak und Syriens unter seine Kontrolle. Die irakische und die syrische Regierung standen vor dem Zusammenbruch. Die USA waren aber nicht gewillt, Bodentruppen zum Kampf gegen den IS einzusetzen.

**B**eide bedrängten Regierungen baten daher den Iran dringend um Hilfe. Angeführt von Qasem Soleimani leistete dieser massive Unterstützung. Unter erheblichen Opfern trug der Iran zusammen mit seinen arabischen Klientel-Milizen am Boden die Hauptlast des Kampfes gegen den IS. Dabei kam es zumindest im Irak zu einer stillschweigenden Zusammenarbeit zwischen den USA und Soleimani. Die Unterstützung war natürlich nicht uneigennützig. In beiden Ländern etablierte der Iran eine Art Schattenherrschaft. Auch im Libanon erlangte die einst vom Iran gegründete Hisbollah mit der Wahl ihres Schützlings Michel Aoun zum Präsidenten entscheidenden Einfluss auf die Regierung. Wie letztmals vor 2300 Jahren reichte die Einflusszone des Iran nun vom Mittelmeer bis zum indischen Subkontinent.

Die im Irak und in Syrien verbliebenen amerikanischen Truppen von ein paar tausend Mann sind allerdings ein Hindernis zur vollen Etablierung der iranischen Oberherrschaft über den fruchtbaren Halbmond. Der Iran war deshalb seit einiger Zeit bestrebt, diese aus dem Irak zu vertreiben, scheiterte aber am Widerstand nationalistischer Schiiten. Zudem begehrte die Jugend, auch die schiitische, im Libanon und im Irak gegen die iranische Dominanz auf.

Die Ermordung Qasem Soleimanis durch die USA hat nun entscheidend zur Überwindung dieser beiden Hindernisse beigetragen. Das irakische Parlament hat die Regierung aufgefordert, die US-Truppen auszuweisen. Auch wenn dies nicht geschieht, dürften schiitische Milizen, deren Anführer ebenfalls dem US-Angriff zum Opfer fiel, die Sicherheitslage für die GIs so prekär werden lassen, dass sie möglicherweise «freiwillig» abziehen. Auch die Demonstrationen der Jugend erhielten einen Rückschlag, denn viele wollen sich nicht dem Vorwurf aussetzen, mit den USA gemeinsame Sache zu machen. Der Mord bot dem Iran zudem den Vorwand, die letzten Restriktionen seines Nuklearprogramms fallenzulassen. Die anderen Unterzeichner des Atomabkommens nahmen dies einigermassen stillschweigend hin, denn ihr Hauptbestreben gilt der Verhinderung einer weiteren Eskalation.

**D**ie gewieften Schachspieler in Teheran könnten so auch aus diesem Tiefschlag gestärkt hervorgehen, und Qasem Soleimani, der Mastermind hinter dem Aufstieg des Iran zur Regionalmacht, mag durch seinen Tod einen letzten und entscheidenden Beitrag zur Vollendung seines Traums geleistet haben.

Nicht nur deswegen könnten die USA Soleimanis Tod bald bereuen. Er war ein sehr pragmatischer Akteur, der schon in Afghanistan und dann auch im Irak immer wieder mit den USA stillschweigend kooperiert hatte und sich an Abmachungen hielt. Manche sahen in ihm gar einen möglichen Hoffnungsträger für eine Transition des Iran zu mehr Laizismus und einer Verständigung mit dem Westen. Im engen Umfeld von Revolutionsführer Ali Chamenei wird dies sonst kaum jemandem zugetraut.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.



# Porträt der Woche

## Ausland

Nach dem Tod General Soleimanis durch das US-Militär gesteht das iranische Regime den **unfreiwilligen Abschuss** eines ukrainischen Passagierflugzeugs mit 176 Toten ein. Nach anfänglicher Solidarisierung wächst die Wut der iranischen Bürger auf die eigenen Machthaber. Auf der mobilen App Tiktok, die insbesondere bei der sogenannten Generation Z beliebt ist, wächst seit der Iran-Krise die Angst vor dem dritten Weltkrieg rapide an.

Vor 150 Jahren gründete der Grossindustrielle **John D. Rockefeller** die Standard Oil Company. Rockefeller gilt als einer der reichsten Männer der Geschichte. Noch ein Jubiläum: vierzig Jahre Grüne Partei Deutschland.

In China gibt es kurz vor dem Neujahrsfest am 25. Januar, das im Zeichen der Ratte stehen wird, **zu wenig Schweinefleisch** für die Festlichkeiten. Im vergangenen Jahr war die Hälfte aller Schweine des Landes an der Afrikanischen Schweinepest gestorben.

**Meghan und Harry**, Herzog und Herzogin von Sussex, erklären auf Instagram ihren Rückzug von königlichen Pflichten. Das Londoner Wachsfigurenkabinett Madame Tussauds entfernt die **Wachsfiguren** des Paares umgehend aus der Nähe der königlichen Familie.

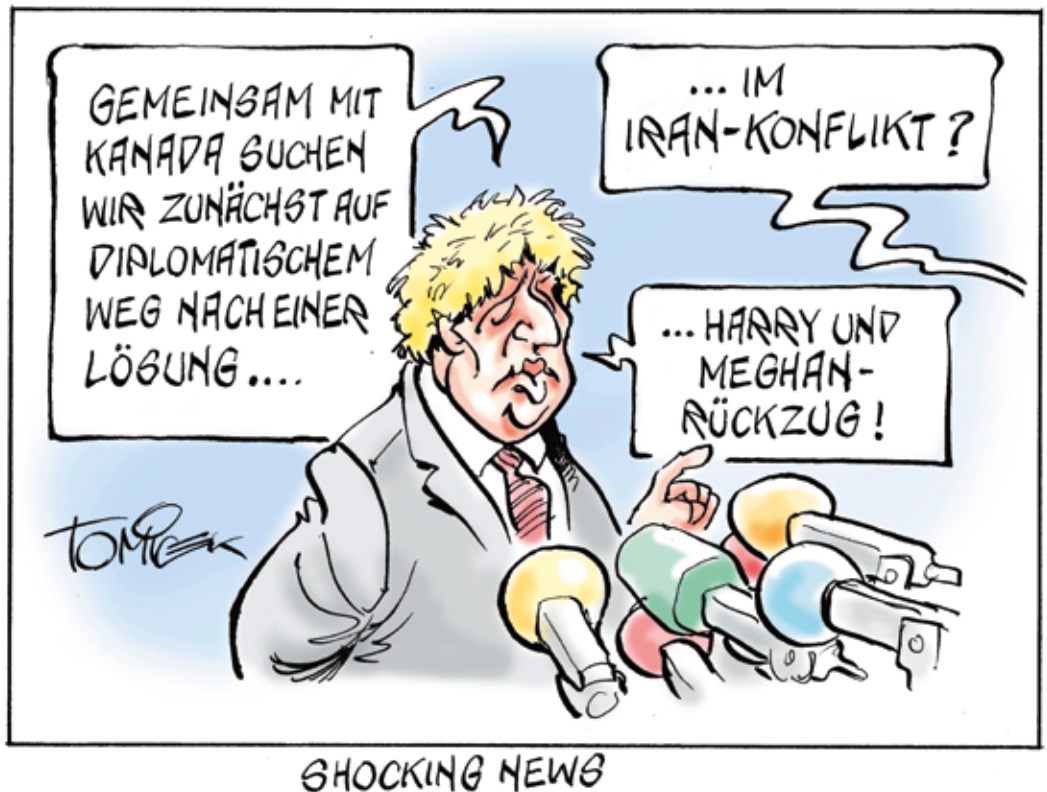
Im Souvenirladen des Wiener Stephansdoms wurde unter einer Dreckschicht eine Wandmalerei entdeckt, die vermutlich von **Albrecht Dürer** stammt.

In Oman besteigt Haitham bin Tariq al-Said nach dem Tod seines Cousins den Thron des Sultans. Südlich der philippinischen Hauptstadt Manila bricht ein **Vulkan** aus, knapp 13 000 Menschen werden evakuiert. Auch in Dortmund werden Wohngebiete und Krankenhäuser geräumt: wegen zweier gefundener **Fliegerbomben** aus dem Zweiten Weltkrieg.

Der emeritierte Papst Benedikt XVI. warnt den amtierenden Papst Franziskus I. in einem neu erschienenen Buch vor einer **Aufweichung des Zölibats**.

Die **weltweit wichtigste Tech-Messe CES** in Las Vegas präsentiert Neuigkeiten wie fliegende Taxis, rollende Roboter in Tennisball-Grösse und Schweinefleisch aus Pflanzen.

In Los Angeles wird die Liste der diesjährigen Oscar-Nominierungen bekanntgegeben, darunter Martin Scorseses «The Irishman» und Quentin Tarantinos «Once Upon a Time in



Hollywood». Mit elf Nominierungen ist «Joker» mit Hauptdarsteller **Joaquin Phoenix** der grosse Favorit. Die Schweizer Produktion «**Wolkenbruchs wunderliche Reise**» schafft es nicht auf die Liste der besten ausländischen Filme.

In Deutschland ist der **Trend des E-Scooter** nach nur einem halben Jahr schon wieder am Ende. Der von Boeing gefeuerte Vorstandschef Dennis Muilenburg erhält noch ihm vertraglich zustehende Leistungen in der Höhe von **62 Millionen Dollar**. Im Senegal ruft Staatspräsident Macky Sall «cleaning days» aus: Die Einwohner werden aufgefordert, einen Samstag pro Monat freiwillig Abfall in den Strassen einzusammeln.

## Inland

An der Delegiertenversammlung der FDP fordert Parteipräsidentin **Petra Gössi**, die Freisinnigen müssten «**emotionaler und kämpferischer**» politisieren. Der Parteitag beschliesst die Unterstützung des Rentenalters 66.

Forscher der ETH und der Universität Zürich haben eine Maschine entwickelt, die es erlaubt, **Spenderlebern** mehrere Tage statt nur ein paar Stunden ausserhalb des Körpers am Leben zu erhalten.

Die SVP will die Milliardengewinne der Schweizerischen Nationalbank (SNB) aus den **Negativzinsen der AHV** zukommen lassen. Die SNB

ihreseite stellt eine Zusatzausschüttung an den Bund und die Kantone von einer Milliarde Franken in Aussicht. Das US-Finanzministerium führt die **Schweiz auf Platz neun** ihrer Monitoring-Liste von Ländern, die im Verdacht stehen, ihre Währung zum Nachteil des Dollars und der US-Wirtschaft zu manipulieren.

Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** (SP) und allenfalls weitere Bundesräte sollen **Trump** am WEF treffen. Mit 2,3 Prozent ist die Arbeitslosenquote in der Schweiz so tief wie zuletzt vor zwanzig Jahren. Erstmals in ihrer Karriere gewinnt **Corinne Suter** ein Weltcup-Rennen: Die Schwyzerin kann die Abfahrt in Zauchensee (Österreich) für sich entscheiden.

Das Zürcher Bezirksgericht anerkennt eine in Malaysia vollzogene **Scheidung nach Scharia-Recht**, brummt dem Ehemann aber nach Schweizer Gesetz eine monatliche Unterhaltszahlung von 4000 Franken auf.

Klimaaktivisten rund um Greta Thunberg kritisieren den Schweizer Tennisprofi **Roger Federer** wegen seines **Sponsors Credit Suisse**: Die Grossbank würde massiv in die Förderung fossiler Energien wie Kohle oder in Fracking investieren. In einem auf Englisch verfassten Statement erklärt Federer, er habe als Vater von vier Kindern «grossen Respekt und Bewunderung für die Jugendklimabewegung». Er wolle seine privilegierte Position «für den Dialog in diesen wichtigen Fragen mit meinen Sponsoren» nutzen. *Peter Keller*

## Remmidemmi royal

Von Michael Bahnerth — Die tragikomische Seifenoper im Königshaus scheint vorerst vorbei zu sein. Meghan hat bekommen, was sie wollte. Und die britische Monarchie das grösste Übel abgewendet: eine zweite Lady Di.

Natürlich hatte Prinz Philip recht, der Mann der Queen, der 98-jährige *on and off*-Krankenhäuser, den, und das ist der positivste Aspekt dieser Geschichte, die ganze prekäre Palast-Posse um Prinz Harry und seine Frau Meghan offenbar mit Leben erfüllt. Er liegt nicht mehr darnieder, sondern stapft wutentbrannt durch die Salons der diversen Paläste und hat schlechte Laune.

Als Harry nach einem Leben, das aus Kumpels, Krieg und Konkubinen, Sausen und einem Auftritt bei einer Party als SS-Offizier bestand, die US-amerikanische Schauspielerin Meghan Markle kennenlernte und fast schon kapitulierend den Kopf verlor, sagte sein Grossvater: «Harry, Schauspielerinnen sind gut, um ein wenig mit ihnen zu spielen, aber nicht, um sie zu heiraten.»

Es gab eine Märchenhochzeit vor knapp zwei Jahren, kurz danach unverzüglich Misstimmungen. Meghan hatte da etwas gründlich missverstanden. Tatsächlich Prinzessin zu sein, ist viel schwieriger, als ein Leben lang nur Prinzessin sein zu wollen. Gross geworden in einfachen Verhältnissen im Dunst der amerikanischen Vororts-Mittelschicht, die Haut zu schwarz, um weiss zu sein, und zu weiss, um schwarz zu sein, rettete sie sich in die Prinzessinnenvorstellung, in diese Einzigartigkeit, die darin liegt. Sie machte Karriere, war zumindest eine kleine Diva im Filmgeschäft, und dann kam tatsächlich ein Prinz ihres Weges. Harry.

### Das Ende ihres Traumes

Das Problem war, dass sie die Prinzessin immer nur spielte, und zwar so, wie sie sich ihr ganzes Leben lang das Leben einer Prinzessin vorgestellt hatte: makellos wie ein Schwan über ein goldenes Gewässer zu gleiten und hell zu leuchten wie Schnee in der Sonne. Daneben, das ist ihre zweite Rolle, wollte sie sich noch vollumfänglich verwirklichen als Schauspielerin, als moderne Frau, später auch als Mutter.

Vor ein paar Tagen floh sie vor dem Prinzessinnendasein nach Vancouver, Kanada. Sie hatte das Leben als reale Prinzessin nicht ausgehalten. Es war das Ende ihres Traumes. Sie hatte versucht, ihn zu leben, aber sie war zu klein für ihn oder zu schwach. Das ist im Grunde nur eine kleine Tragödie, das kann jedem passieren. Unglücklich nur, dass sie ihren Prinzen mit in ihren royalen Exit nahm.

Die Geschichte zwischen dem Duke und der Duchess of Sussex ist im Grunde eine Liebes-

geschichte aus dem Land des blauen Blutes, der in der Welt um sie herum nicht genug Platz zum Atmen blieb. Es ist die Geschichte einer Frau, die dachte, sie wüsste, was sie will, und eines Mannes, der die Frau unbedingt wollte, obwohl er im Grunde alles hatte, ausser einer Liebe und einer Mutter.

Nach ihrer gemeinsamen, atemlosen Ankündigung, sich aus dem operativen Geschäft britischer Royals zurückzuziehen, finanziell unabhängig zu werden und auf privat zu machen, ein halbes Leben in Kanada, die andere Hälfte in England, nach dem ganzen Shitstorm, der sie umspülte und dessen Konsistenz Undankbarkeit und Unreife waren, dürften sie wohl so ziemlich alles kaputtgemacht haben, was auch schon nur halbwegs noch ganz war im Königshaus. Und ihre Liebe dürfte in dem Vakuum, in das sie sich geschossen haben, auch bald beginnen, nach Luft zu japsen.

Harry war Offizier im Afghanistan-Krieg, aber dieser Krieg scheint nichts im Gegensatz zu diesem Kampf, in dem es um Freiheit geht und um die Loslösung vom Schicksal einer Geburt in die Welt des Königlichen. Um die Freiheit, nur die Privilegien eines Prinzen zu geniessen und die Pflichten mit Füessen zu treten. «Ich habe im Krieg getötet», hat Harry einst erzählt. Ein Massaker aber hat er gerade in der britischen Monarchie angerichtet.

Bis vor ein paar Tagen schien die Krone gerade mal etwas fester auf dem Kopf der Windsors zu sitzen. Trotz Prinz Andrews Ausflug ins Land der Epstein-Lolitas, den diversen Autounfällen von Prinz Philip, trotz dem Tod eines der Hunde der Queen und vor allem trotz Meghan, die im fernen Afrika von Tränen gewässert verlauten liess, dass sie langsam vor die Hunde gehe. Im Grunde wegen des Stresses, eine Prinzessin sein zu müssen; all die Fotografen immer, all die medialen Verunglimpfungen, all die Verpflichtungen, all die Pflichttermine, all diese herzlose Steifheit innerhalb der Palastmauern. Dabei wolle sie doch nur eine gute Mutter sein, eine gute Ehefrau und so weiter. Das ganze Lady-Di-Dilemma eben, nur als Softporno. Und Harry, der, als seine Mutter auf der Flucht vor der Krone und den Kameras ums Leben gekommen war, hinter dem Sarg herlief und diesem Brief von ihm, der auf dem Sarg lag und auf dem «Mummy» stand, entschied sich posttraumatisch getrieben wohl für den Menschen und nicht die Monarchie.



All diese herzlose Steifheit innerhalb der Palast-

Meghan soll kurz vor einem Zusammenbruch gestanden haben. Deshalb diese Kurzschlussreaktion von ihr und ihrem Mann, dieser Rückzug, mit dem sie einem ganzen Land und vor allem der eigenen Familie in den Rücken fielen. Meghans Erschöpfungsdepression und die daraus folgenden neurotischen Verhaltensmuster wie Verfolgungswahn, Selbstmitleid, Missgunst, schlechte Laune, Hysterie sollen nur ein Grund gewesen sein, weshalb Harry den Rettungsfallschirm auslöste. Wesentlicher fast dürfte sein, dass die beiden stets die Nummer zwei sein werden, also mitlaufen müssen, ohne wirklich mitsprechen zu können, ein Schicksal, das schon Prinzessin Margaret, die Schwester der Queen, in den Alkohol, die Karibik und für windsorsche Verhältnisse mit 71 Jahren früh in den Tod trieb.

Kurz vor dem royalen Absprung veröffentlichte der Buckingham-Palast ein Foto und eine Vorstellung davon, wie die Kräfteverhältnisse bei den Windsors verteilt sind. Auf dem Bild sind nur die Königin und die Thronfolger zu sehen, also Charles, der erhöht auf einer Treppe steht, sein Sohn William und George, sein Enkel. No Harry.

Diese Auslöschung soll den Prinzen von Sussex doch sehr gekränkt haben und ihm





*mauern:* Prinz Harry und Meghan Markle.

auch die Augen so geöffnet haben, dass er klar und deutlich sah, wo sein Platz im Kosmos des Königreiches immer sein würde: zuvorderst in der zweiten Reihe. Er begann nachzudenken: All dieser Prinzen-Scheiss, dieses Lächeln in Altersheimen, Krankenhäusern und Veteranenverbänden, all diese buckelnden Langweiler, zu Hause eine Frau, die trotz all der Nannys und sonstigen Zugehfrauen

---

### Und ihre Liebe dürfte in dem Vakuum auch bald beginnen, nach Luft zu japsen.

---

die Krise schiebt, all diese Fremdbestimmtheit im Leben und keine Krönung in Sicht, sondern nur das Los der ewigen Nummer zwei. Wozu das Ganze?

Warum nicht ein wenig Glamour in New York, die Ruhe der kanadischen Wälder, eine glückliche Frau, weniger Massanzüge und mehr *casual*, mal ausschlafen morgens, mal mit Sohn Archie «Teletubbies» gucken, statt tumb in einem Luxusauto zu sitzen, das einen wohin fährt, wo man gar nicht hin will. Mal sein eigener König sein. Diese verdammte Monarchie ist wahrscheinlich sowieso in hundert

Jahren spätestens tot, warum also nicht vorher persönlich damit Schluss machen?

An Weihnachten lebten die revolutionierenden Königskinder den Ausstieg auf Probe, in Kanada, fern der Familie. Ausgerechnet während des Festes der Familie. Die Queen war enttäuscht, Philip tobte, Charles fragte sich, was falsch gelaufen war, William hatte die Schnauze voll vom Eskapismus seines Bruders, der an der Leine seiner Frau tanzte. Als sie zurückkamen, schmissen sie hin, und die Monarchie tauchte in die dunklen Seiten ihrer Umlaufbahn.

### Unterwanderung der Monarchie

Ein Treffen auf Sandringham House, etwa 150 Kilometer nördlich von London gelegen und im Privatbesitz der britischen Königsfamilie, die dort jeweils von Weihnachten bis Ende Januar Zeit verbringt und auf Vogeljagd geht, sollte die Schieflage im Familien-Setup begradigen. Das Resultat ging anschliessend, während des Fünfuhrtees der Queen, um die Welt. Harry und Meghan sind jetzt mit dem Segen der Königin mehr oder weniger frei oder werden es zumindest sein, wenn ein sogenannter Sechspunkteplan durchgearbeitet ist, der ist wie eine lange Leine. Sie dürfen priva-

tisieren, aber der Palast muss dazu sein Einverständnis geben.

Sie dürfen etwa ihren Wohnsitz, das erst kürzlich für drei Millionen Franken renovierte Frogmore Cottage, behalten, ihre Titel vielleicht. Wer die Bodyguards bezahlt, ist noch offen, ob Prinz Charles weiterhin 2,3 Millionen Pfund Unterstützungszahlung aus seinem Privatvermögen bezahlt, ebenfalls. Unter dem Strich bleibt aber, dass die Monarchie verloren hat.

Das heisst nicht, dass Meghan gewonnen hätte. Die Milde der Monarchin liegt wohl in einer gewissen Diana-Phobie, die im Bewusstsein der Windsors die Sicht auf die Mechanik des Monarchischen trübt. Da war die Angst vor einem Diana-Remake, vor entfesselten Interviews, vor weiteren Kapiteln der Geschichte «Die Prinzessin und die böse Monarchie», die zur königlichen Kapitulation führte.

Und es ist ein bisschen so, als ob die Grossmutter in der Queen das Zepter über die Königin übernommen hätte. Was verständlich ist, aber niemals hätte passieren dürfen, weil es ein erster Schritt zur Unterwanderung der eigenen Monarchie ist. Die Queen hat nicht nur verloren, sondern auch ein wenig abgedankt.

## Personenkontrolle

**Keller-Sutter, Sommaruga, Amherd, Maurer, Parmelin, McCartney, Gmür, Müller, Pfister, Ritter, Markwalder, Weichelt-Picard, Amstutz, Jametti, Rüedi, Sanders, Trump, Bercow, Putin, Gabyschew, Murdoch**

Karin Keller-Sutter, Schlaumeierin, weiss, wie man sich ins rechte Licht rückt. Am Montag wurde die St. Gallerin vom Westschweizer Radio RTS mit dem Vorwurf konfrontiert, sie sei doch vor allem wegen ihrer Frauenpower in den Bundesrat gewählt worden. Was sie nun ihren linken Wählerinnen sage, die enttäuscht seien, weil sie hinsichtlich Frauenförderung mehr von ihr erwartet hätten? Worauf die FDP-Bundesrätin zur Antwort gab, sie sei die einzige Bundesrätin, die eine Frau als Generalsekretärin beschäftige. Die Antwort lässt gleich doppelt aufhorchen: Erstens fährt Keller-Sutter damit, ganz im Sinne der Frauen-Solidarität, ihren beiden Bundesratskolleginnen **Simonetta Sommaruga** (SP) und **Viola Amherd** (CVP) an den Karren, und zweitens ist ihre Aussage spitzfindig und unkollegial. Denn Keller-Sutter erweckte damit den Eindruck, aus der Regierung habe nur sie eine Frau als Stabschefin verpflichtet. Tatsächlich ist dies auch bei den beiden SVP-Bundesräten **Ueli Maurer** und **Guy Parmelin** der Fall. Aber die, so mag sich Keller-Sutter gedacht haben, sind schliesslich keine Bundesrätinnen. (hmo)

**Simonetta Sommaruga**, Beatles-Fan, gibt Rätsel auf. Die Bundespräsidentin wollte als Bundesratsfoto das «Abbey Road»-Album-Cover der Beatles nachstellen. Dafür sollten die Bundesräte über den Fussgängerstreifen vor dem Bundeshaus gehen. Gemäss der Online-Zeitung *Watson* scheiterte der Plan am Urheberrecht. Das klingt nicht sehr überzeugend. In Bern zirkuliert jedenfalls noch eine andere Version: Sommaruga sei nicht bereit gewesen, im Dezember barfuss den Zebrastreifen zu überqueren, bekommt man zu hören. Auf dem Originalbild der Beatles ist **Paul McCartney** ohne Schuhe und Strümpfe unterwegs. Als Bundespräsidentin und Ideenlieferantin hätte Sommaruga diesen Part übernehmen müssen. Ob das ein Verwaltungswitz ist oder Realität, ist nicht klar. Aber wie heisst es doch auf Italienisch: *Se non è vero, è ben trovato*. (hmo)

**Andrea Gmür**, Scharfschützin, liefert sich das zweite Duell mit ihrem Luzerner CVP-Partei-



*Rasch*: Nationalrätin Weichelt-Picard.



*Etwas rüde*: Senator Sanders.

kollegen **Leo Müller**. Letztes Jahr hatte sie ihn in der Kantonalpartei erfolgreich bei der internen Ständeratskandidatur ausgebootet. Dieses Mal bewerben sich die beiden für das Fraktionspräsidium der nationalen CVP. Gmür gehört zum inneren Kreis des Parteipräsidenten **Gerhard Pfister**. Müller gilt als Intimus und verlängerter Arm des Bauernpräsidenten und CVP-Nationalrats **Markus Ritter**. (fsc)

**Christa Markwalder**, Geschäftsfrau, wurde vom Vorstand der Swiss Retail Federation einstimmig für das Präsidium des Verbands der mittelständischen Detailhandelsunternehmen nominiert. Die FDP-Nationalrätin und gelernte Juristin tritt die Nachfolge von Bundesrätin **Karin Keller-Sutter** an, die vor ihrer Wahl in den Bundesrat diesen Verband präsiidierte. Damit übernimmt nicht eine Neo-Parlamentarierin das Präsidium, wie die Wirtschaftszeitschrift *Bilanz* im letzten Jahr spekulierte, sondern eine Neo-Pöstli-Jägerin: Markwalder ist zwar seit über sechzehn Jahren Nationalrätin, man muss ihr jedoch zugute halten, dass sie anders als Keller-Sutter bisher



*Unordentlich*: Ex-Speaker Bercow.



*Öl ins Feuer*: Unternehmer James Murdoch.



*Spitzfindig*: Bundesrätin Keller-Sutter.

nicht als Sammlerin von fetten Nebenjobs aufgefallen ist – auch wenn ihr die berufliche Anstellung als Juristin bei der Zurich Versicherung zuweilen den Vorwurf eintrug, es handle sich dabei um einen Lobbyisten-Job. (hmo)

**Manuela Weichelt-Picard**, Schnellstarterin, hat es bereits schweizweit in die Schlagzeilen geschafft: Die frisch gewählte Zuger Grünen-Nationalrätin mailte ihre Spesenforderungen versehentlich auch an alle Parlamentarier. Der *Blick* machte sich darauf lustig über die «Turbo-Spesen»-Ritterin. Weichelt-Picard erklärte, sie sei es sich halt gewohnt, ihre Aufgaben «rasch» zu erledigen. Unter ihre Spesen fielen auch die Auslagen von 315 Franken für ein zweitägiges Einführungsseminar für Neo-Parlamentarier. Abgeschickt hat Weichelt-Picard ihr Mail um 14.16 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt war das Einführungsseminar noch im vollen Gang. Teilnehmer erinnern sich, dass die grüne Neo-Parlamentarierin zu spät mit einem Teebecher in den Sitzungsraum kam, wo alt Nationalrat **Adrian Amstutz** bereits am Reden war. Nun ist auch der Grund



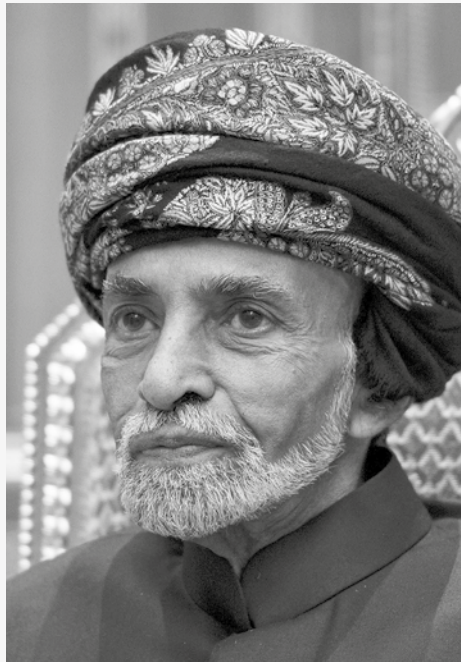
der Verspätung klar: Die grüne Zugerin stellte vorher ihre Spesen zusammen. (fsc)

**Gerhard Pfister**, Zeitgeist-Surfer, bricht Versprechen. Noch im Dezember hatte der CVP-Präsident angekündigt, dass seine Partei weiterhin für die Abschaffung der Heiratsstrafe kämpfen werde. Wenige Tage später gab Pfister bekannt, dass die CVP ihre Volksinitiative «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe» zurückziehen möchte. Die darin enthaltene Definition der Ehe als Verbindung von Mann und Frau scheint der CVP-Spitze mittlerweile zu explosiv zu sein. Mit dem Entscheid überhaupt nicht einverstanden ist der Verein Human Life International, der einen Gutteil der Unterschriften für das CVP-Begehren gesammelt hat: Er will juristisch gegen den Rückzug der chancenreichen Volksinitiative vorgehen. Damit könnte diese erneut vor dem Richter landen: Noch vor einem Jahr hatten CVP-Exponenten bis vor Bundesgericht dafür gekämpft, die 2016 hauchdünn gescheiterte Initiative wegen kreuzfalscher Angaben im Abstimmungsbüchlein ein zweites Mal an die Urne zu bringen. Im April 2019 erhielten sie recht. Neun Monate später will die CVP nun genau das verhindern und scheint bereit, gegen ihre eigene Initiative ins Feld zu ziehen. (fon)

**Monique Jametti** und **Yves Rüedi**, Bahnbrecher, sorgen am Bundesgericht für Diversität. Der 43-jährige Rüedi, der 2013 als Jungspund nach Lausanne gewählt wurde, hat eine Frauenbastion auf Mon Repos geknackt: Seit Anfang Jahr ist er Mitglied der Ersten zivilrechtlichen Abteilung, die sich jahrelang ausschliesslich in Frauenhand befunden hat, und der einzige Mann neben vier Frauen. Die 63-jährige Jametti, vor ihrer Wahl 2014 Vizedirektorin im Bundesamt für Justiz, nimmt neu Platz in der Ersten öffentlich-rechtlichen Abteilung und fällt dort Urteile im Verein mit fünf Männern. Nach Jamettis und Rüedis Wechsel, die beide der SVP angehören, ist nun in jeder der sieben Abteilungen des Bundesgerichts mindestens eine Frau beziehungsweise ein Mann vertreten. (fon)

**Bernie Sanders**, Millionär, will den Milliarden an den Kragen. Seine steuerpolitischen Pläne sehen vor, sie «vom Erdboden wegzubesteuern», wie er es auszudrücken pflegt. Was der demokratische Präsidentschaftskandidat dabei zu erwähnen vergisst: Er selber ist auch nicht ganz arm. Sein Vermögen wird auf über zwei Millionen US-Dollar geschätzt. Im Jahr 2016 freute er sich, zum Teil dank einem gut verkauften Buch, über ein Einkommen von gut einer Million Dollar. Davon spendete er, auch das zeigt seine Steuererklärung, lediglich etwa 10 000 Dollar, also weniger als ein Prozent – etwas spärlich für einen, der den Reichen immer vorwirft, sie gäben zu wenig von ihrem Geld ab, um Not zu lindern. Von der *New York*

## Nachruf



*Visionärer Herrscher:* Kabus bin Said.

**Sultan Kabus bin Said (1940–2020)** — Der Herrscher, der als Visionär in die Geschichte eingehen sollte, stiess bei seinem Vater auf Widerstand. Dieser fürchtete sich vor dem Ehrgeiz seines Sohnes Kabus so sehr, dass er den Filius, nachdem er in England ausgebildet worden war, im Palast unter Hausarrest stellte. Die Lektüre von Zeitungen waren ihm auf Geheiss seines Vaters verboten. Hätte ihm die Mutter nicht ab und zu eine in ihrem Gewand versteckte *Times* zugehalten – der Thronanwärter wäre von der Umwelt völlig abgeschnitten gewesen.

Trotz der Isolation wusste Kabus, dass sein Vater die seit den 1960er Jahren fliessenden Öleinnahmen nicht zum Nut-

zen des Landes investierte. Um das zu ändern, putschte er gegen seinen Vater. Er habe «aus edlen Gründen» gehandelt, sagte Kabus bin Said vor einem halben Jahrhundert, als er seinen Vater absetzte und ihn ins Exil nach London verbannte.

Nach seiner Machtübernahme begann der junge Sultan mit der «Nahda», der Renaissance des Sultanats, das sein Vater sträflich vernachlässigt hatte. Im Land, das fast achtmal grösser ist als die Schweiz, konnten damals nur fünf Prozent der Bürger lesen und schreiben, es gab lediglich drei Schulen und bloss eine einzige Klinik, und das gesamte Strassennetz betrug gerade mal zehn Kilometer. Unter Kabus verbesserte sich das sehr schnell. Er baute neue Strassen, Schulen und eine Universität, errichtete Spitäler, und er öffnete das Land dem Tourismus. Kabus hat das Sultanat aus den mittelalterlichen Verhältnissen, in denen Sklaverei legal war, in die Moderne geführt.

Gleichzeitig verstand es Kabus, sein Sultanat aus den zahlreichen Konflikten des Mittleren Ostens herauszuhalten. Weil er mit allen befreundet sein und sich niemanden zum Feind machen wollte, verglich man die Diplomatie des Sultanats auch schon mal mit der neutralen Schweiz. So bot sich Kabus zum Beispiel für geheime Kontakte zwischen den USA und dem Iran an, um die Verhandlungen für das Atomabkommen vorzubereiten. Er brach auch das Tabu arabischer Politik, israelische Politiker offiziell und vor laufender Kamera willkommen zu heissen. Kabus, der so lange und visionär regierte wie sonst kein arabischer Herrscher, starb in der vergangenen Woche an einem Krebsleiden. *Pierre Heumann*

*Times* kritisch darauf angesprochen, gab der Senator aus Vermont etwas rüde zurück: «Sie können ja auch einen Bestseller schreiben!» Das tönt schon fast ein bisschen nach **Donald Trump**. (fsc)

**John Bercow**, «Ooorder»-Fanatiker, ist bei seinen Spesen nicht so ordentlich. Der ehemalige Speaker des britischen Unterhauses gab zu seinem Abschied für diverse Partys insgesamt 12 000 Pfund aus. Ausserdem gönnte er sich auf Steuerzahlerkosten für 1000 Pfund ein Taxi von London nach Nottingham und für 118 Pfund ein Sky-Abonnement – für die langen Rentnerabende. (ky)

**Wladimir Putin**, ziviler Zar, droht schon wieder Ungemach aus dem Osten. Der sibirische Schamane **Alexander Gabyschew** will zum dritten Mal nach Moskau laufen, um «den

Dämon» Putin zu vertreiben. Zweimal intervenierten die Behörden und setzten ihn in seiner Heimatstadt Jakutsk unter Hausarrest. Doch diesmal hofft er, es bis 2022 auf den Roten Platz zu schaffen, wo er ein Lagerfeuer entzünden und beten will. Das würde genügen, dass Putin «Vernunft annimmt und still und leise zurücktritt», gibt sich Gabyschew überzeugt. (ky)

**James Murdoch**, Problemsohn, hat öffentlich Öl ins Feuer seines Dauerzwists mit dem Rest der Familie gegossen – Verlegervater **Rupert** und seinem älteren Bruder **Lachlan Murdoch**. Er sei «enttäuscht», dass die überwiegend in Murdoch-Besitz befindlichen australischen Medien trotz den seit Monaten tobenden Buschbränden weiterhin den Klimawandel leugneten. Ein Verlagssprecher regierte kühl: James «pisst ins eigene Zelt, und das ist ungewöhnlich». (ky)

# Ölzweig und Drachenblut

Von Urs Gehriger — In Davos steht Frieden oben auf der Agenda. Stargast Donald Trump passt da bestens ins Konzept. Nichts liegt ihm ferner als Krieg. Doch er ist bis heute ein Fremdkörper geblieben. Wie es der 45. US-Präsident schafft, die Welt jeden Tag aufs Neue zu irritieren.

Eben noch ventilierten Trumps Kritiker Ängste vor einem dritten Weltkrieg. Jetzt stehen die Zeichen auf Deeskalation. Hiobsbotschaften aus Nahost werden von neuen Schlagzeilen abgelöst, die der freien Welt, und Amerika insbesondere, flattieren: Taiwan jubelt. Tsai Ing-wen und ihr Bollwerk gegen China gewinnen die Wahlen mit überwältigendem Mehr. In Hongkong, wo das Demokratie-Lager jüngst der chinesischen Diktatur eine herbe Niederlage bescherte, halten Menschen die Flagge der USA hoch, während sie weiter für mehr Freiheit kämpfen. Und im Iran steht das Regime nach dem tragischen Flugzeugabschuss mit 176 Toten mit dem Rücken zur Wand.

Nein, der seit Jahren angekündigte Abstieg der Weltmacht Amerika ist einmal mehr vertagt. Die USA scheinen in diesen Tagen so stark wie schon lange nicht mehr. Und ihr Präsident sonnt sich im Erfolg. Eben hat er die Feuertaufe als *commander in chief* bestanden. Seine Umfragergebnisse sind hoch wie noch kaum je. Die Wirtschaft boomt, die Arbeitslosenzahlen sind auf 3,5 Prozent gesunken, und nun steigen auch die Löhne im untersten Einkommenssegment.

Dennoch wird Trump in Davos mit freundlicher Reserve erwartet. Er ist auf dem internationalen Parkett ein Fremdkörper geblieben. Auch drei Jahre nach seinem Amtsantritt lässt sich die Welt vom US-Präsidenten irritieren. Sieben Schlüsselbegriffe zum besseren Verständnis des Phänomens.

— **Drachenblut:** «Ich werde der grossartigste Präsident werden, den Gott je geschaffen hat», erklärte Trump gleich nach seinem ersten Sieg bei den republikanischen Vorwahlen in New Hampshire vor genau vier Jahren. Bescheidenheit? Klingt für Trump so fremd wie Esperanto. Der Mann strotzt vor Selbstvertrauen, was ihn gerade auch bei Schweizern besonders suspekt macht. Er bricht derart mit gängigen Normen, dass man ihn seit Stunde null als Hassfigur verpönt. Nie hatte ein amerikanischer Präsident so viele Gegner. Er steht unter Dauerbeobachtung. Whistleblower verrieten seine Telefonate. Heerscharen haben seine Regungen zwei Jahre lang minutiös untersucht. Ohne ein Vergehen zu finden. Dennoch spielen seine demokratischen Gegner mit dem politischen Atomknopf, um ihn per Impeachment aus dem Amt zu schiessen.

Trotzdem schreitet Trump voran und treibt seine Gegner in den Wahnsinn. Es ist ein Para-

dox. Jede Anfeindung scheint ihn noch stärker zu machen. Trump scheint in Drachenblut gebadet. Wirkt unzerstörbar. Auch nach drei Jahren im Amt haben die Gegner seine verwundbare Stelle nicht gefunden.

— **Vogelsprache:** Siegfrieds Bad im Drachenblut machte dessen Haut nicht bloss «hart wie Horn», sondern verlieh ihm bekanntlich auch die Möglichkeit, die Sprache der Vögel zu verstehen. Wie der Sagenheld ist auch Trump der (modernen) Vogelsprache mächtig und zwitschert wie ein Virtuose. Twitter ist sein direkter Draht zum Volk. Die Regeln der präsidentialen Kommunikation auf den Kopf stellend, umgeht er die Medien und kommuniziert direkt mit dem Volk. Ungefiltert und rund um die Uhr. Und schürt Zwist unter seinen Widersachern.

— **Irritation:** Auch seine Gegner, die sich angeblich überhaupt nicht für seine «primitiven» Tweets interessieren, sind besessen von seinen Botschaften. Wie hypnotisiert reagieren sie permanent auf Trumps neuste Signale. Und, offenbar, ohne es zu merken, kopieren sie ihn. «Wir haben eine ganze Gruppe von demokratischen Präsidentschaftskandidaten, die ihn

---

## Er ist der (modernen) Vogelsprache mächtig und zwitschert wie ein Virtuose.

---

nachahmen. Sie twittern wie er. Sie sprechen wie er. Sie fallen übereinander her wie er», sagte Matt Schlapp, Kopf der ältesten konservativen Lobbygruppe der USA, im Interview mit der *Weltwoche*. So treibt Trump seine Gegner zur Weissglut und ruft in ihnen die dunkelsten Charaktereigenschaften hervor. Oft sind es just die gleichen, die sie an Trump kritisieren.

Wichtiger noch: Sie lassen sich von Trump die Agenda diktieren. Sie lassen sich nervös machen, versteigen sich in Überreaktionen und begehen Fehler. Irgendwie ist es symptomatisch, dass die iranischen Streitkräfte nach der Ermordung von General Soleimani aufgrund «menschlicher Fehler» ein Zivilflugzeug mit 176 Insassen abschossen. Trumps Druck wirkte, die Emotionen kochten hoch, und die Iraner begingen den fatalen Fehler.

— **Tabubrecher:** Keine Frage, Trumps Sprache ist oft diffamierend. Das «zivilisierte» Es-

tablishment reagiert empört – «Huch, er ist so vulgär» – und erinnert dabei, wie ein US-amerikanischer Kommentator neulich feststellte, an die gepuderten Adligen im vorrevolutionären Frankreich mit ihren kunstvoll frisierten Perücken und gefälschten Schönheitsflecken. Das gemeine Volk, der Pöbel, jedoch versteht Trump. Dieser sagt, was er denkt. Und oft ist es das, was (fast) alle denken, aber nicht (so) auszusprechen wagen. Trump erinnert an das Kind in Andersens Märchen «Des Kaisers neue Kleider», das mitten im Chor lobpreisender Heuchler ausspricht, was niemand auszusprechen wagt: «Aber er hat ja gar nichts an!»

Seine bissigen Kommentare sind oft beleidigend, aber sie benennen meistens einen wunden Punkt. Als er über Immigranten aus Mexiko sagte: «Sie bringen Drogen. Sie bringen Verbrechen. Sie sind Vergewaltiger. Und einige, nehme ich an, sind gute Leute», war dies eine unhaltbare Aussage. Jeder wusste das, aber er brachte ein ernsthaftes Problem – die beinahe unkontrollierte Immigration – mit dringlicher Vehemenz zur Sprache.

Als Elizabeth Warren, heute demokratische Aspirantin fürs Weisse Haus, behauptete, sie stamme von Indianern ab, gab Trump ihr den Übernamen «Pocahontas». Was hat man ihn dafür gerügt! Infam sei er, ehrverletzend. Bis eine Gen-Analyse ans Tageslicht brachte, dass Warren bloss zu einem 1024stel von Cherokee-Indianern abstammt. Mit treffsicherem Instinkt hatte Trump von Beginn weg geahnt, dass sie im Buhlen um Sympathien im Volk eine fette Lüge aufgetischt hatte.

— **Zweihänder:** Trump ist ein Machtmensch, und er spielt sich bisweilen auf wie ein Rüpel. Von seinen Nato-Alliierten forderte er subito höhere Beitragszahlungen, sonst würden die USA ihre Soldaten aus Europa abziehen. Kim Jong Un nannte er einen «kleinen Raketenmann» und drohte ihm mit «Feuer und Zorn». Gegen China verhängte er Strafzölle und lancierte einen Handelskrieg. Den Iran setzte er über Monate sukzessive unter Druck und tötete – nach wiederholten iranischen Provokationen – deren Generalissimus mit einem völlig überraschenden Blattschuss. Doch «Trump ist keine Kriegsgurgel», attestiert ihm selbst Seymour Hersh, Aufdecker von etlichen Kriegsverbrechen der USA, im *Weltwoche*-Interview. Der Präsident droht mit dem Zweihänder, doch er setzt ihn mit grösserer Zurückhaltung ein als viele seiner Vorgänger.





*Unberechenbarkeit ist  
seine stärkste Waffe.*

— **Ölzweig:** Trump lebt eine klassische Philosophie von Frieden durch Stärke, wie sie die meisten Präsidenten in der amerikanischen Geschichte vertreten haben, Demokraten inklusive. Doch Trump setzt seine Politik mit mehr Nachdruck und Verve um als seine Vorgänger. Er hält die Hand drohend am

Zweihänder und offeriert gleichzeitig einen Ölzweig. Er tat dies gegenüber den ehemaligen republikanischen Präsidentschaftsrivalen «Little Marco», «Lying Ted» oder «Low Energy Jeb». Heute stehen über 90 Prozent der Republikaner hinter ihm. Er tat es mit dem «Little Rocketman» in Nordkorea. Er

tut es mit den europäischen Nato-Partnern. Er tut es mit China. Er versucht es sogar mit den Taliban. Und auch mit dem Iran. Selbst kurz vor der Tötung Soleimanis bot er direkte Gespräche ohne Bedingungen an. Und auch jetzt hält er den Mullahs den Ölzweig hin. Zu anderen Bedingungen als weiland Obama natürlich. Er will sicherstellen, dass Teheran seine Terrornetzwerke kappt und dauerhaft daran gehindert wird, Atomwaffen zu bauen.

Trump will keinen Krieg. Er will Frieden. Frieden, um gute Deals abzuschliessen. Gross war der Schock, als Trump nach Amtsantritt einen Vertrag nach dem anderen aufkündigte. Jedes Mal wähte man die Welt in Schutt und Asche. Und jedes Mal irrte man sich. Die

---

**«Ein stumpfer Protektionist ist Trump offenbar doch nicht»,  
konstatieren Wirtschaftsexperten.**

---

Trump-Regierung ist bereit, frische Handelsabkommen abzuschliessen. Das zeigen die Neuverhandlungen für ein Freihandelsabkommen mit Mexiko und Kanada, das Japan-Abkommen, die Aktualisierung des Korea-Abkommens und die vorläufige Einigung im Handelsstreit mit China, die diese Woche unterzeichnet werden soll, als Vorstufe für einen umfassenden Handelsvertrag. «Ein stumpfer Protektionist ist Trump offenbar doch nicht», konstatieren Wirtschaftsexperten.

— **Unfassbar:** Sein ganzes Erwachsenenleben hat Trump in Fernsehsendungen, Boulevardpresse und Klatschspalten ausgebreitet. «Es gibt nichts zu enthüllen», so Enthüllungsjournalist Seymour Hersh. «Er tut alles in der Öffentlichkeit.» Doch ausgerechnet dieser extravaganteste Showman, der je ins Weisse Haus eingezogen ist, bleibt unfassbar wie Quecksilber. Alles über ihn scheint bekannt zu sein, und dennoch rätselt die Welt bei jeder Aktion, was ihn wohl dazu bewegt haben dürfte. Undurchsichtig sind seine Beweggründe. Seine Konkurrenten und Feinde rätseln permanent über seine nächsten Schritte. Unberechenbarkeit ist Trumps stärkste Waffe. Sie steht im Einklang mit seinem «strategischen Realismus» (*Weltwoche* Nr. 01/02.20).

Nun wird Trump, das Enigma, wieder in Davos erwartet. Vor zwei Jahren landete er mit einer Armada von Helikoptern und Sicherheitskräften im Schweizer Gebirge, als wäre es ein Remake von «Apocalypse Now». Die Geschäftsleitung des WEF liess verlauten, es werde sich «in Davos nicht alles um Trump drehen». Wetten, dass der Stargast dies anders sieht und am «Zauberberg» sein eigenes Drehbuch schreibt – und die Welt aufs Neue überrascht?

# «Zurück an den Verhandlungstisch»

Von Urs Gehriger — Der Tod von General Soleimani sei wichtiger als die Ausschaltung Bin Ladens und des IS-Chefs al-Baghdadi, sagt General David Petraeus. Für die *Weltwoche* skizziert der kriegserprobte Stratege die Zukunft des bewaffneten Konflikts und erklärt, warum jetzt der Zeitpunkt für eine diplomatische Avance gekommen sei.

General David Petraeus kennt Amerikas Feinde wie kaum ein Zweiter. Als Direktor der CIA war er sozusagen der oberste Spion der USA. Vorher schaffte der Viersternegeneral als Kommandant der US-Truppen eine vorübergehende Wende (US-Offensive «Surge») im Kampf gegen den Terror im Irak. Als Hauptquartier diente ihm damals einer der pompösen Paläste Saddam Husseins. In einem spartanisch eingerichteten Büro empfing er mich 2007 zum Interview. Schiitische Milizen im Irak würden «trainiert, ausgerüstet, aufgebaut und, in einigen Fällen, direkt vom Iran gelenkt», sagte er bereits damals. Und er machte keinen Hehl aus der Identität des Drahtziehers: Qasem Soleimani.

Nach der gezielten Tötung Soleimanis nimmt der wohl bekannteste lebende General der USA gegenüber der *Weltwoche* Stellung zum militärischen Engagement Donald Trumps. Amerikas Abschreckung sei wiederhergestellt, stellt Petraeus fest, und plädiert dafür, wieder auf Diplomatie zu setzen.

**In einer ersten Reaktion auf die gezielte Tötung von General Soleimani sagten Sie, es sei «unmöglich, die Bedeutung des Angriffs [gegen Soleimani] hoch genug einzuschätzen». Weshalb?**

Es ist in der Tat sehr schwer, die Bedeutung des Todes von Soleimani hoch genug einzuschätzen. Er war das iranische Äquivalent des CIA-Direktors, Befehlshaber des Kommandos für Spezialoperationen und iranischer Gesandter für die gesamte Region in einem. Während seiner 22 Jahre an der Spitze der Al-Quds-Brigaden der Revolutionsgarden hat er umfangreiche Milizen im Libanon, im Irak und in Syrien ausgebildet, ausgerüstet, finanziert und oft auch gelenkt, und er hat unter anderem auch Stellvertreter im Jemen, in Gaza und Afghanistan unterstützt.

Er entwarf und kommandierte die iranischen Bemühungen um die Festigung des sogenannten schiitischen Halbmonds, der sich vom Iran über den Irak und Syrien bis hinunter in den Südlibanon erstreckt, und auch die Anstrengungen um die «Libanonisierung» des Irak und Syriens (um durch die Kontrolle mächtiger Milizen vor Ort und einen vetosicheren Block im Parlament ein echter Machtmakler zu sein). An seinen Händen klebte das Blut von weit über 600 US-amerikanischen und Koalitions-Solda-

ten im Irak und dasjenige von unzähligen Irakern, Syrern, Libanesen, Israelis, Jemeniten und anderen. Er beaufsichtigte auch periodisch Operationen in Osteuropa, Südostasien und Südamerika.

Und er gehörte für mich während meiner mehreren Kommandos im Irak, insbesondere während der Offensive «Surge», sowie während meiner Leitung des US-Zentralkommandos, der Koalitionstruppen in Afghanistan und während meiner Zeit als Direktor der CIA stets zu den drei gefährlichsten, schrecklichsten und ruchlosesten Gegnern. Die anderen in den Top drei wechselten periodisch. Er nicht.

**Sie sagten, seine Eliminierung sei wichtiger als die Tötung Osama Bin Ladens und Abu Bakr al-Baghdadis, des Chefs der Terrormiliz Islamischer Staat (IS).**

Im Gegensatz zu Soleimani war Bin Laden immer noch sehr symbolträchtig, als er Anfang Mai 2011 – ich war Kommandant in Afghanistan – zur Rechenschaft gezogen wurde, aber er leitete die Operationen nicht mehr. Er gab seinen Untergebenen und Al-Qaida-Mitgliedern immer noch strategi-

**«Ich habe den Eindruck, dass die Iraner ihre Verwundbarkeit erkennen.»**

sche Anweisungen, aber er war relativ weit von den operativen Aktivitäten entfernt und nicht im Entferntesten so aktiv wie Soleimani.

Al-Baghdadi gab sicherlich noch immer operative und strategische Anweisungen, als er letztes Jahr getötet wurde, aber das Kalifat Islamischer Staat war eliminiert und der IS als Gruppe besiegt worden, obwohl sich immer noch 15000 Kämpfer in der Region befinden. Er war dauernd auf der Flucht und suchte nach operativer Sicherheit – so sehr, dass er sich nicht einmal im Gebiet des ehemaligen Kalifats aufhielt, als er im Nordwesten Syriens getötet wurde.

**Der Angriff der USA war überraschend und entschlossen. Welche Note geben Sie Präsident Trump für seine Leistung als Oberbefehlshaber? Und wie würden Sie seinen Stil und sein Verhalten als Oberbefehlshaber beschreiben?**

Als pensionierter Soldat und General bewerte ich weder die Präsidenten, denen ich

gedient habe, noch den amtierenden Oberbefehlshaber.

**Präsident Trump hat auf frühere Provokationen des Iran mit viel Geduld, ja grosser Zurückhaltung reagiert. Hat dies zu einer Aushöhlung der amerikanischen Abschreckung geführt? Und wie weit wurde die Abschreckung durch den jüngsten Schlag gegen Soleimani wiederhergestellt?**

Ich hielt die früheren Reaktionen der USA auf iranische Provokationen – den Abschuss einer 130 Millionen Dollar teuren Drohne über der Strasse von Hormus, die periodischen Angriffe auf die Schifffahrt im Golf und vor allem den Angriff auf die Abqaiq-Ölanlage in Saudi-Arabien [der einen Monat lang 5 Prozent der weltweiten Rohölproduktion lahmlegte] – für relativ unbedeutend. Es war nicht mehr klar, ob wir tatsächlich gewillt wären, (auf Provokationen) zu reagieren. Die Frage lautet nun, ob die Tötung Soleimanis die iranische Führung zur Erkenntnis gebracht hat, dass die USA tatsächlich den Willen haben, ihre aussergewöhnlichen militärischen Fähigkeiten einzusetzen. In diesem Fall ist die Abschreckung auf bestimmte iranische Aktionen wahrscheinlich wiederhergestellt worden.

Ich habe den Eindruck, dass die Iraner ihre Verwundbarkeit erkennen und versuchen werden, die Situation für einige Monate zu beruhigen. Dies vor allem angesichts der Tatsache, dass ihre Wirtschaft aufgrund der Wiedereinführung der Sanktionen durch die USA – und der Aufstockung dieser Strafmassnahmen nach jeder provokativen iranischen Aktion – in desolatem Zustand ist. Wir sollten nicht vergessen, dass die iranischen Sicherheitsbehörden gemäss der Nachrichtenagentur Reuters (die über eine gute Berichterstattung vor Ort verfügt) allein in den letzten drei Monaten etwa 1500 Iraner getötet haben, die gegen das Regime, die wirtschaftliche Verschlechterung und andere Probleme demonstrierten. Die Demonstrationen sind in den letzten Tagen wieder aufgenommen worden, jetzt, da die Trauerzeit um Soleimani vorbei ist.

In der Tat könnte dies der Zeitpunkt sein, da die USA mit ihren wichtigsten Nato-Verbündeten und anderen dem Iran einen Vorschlag unterbreiten, mit dem Ziel, das Land zurück an den Verhandlungstisch zu bringen, um über das iranische Atomprogramm, bössartige Aktivitäten in der Region und das





«Es gibt bereits wachsende Bedrohungen durch schurkenartige Drohnenaktivitäten»: US-General Petraeus.

Raketenprogramm zu diskutieren – und vielleicht sogar einige Sanktionen zu lockern, wenn dies für die Wiederaufnahme der Verhandlungen erforderlich ist. Allerdings ist keineswegs klar, ob die iranische Führung vor den US-Präsidentschaftswahlen Anfang November an den Verhandlungstisch zurückkehren wird. Vielmehr könnte sie einfach warten, bis die Wahlergebnisse bekannt sind. Aber selbst wenn sie nicht an den Tisch zurückkehrt, wäre es meiner Meinung nach diplomatisch wertvoll, einen Vorschlag zu unterbreiten.

**Als Vergeltung für die Tötung Soleimanis feuerten die Iraner mehr als zwanzig Raketen auf US-Stützpunkte im Irak. Opfer gab es keine. Wie interpretieren Sie diese relativ milde Reaktion?**

Es scheint, der Iran habe mit seinen Vergeltungsraketenschlägen versucht, eine Aktion durchzuführen, die von der iranischen Bevölkerung als ausreichend substantiell angesehen wird (verstärkt durch iranische Behauptungen über Opfer auf Seiten der USA), die aber den Verlust amerikanischer Menschenleben vermeiden sollte. So sandten die Iraner drei Stunden vor ihren Raketenangriffen eine War-

nung an die Iraker, die an die Koalitionstruppen weitergegeben wurde, damit diese «weiche» Einrichtungen (wie die Wartungsunterkünfte für Flugzeuge und andere Einrichtungen, die auf der Al-Asad Airbase im Westen des Irak ins Visier genommen wurden) evakuieren konnten. Dadurch wurde der Verlust von Menschenleben vermieden, der dazu geführt hätte, dass die USA mit direkten Schlägen auf den Iran hätten reagieren müssen.

**Stunden nach den Vergeltungsschlägen schoss der Iran ein ukrainisches Zivilflugzeug ab. 176 Insassen – viele davon Iraner – starben. Der Iran gab zu, das Flugzeug sei aufgrund «menschlichen Versagens» irrtümlich als eine US-Rakete identifiziert worden. Was sagt Ihnen das über die iranische Militärkapazität?**

Zu diesem Zeitpunkt scheint es, dass der Abschuss des ukrainischen Flugzeugs ein tragischer Fehler der Betreiber der von Russland bereitgestellten Luftverteidigungsbatterie war, die sich in erhöhter Alarmbereitschaft befand. Das ist eine schreckliche Erinnerung an die Realität, dass bei militärischen Operationen und im Krieg Fehler gemacht werden. Das wirft natürlich kein gutes Licht auf die

fachliche Kompetenz der Beteiligten, die offenbar die Radarsignatur und den Transpondercode eines zivilen Verkehrsflugzeuges und eines Marschflugkörpers nicht unterscheiden konnten.

**Ist der Iran eine Bedrohung für die USA und/oder Europa?**

Die Fähigkeiten des Iran in Sachen Raketen stellen eine Bedrohung für die militärischen Mittel, die zivile Infrastruktur und andere potenzielle Ziele im Nahen Osten und in Teilen Europas dar. Analysen und Karten mit Einsatzradien der iranischen Raketen sind auf Websites von Expertengruppen wie dem Center for Strategic and International Studies leicht einsehbar.\*

**Ist der Drohnenangriff auf Soleimani ein Meilenstein auf dem Weg zu einer neuen Art der Kriegsführung – weg von grossen Feldarmeen, hin zu einem Duell der Drohnen?**

Wir haben gesehen, dass die Bedeutung von ferngesteuerten und unbemannten Flugkörpern (RPVs und UAVs) in den letzten zehn Jahren dramatisch zugenommen hat. In den kommenden Jahren sollten wir dieselbe Entwicklung bei ferngesteuerten und unbemannten Systemen am Boden, auf See und im Weltraum erwarten. >>>



## Inside Washington

# Nichts begriffen

## Die Noch-Herzogin von Sussex, Meghan Markle, zieht über Trump her.

Präsident Donald Trump hatte schon immer einen unheimlichen Einfluss auf das kollektive Bewusstsein: Selbst auf der anderen Seite des Teiches, inmitten der chaotischen königlichen Kernschmelze, können der Herzog und die Herzogin von Sussex (bald Harry und Meghan Windsor) nicht widerstehen, über den Präsidenten herzuziehen. Gemäss Berichten sehnt sich das verzweifelte herzogliche Duo danach, in das pazifische Paradies von Los Angeles umzuziehen – aber erst, wenn der gefürchtete Trump nicht mehr im Amt ist.

Piers Morgan, Moderator der ITV-Sendung «Good Morning Britain», ist ein energischer Trump-Verteidiger und bleibt von Meghan Markle unbeeindruckt. Er berichtete mir, dass der ehemalige Fernseh-Soap-Opera-Star «nicht die erste amerikanische Frau ist, die in die Monarchie kracht und für Aufregung sorgt». Er weiss zudem: «Diese neueste Geschichte ist eindeutig ein weiteres politisches Manöver, das Meghan für ihre unbedarfte Anhängerschaft in Kalifornien noch attraktiver machen soll. Aber sie wird bei all jenen nicht punkten, die an die Monarchie glauben.» Laut Morgan «ist es ja gerade der Sinn der Königsfamilie, dass sie unpolitisch sein soll». Wenn das royale Paar über den Präsidenten der USA herziehe, verletze es eine klare Grenze, die die Monarchie erhalten hat. Der morgendliche Talkshow-Star ist überzeugt, dass Markle «keine Ahnung hat, was Pflicht bedeutet». Laut Presseberichten verkriecht sich die Herzogin derzeit in einer geliehenen Villa auf Vancouver Island, Kanada, und denkt über all das nach. Ihr Prinz wird voraussichtlich diese Woche zu ihr und ihrem neugeborenen Baby, dem Wonneproppen Archie, stossen.

Meghan Markle versprach in der Hitze der Präsidentschaftswahlen 2016, dass sie nach Kanada ziehen würde, wenn Trump gewählt würde. Ironischerweise hat sie genau das getan. Amy Holmes

In der Tat war es vor allem das dramatische Wachstum der Armada von ferngesteuerten Flugkörpern im US-Militär, das in den letzten Jahren eine durchgreifende Veränderung der Art und Weise ermöglicht hat, wie die USA islamistische Extremisten und andere bekämpfen; wir haben dies am deutlichsten daran gesehen, wie die USA es den irakischen und syrischen Streitkräften ermöglichten, die IS-Armee zu besiegen (wenn auch noch nicht alle aufständischen und terroristischen IS-Elemente eliminiert sind). Sie haben ihnen Überwachungs- und Aufklärungsfähigkeiten ebenso wie Präzisions-Luftangriffe zur Verfügung gestellt und nachrichtendienstliche Zusammenarbeit, Ausbildung, Ausrüstung und Beratung angeboten, während die Streitkräfte dieser Länder die Kämpfe an der Front führten. Dies ermöglichte es dem relativ kleinen Kontingent der USA und der Koalition von weit unter 10 000 im Irak und in Syrien stationierten Soldaten, das zu tun, wofür

## «Die Fähigkeiten des Iran in Sachen Raketen stellen eine Bedrohung für Teile Europas dar.»

allein während der Offensive «Surge», die zu befehligen ich das Privileg hatte, 165 000 amerikanische Soldaten im Irak benötigt worden waren.

Drohnen gehören zu den wichtigsten Komponenten des neuen Ansatzes, bei dem wir die Fähigkeiten der Streitkräfte des Gastgeberlandes stärken, anstatt dass wir selbst für sie an der Front kämpfen. Das ist eine dramatische Veränderung bei unserer Suche nach neuen Ansätzen, die langfristig tragfähig sind.

## Sehen Sie den Tag kommen, an dem auch unsere Anführer im Westen nicht mehr sicher sind vor Drohnenangriffen durch Schurkenstaaten oder Verbrechern?

Es gibt bereits wachsende Bedrohungen durch schurkenartige Drohnenaktivitäten, und eine der wichtigsten «Wachstumsbranchen» im Verteidigungssektor ist die der Drohnenabwehr. Diese erfordert Fortschritte in zahlreichen Fachgebieten, von der Identifizierung – typischerweise durch die Integration verschiedener *sensor feeds* – einer Drohne auf feindlicher Mission über ihre Verfolgung, das Stören ihres Steuersignals bis zum, falls erforderlich, schnellen Abfangen oder Abschiessen der Drohne. Als Beispiel für eine wachsende Gefahr für politische Führer steht der Angriff von zwei ganz einfachen, mit Sprengstoff bewaffneten Drohnen auf den venezolanischen Präsidenten Maduro im August 2018.

## Die Amerikaner haben in Nahostkriegen viele Menschenleben verloren. Jetzt sind die USA nicht mehr vom Öl im Nahen Osten

## abhängig. Einige schlagen vor, dass die Amerikaner ihre Truppen schrittweise aus der Region zurückziehen sollten. Was meinen Sie dazu?

Es ist von enormer Bedeutung, dass die USA zu einem substanziellen Netto-Exporteur von Rohöl geworden sind. In etwa einem Jahrzehnt hat die US-Energie-Revolution die amerikanische Ölproduktion von 6 Millionen Barrel pro Tag – was viele Energieökonomien als «peak oil production» beschrieben haben – auf jüngst etwa 12,5 Millionen Barrel pro Tag ansteigen lassen. Diese Entwicklung, zusammen mit einem ähnlich dramatischen Anstieg der Erdgasproduktion, hat die USA zum grössten Öl- und Gasproduzenten der Welt gemacht und die globalen Energiemärkte verändert. Es ist richtig, dass die Entscheidungen der Opec und Russlands auf den Rohölmärkten zwar nach wie vor von erheblicher Bedeutung sind, die wahren *swing producer* aber inzwischen die Schieferöl- und Gasproduzenten in den USA sind. Und natürlich reagieren diese auf die Marktbedingungen.

Trotz dieser Entwicklung und der damit verbundenen Verringerung der amerikanischen Ölimporte aus dem Mittleren Osten haben die USA immer noch ein vitales nationales Interesse am freien Fluss der Energieressourcen aus der Golfregion. Schliesslich sind es Öl und Gas aus dem Mittleren Osten, die immer noch die Weltwirtschaft, insbesondere die immer wichtiger werdenden Volkswirtschaften Süd- und Ostasiens, antreiben. Die US-Wirtschaft wird zwar am stärksten vom Binnenkonsum angetrieben, aber unser BIP-Wachstum hängt immer noch in erheblichem Masse vom Handel mit einer Vielzahl von Partnern auf der ganzen Welt ab.

Darüber hinaus gibt es verschiedene andere Aufgaben, die für die USA und unsere Verbündeten und Partner in der ganzen Welt weiterhin von grosser Bedeutung sind: die Bekämpfung islamischer Extremisten, die wahrscheinlich eine Aufgabe von Generationen sein wird, der Umgang mit strategisch bedeutsamen Flüchtlingsströmen und der Beitrag zur Verteidigung langjähriger Partner in der Region.

Der Schlüssel zur Erfüllung all dieser Missionen liegt darin, zu bestimmen, wie sie am effizientesten und nachhaltigsten durchgeführt werden können. Das gilt selbstverständlich für alle Aufgaben, die die USA auf der ganzen Welt schultern müssen und sollten.

\* [www.weltwoche.ch/Dokumente](http://www.weltwoche.ch/Dokumente)  
<https://missilethreat.csis.org/country/iran/>

Das Interview wurde schriftlich via E-Mail geführt.

Die englische Originalversion des Interviews finden Sie auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)



# Wie schwach ist der Iran?

Von Pierre Heumann — Die Wirtschaftslage ist katastrophal, die Legitimität des Regimes lädiert. Dennoch ist das Ende der Mullahkratie nicht in Sicht.



Die Kluft nimmt zu: Ajatollah Khamenei.

Iraner gingen in den vergangenen Tagen zu Tausenden auf die Strasse. Sie skandierten Slogans wie «Unser Feind ist hier, sie lügen, dass es Amerika ist» oder «Nieder mit dem Diktator». Die Demonstranten griffen das Regime frontal an, zumindest verbal. Sie stellten die Legitimität der Ajatollahs in Frage. Wenn die Elite in Teheran nicht mit Reformen beweise, dass sie das Volk ernst nehme, werde die Protestwelle anhalten, meinen Beobachter.

Auslöser für die jüngsten Demonstrationen war zweifellos der Absturz einer ukrainischen Maschine, bei dem 176 Menschen getötet wurden. Zuerst hatte das Regime jede Verantwortung für die Katastrophe von sich gewiesen. Die iranische Luftfahrtbehörde hatte von einem «technischen Defekt» gesprochen.

Doch dann, nach hartnäckigem Leugnen, musste das Regime schliesslich zugeben, für den Absturz der Passagiermaschine verantwortlich zu sein. Das Militär habe das Flugzeug «unbeabsichtigt» abgeschossen. Teheran sprach von «menschlichem Versagen», und der Kommandant der Luftwaffe übernahm «die volle Verantwortung». Kurz darauf verhafteten die iranischen Behörden «mehrere Personen», wie es in einer Pressemitteilung hiess.

Das späte Eingeständnis brachte die Bürger auf. Zu Tausenden protestierten sie gegen die Regierung. Sie warfen ihr Versagen vor und bezichtigten sie der Lüge. Sie habe die wahre Ursache der Katastrophe vertuschen wollen, hiess es auch in staatlichen Medien. Anders als

## Die Zahl der Demonstranten ist zu klein, um dem Regime das Fürchten beizubringen.

sonst üblich standen für einmal nicht der «grosse» und der «kleine Satan», also die USA und Israel, im Mittelpunkt der jüngsten Proteste, sondern der Revolutionsführer persönlich.

Eindrucksvoll ist der Widerstand gegen die Ajatollahs auch auf Videoclips zu beobachten, in denen trotz grossen Gedränges junge Menschen einen Bogen um die auf den Boden gemalten Flaggen der USA und Israels machen. Statt dem Willen des Regimes zu folgen und die zwei Staaten zumindest symbolisch zu demütigen, werden die beiden Fahnen nicht mit Füssen getreten.

Die Proteste gegen das Regime werden in zahlreichen westlichen Medien als Zeichen gewertet, sein Ende könnte nahe sein. Solche Prognosen – manche würden von Hoffnung sprechen – sind freilich verfrüht.

Zwar hat die Häufigkeit der Demonstrationen in den vergangenen Jahren zugenommen. Erst im Herbst hatte eine Erhöhung der Treibstoffpreise 200 000 Menschen auf die Strassen getrieben. Sogar in staatlichen Medien wurde Kritik laut. So wagte zum Beispiel Ali Zia, ein bekannter junger Moderator des iranischen Staatsfernsehens, nach der Verdreifachung der Benzinpreise die bissige Bemerkung: «Unsere Verantwortlichen vergleichen unsere Taxipreise mit denen in New York, den Benzinpreis mit dem in London, die Mieten mit denen in Paris – aber wenn es um die Gehälter geht, vergleichen sie uns mit Äthiopien.»

## Gegen die eigenen Bürger

Proteste gehören im Iran inzwischen zum Alltag. Im Mai 2018 wurde gegen ungenügende Löhne gestreikt, ein Monat später gegen die Schwindsucht der Landeswährung, im vergangenen Frühling wegen der Inflation.

Die Zunahme der Proteste zeigt die Frustration der Bevölkerung, vor allem auch deren Verlust des Vertrauens ins Regime. Die Bürger machen nun aber nicht in erster Linie die neuen US-amerikanischen Sanktionen für die desolante Konjunktur verantwortlich (das vergangene Jahr schloss mit einem Minuswachstum von 10 Prozent und einer Arbeitslosenquote von rund 17 Prozent ab).

Die Strafmassnahmen setzen der Ökonomie zwar schwer zu. Dennoch nehmen die Demonstranten nicht US-Präsident Donald Trump, sondern ihre eigene Regierung in die Pflicht, werfen ihr Korruption und Unfähigkeit vor. Die Krise sei hausgemacht. Damit nimmt die Kluft zwischen der regierenden Elite und dem Volk zwar zu. Aber das Regime kann daraus auch Kapital schlagen.

Die Islamische Republik hat sich mit einem gewaltbereiten Machtapparat gut gegen Angriffe von innen abgesichert. Die Ajatollahs haben wiederholt bewiesen, dass sie nicht nur drohen, sondern ihren Machtapparat auch tatsächlich gegen die eigenen Bürger einsetzen. Die Zahl der Demonstranten ist zu klein, um dem Regime das Fürchten beizubringen. Dazu bräuchte es nicht wie zuletzt 200 000, sondern mindestens eine Million Menschen auf den Strassen. Ausserdem fehlt der Opposition eine charismatische Integrationsfigur.

Die in Frage gestellte Legitimität des Regimes könnte sogar dazu führen, dass der Klerus gestärkt aus den kommenden Parlamentswahlen hervorgeht. Denn Ajatollah-Kritiker, meinen Iran-Beobachter, würden zu Hause bleiben, aus Protest und aus Misstrauen gegenüber der als eher gemässigt geltenden Regierung. Dadurch würden es pragmatische Politiker schwer haben, ihre momentane Stärke im Parlament zu verteidigen. Die Konservativen werden sich bedanken.

## Grüne stoppen Federers Tennisspiel

Von Christoph Mörgeli

Roger Federer ist die gewichtigste personelle Trumpfkarte der Schweiz. Im Inland wie im Ausland. Jedes Kind rund um den Erdball kennt unser Tennis-Ass. Pestalozzi, Heidi oder Henry Dunant waren gestern. Heute ist Federer für unser Land mit Gold nicht aufzuwiegen. Die Übertragung der Skirennen interessiert noch unsere SRF-Pensionäre. Der *gmögige* Schwingerkönig Christian Stucki ist als Botschafter für Schokolade, Style und Fashion nur bedingt einsetzbar. Doch Weltstar Federer macht überall eine gute Figur.

Gewiss, schon der erste lebende Eidgenosse trug wahrscheinlich den Namen Neid. Aber im Vergleich zum protzigen Nachbarn, der sich schon wieder einen neuen Rasenmäher leistet, mögen die meisten Landsleute Roger Federer sein pralles Konto gönnen. Selbst wenn es sich irgendwann der Milliardengrenze nähern sollte. Weil dahinter eine enorme Leistung, Disziplin und Anstrengung steckt.

Doch jetzt treten die Grünaktivisten auf den Plan. Sie nehmen Roger Federer in Geiselnhaft und instrumentalisieren den Tennisprofi hemmungslos für ihre Zwecke. Sie attackieren den Erfolgreichen, weil dessen Werbepartnerin – die Credit Suisse – nicht bloss in Windräder, Solarpanels und Wollpulswärmer investiert. Sie verkleideten sich beim Überfall auf eine CS-Filiale in Lausanne als Tennisspieler. Federer reagiert souverän und spielt erst gar nicht den Klima-Scheinheiligen. Er könne bei der Ausübung seines Sports nicht aufs Fliegen verzichten. Und auch nicht sämtliche Tennisspieler in Basel versammeln – wohin sie ja ohnehin ebenfalls fliegen müssten.

Der gezielte Angriff auf Roger Federer zeigt drastisch, wohin die permanenten Nötigungen der Grünbewegten führen. Sie können weder gestalten noch leisten noch aufbauen, sind aber sackstark im Diffamieren, Stigmatisieren, Moralisieren und Intervenieren. Die Sache ist ganz einfach: Wenn unsere Bürgerinnen und Bürger den Grünen medial und politisch zu immer mehr Macht verhelfen, ist es mit Roger Federers Weltklassennis vorbei. Denn die Grünen hindern ihn an dem, was er wie kein Zweiter kann. Sie zerstören den globalen Glanz einer Schweizer Vorzeigepersönlichkeit. Und sind zu verbohrt, um zu merken: Einen Tennisball interessiert keinen Deut, wer ein Kommunist ist oder ein Kapitalist, wer Fleisch- oder ein Pflanzenfresser, ein Grüner oder ein Heller.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## So sicher wie das Elektroauto

Von Peter Bodenmann — Immer mehr Stimmen quer durch die politische Landschaft fordern einen Staatsfonds.



Die zu verteilende fette Beute beträgt mindestens 10 Milliarden Franken pro Jahr: Peter Bernholz.

Ich habe während Jahren viele Leserinnen und Leser mit Artikeln über selbststeuernde Elektroautos genervt. Mittlerweile lasse ich das Thema links liegen. Weil die Fakten für sich sprechen: Tesla ist an der Börse mehr wert als General Motors und Ford zusammen. Und Ford will bereits 2021 selbststeuernde Robotaxis auf den Markt bringen. Ford-Entwicklungschef John Rich bringt die neue Strategie auf den Punkt: «Wir wollen nicht die Plattformen ersetzen, sondern die Fahrer.» Alles geht offenbar sogar noch etwas schneller, als ich gedacht habe.

In Zukunft braucht es in der Schweiz nicht mehr vier Millionen Autos, die während 23 Stunden pro Tag bewegungslos herumlungern, sondern maximal noch eine Million. Und von den heute zehn Millionen Parkplätzen können wir acht Millionen aufheben. Rosa Zukunft.

Jetzt scheint es mir mit dem längst überfälligen Staatsfonds gleich zu gehen wie mit den selbstfahrenden Elektroautos. Die Fakten lassen die Stimmung schleichend kippen.

Die 300 reichsten Schweizerinnen und Schweizer – wenn auch fast die Hälfte ausländische Steuerflüchtlinge sind – werden immer reicher. Zusammen sind sie, wenn die Zeitschrift *Bilanz* sich nicht verrechnet hat, 702 Milliarden Franken schwer.

Viel, viel zu viel Geld, aber eine andere Zahl müsste uns Freude machen: Die Schweizeri-

sche Nationalbank ist mit ihrem Vermögen von mehr als 800 Milliarden Franken schwerer als die 300 Superreichsten zusammen.

Langsam beginnt sich im publizistischen und politischen Unterholz – wenn auch noch zaghaft – einiges zu bewegen. Die Gewerkschaften wollen, dass die Nationalbank mehr Geld ausschüttet. Die SVP geht zaghaft auch etwas in diese Richtung. Kurt Schiltknecht signalisiert Zustimmung zu einem Staatsfonds, der pro Jahr mindestens 10 Milliarden Franken bringen würde. Genauso wie *Inside Paradeplatz*. Selbst die NZZ beginnt sich zu bewegen.

Der emeritierte Basler Wirtschaftsprofessor Peter Bernholz brachte einst das Problem und dessen Lösung so auf den Punkt: Die Norweger haben das Öl, wir haben den Franken.

Lange Zeit waren die SP und die Gewerkschaften die freiwilligen Geiseln des SP-Vorturners Jean Studer, der als Bankratspräsident – welche Ehre – erfolgreich faktenfreie Irrlehren verbreitete. Noch heute glaubt die FDP-Präsidentin Gössi diesen Stuss.

Trotzdem kann sich der noch rüstige 92 Jahre alte Bernholz freuen: Der von ihm angeregte Staatsfonds kommt früher oder später so sicher wie die Elektroautos.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Monetäre Männerfreundschaft

Von Kurt W. Zimmermann — Ringier kehrt in den Verband der Zeitungsverleger zurück. Die Geste ist 120 Millionen Franken wert.

Das Jahr begann mit einer neuen Männerfreundschaft. Die zwei wichtigsten Männer der Medienbranche fielen sich öffentlich in die Arme.

Es versöhnten sich Ringiers CEO Marc Walder und Pietro Supino, der Chef der TX Group, wie die frühere Tamedia nun heisst. Nach über vier Jahren Abstinenz kehrte Ringier wieder zurück in den Verband der Zeitungsverleger, den Supino präsidiert.

Bei der neuen Männerfreundschaft allerdings geht es nicht um Gefühle. Es geht um Geld. Für Supinos TX Group bedeutet sie einen Zusatzgewinn von 40 Millionen pro Jahr, für Walders Ringier sind es 15 Millionen.

Um das zu verstehen, müssen wir kurz ins Jahr 2015 zurück. Ringier gründete damals mit Swiscom und SRG eine gemeinsame Werbevermarktung, genannt Admeira. Das führte zu einem wüsten Streit mit den anderen Verlegern und zum Austritt Ringiers aus dem Verlegerverband.

Aus heutiger Sicht war es ein dummer, weil rein symbolischer Konflikt. Denn Admeira wurde ein Misserfolg. Ringier stürzte seitdem bei der klassischen Werbung ab. Auch Tamedia auf der Gegenseite erging es nicht besser. Zum Glück konnten beide den Einbruch im Print mit steigenden Profiten im digitalen Geschäft auffangen.

## Das Risiko ist eliminiert

Seit 2015 hat sich darum in der Branche ein Wertewandel vollzogen. Die Verleger, entgegen ihrer anti-etatistischen Tradition, wollen nun an staatliche Subventionen für ihr leidendes Zeitungsgeschäft heran.

Die Politik ist bereits voll auf diesen Zug aufgesprungen. Die Vorlage kommt noch dieses Jahr auf den Tisch. Es ist zu erwarten, dass das Parlament schliesslich rund 120 Millionen für die Medienhäuser lockermacht, etwa 50 Millionen für die Förderung von Online-Angeboten und etwa 70 Millionen für die verbilligte Postzustellung der Tages- und Wochenzeitungen.

Damit ist die Versöhnung der Herren Supino und Walder und die Rückkehr von Ringier in den Verlegerverband erklärt. Eine zerstrittene Verlagsbranche, die sich intern befehdet, hätte ihre Chancen auf zusätzliche Subventionen zerstört. Einigt euch erst, bevor ihr um Geld bettelt, hätte die Politik gesagt.

Dieses Risiko ist nun eliminiert. Die 120 Millionen für die Medienhäuser sind damit so gut wie gesichert. Der Verteilschlüssel ist noch



Wertewandel: TX-Group-Chef Supino.

nicht festgelegt, wird sich aber an den Auflagen der Zeitungen orientieren.

In diesem Fall werden von den jährlichen 120 Millionen rund 40 Millionen an den Market-leader TX Media gehen, um die 25 Millionen an den CH-Media-Verband aus dem Aargau und je etwa 15 Millionen an Ringier und die NZZ-Gruppe. Die restlichen 25 Millionen verteilen sich dann an kleinere Internet- und Presse-Anbieter von *Die Ostschweiz* bis zum *Corriere del Ticino*.

Die Verlage begeben sich damit in eine verstärkte Abhängigkeit vom Staat. Soll man das gutheissen?

Man kann es streng ordnungspolitisch betrachten. In dieser Sicht ist es ein Sündenfall. Das Konstrukt des Journalismus als vierte Gewalt, seine unabhängige Kontrollfunktion des politischen Systems, wird durch Zuschüsse aus ebendiesem System kompromittiert.

Man kann es aber auch ordnungspragmatisch betrachten. In dieser Sicht haben die Medien seit 1848 enorm viel für die Schweizer Demokratie und ihre Institutionen geleistet. Sie haben sie fitgehalten, und zwar unentgeltlich. Man kann durchaus argumentieren, dass für diese staatspolitische Leistung nun ein Payback an die Verlagsbranche fair und fällig ist.

Ich neige zur pragmatischen Variante. Unsere Medien sind unserem Gemeinwesen nichts schuldig. Umgekehrt schon.

# Amok in München

Von Henryk M. Broder — Die Antifa huldigt dem Zeitgeist.

Wenn eine «Bewegung» erst einmal in Gang gekommen ist, entwickelt sie die Kraft einer Lawine, die zu Tal rast und alles unter sich begräbt, was ihr im Weg steht. Wir erleben das gerade in



München, der «Weltstadt mit Herz», wo die deutsche Version der Political Correctness derzeit Amok läuft. Die Vorstellung ist so absurd, dass sogar Karl Valentin, der grösste aller bayrischen Komiker, entzückt wäre.

Eine Expertenkommission hat im Auftrag der Münchner Stadtverwaltung eine Liste mit über 300 Strassennamen erarbeitet, die nach heutigen Massstäben «problematisch» sind. Keine Nazis, keine Kriminellen, keine Kriegsverbrecher, sondern Menschen, die bei einem posthumen Antifa-Test durchgefallen sind. Mit dabei: der ehemalige bayrische Ministerpräsident Franz-Josef Strauss, «ein gern gesehener Gast in Afrika», der gegenüber seinen Gastgeber gesagt haben soll: «Wir Schwarze müssen zusammenhalten.» Christoph Kolumbus, der Entdecker Amerikas, ihm werfen die Experten vor, er sei am Zucker- und Sklavenhandel beteiligt gewesen; der Archäologe Heinrich Schliemann, der Troja ausgegraben hat. Er habe «erfolgreich mit Kolonialwaren» gehandelt. Noch irrer ist die Anklage gegen den Schriftsteller Erich Kästner, dessen Bücher im Dritten Reich verbrannt wurden. Statt zu emigrieren oder sich das Leben zu nehmen, sei er in Deutschland geblieben und habe «Drehbücher unter einem Pseudonym» geschrieben. So etwas ist und bleibt unverzeihlich, auch 75 Jahre nach dem Ende der NS-Zeit.

Achtzig Kilometer nordwestlich von München, in der Fuggerstadt Augsburg, spielt sich eine ähnliche Posse ab. Die Jugendgruppe von Amnesty International verlangt, dass das Steigenberger-Hotel «Drei Mohren» seinen Namen ändert. «Mohr» sei eine veraltete Bezeichnung für schwarze Menschen und stelle «eine Form von Alltagsrassismus» dar. Eine diesbezügliche Online-Resolution wurde von über tausend Augsburgern unterzeichnet.

Der Name des Vier-Sterne-Hotels geht auf abessinische Mönche zurück, die «um das Jahr 1495» nach Augsburg kamen und dort überwinterten. Da waren «Mohren» in Augsburg noch willkommen. Heute müssten es «People of Colour» sein. Wäre auch ein schöner Name für ein Hotel, das mit dem Zeitgeist geht.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als frischgebackene Urgrossmutter den etwas gewöhnungsbedürftigen Namen Adalind kurzerhand in Adeline abändern, wenn sich Freunde nach dem Namen des Neugeborenen erkundigen – wenigstens so lange bis das Kind selbst in der Lage ist, seinen Namen auszusprechen? *Ursula Michel, Brugg*

Das ist ja nun wirklich ein – wie soll ich sagen? – ausgefallener Mädchename. Aber, nein, liebe frischgebackene Urgrossmutter, da gibt es nichts abzuändern. Das Kind heisst Adalind. Punktum! Das lässt sich gut aussprechen, was man nicht von allen Namen, mit denen Babys heutzutage eingedeckt werden, sagen kann. Die Einzige, die sich später wird beklagen können, ist Adalind. Wenn Sie diesen Namen partout nicht über die Lippen bringen, kürzen Sie doch einfach etwas ab: Ada. So werden Adalinds Gspänli sie wohl ohnehin rufen. Mein Namensvorschlag für ein allfälliges Schwesterchen: Burglind. *Max Wey*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Und sei dafür besorgt, dass auch die Gretas, die nach dir kommen, ein warmes Nest mit vergleichbarem Komfort vorfinden werden.» *Armin Nüssli*

### Achtes Departement

Nr. 1/2 – «Wir verbessern die Schweiz»;  
Vorsätze prominenter Politiker

Die Lektüre hat mich dazu beflügelt, ebenfalls einen Vorschlag zur Verbesserung der Schweiz zu machen, obwohl er vielleicht etwas utopisch ist. Ich schlage vor, ein achtes Departement in unserem Staat zu gründen, geführt von einer grünen Bundesrätin. Damit wäre dem Wunsch nach Gleichheit der Geschlechter im Bundesrat Rechnung getragen. Das neue Schlüsseldepartement könnte Departement für Gleichheit heissen und fünf Verwaltungseinheiten umfassen, nämlich ein Bundesamt für das Klima (BfK), ein Bundesamt für Umverteilung (BUM), ein Bundesamt für Veloverkehr (BAV), ein solches für Wolfansiedlung (Buwo) und ein Bundesamt für Notstände aller Art (Buno).

*Ulrich H. Schär, Zumikon*

### Reformstau

Nr. 1/2 – «Neue Lust am Sozialismus»;  
Beat Gygi über Stefan Kooths

Die Analyse des Ökonomen Stefan Kooths greift zu kurz. Denn ein wichtiger Grund, warum es mit der deutschen Wirtschaft zunehmend bergab geht, dürfte auch der Reformstau in vielen Unternehmen selbst sein, der sich vor allem in Monokulturen bei den Vorständen widerspiegelt, wobei es nicht selten ausgerechnet beim Thema der Digitalisierung an echter Kompetenz mangelt. Deshalb sollte man die Schuld für die sinkende Wettbewerbsfähigkeit der grössten europäischen Volkswirtschaft nicht nur vornehmlich bei der Politik suchen, zumal Angela Merkel das Land bereits seit 2005 ohne grössere Visionen regiert und sich die Wirtschaft bereits darauf hätte einstellen können, dass sie ihre Hausaufgaben wie etwa die Förderung von jungen Talenten zur Bekämpfung des Fachkräftemangels alleine machen muss.

*Rasmus Ph. Helt, Hamburg (D)*

### Konstruktive Kritik

Nr. 1/2 – «Die SP hat die Konkordanz gebrochen»; Interview mit Christoph Blocher von Erik Ebnetzer

Das Gespräch mit Christoph Blocher ermutigt mich, das neue Jahr positiv zu sehen. Nähme Blocher nicht immer wieder mit guten Vorschlägen und konstruktiver Kritik am politischen Geschehen der Schweiz teil, würde wohl vielen Schweizerinnen und Schweizern der Mut zum Kampf für eine unabhängige



«Beflügelt».

und wirtschaftlich erfolgreiche Heimat fehlen. *Robert Renfer, Raperswilten*

### Dunkle Stunde

Nr. 1/2 – «Als die Swissair rief»;  
René Lüchinger über Hannes Goetz

Die Nachricht vom Tod des hochanständigen, gutmütigen, redlichen, jovialen ehemaligen VR-Präsidenten der Swissair, Hannes Goetz, stellt sich gegen die Halbwertszeit des Vergessens, die immer kürzer wird. Das EWR-Nein verleitete die Swissair dazu, marode europäische Luftfahrtsgesellschaften zu kaufen. Dabei hätte die Swissair ihre Erfolgsgeschichte mit den motivierten und hervorragenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern weiterschreiben können – auch, ohne in den Schoss der Lufthansa zu fallen. Der damalige Swissair-Anwalt Peter Kurer verkündete arrogant, dass er der Swissair den Stecker gezogen habe. Zusammen mit den Bankern und Milliardenverdampfern Marcel Ospel, Lukas Mühlemann und der Finanzplatz-Ikone Rainer E. Gut liessen sie den Untergang unserer nationalen Luftfahrtsgesellschaft zu, obwohl Finanzmittel für die Rettung vorhanden waren. Die UBS wurde gerettet, die Swissair liess man fallen! Es waren Banker und keine Unternehmer, die unsere nationale Swissair beerdigten. Die erfolgreiche Nachfolgesellschaft Swiss liefert nun seit Jahren der Mutter Lufthansa Hunderte Millionen Franken Betriebsgewinne ab. Das war eine dunkle Stunde der Schweizer Wirtschaftsgeschichte.

*Roger E. Schärer, Feldmeilen*



## Pink, Grün und Schwarz

Nr. 51/52 – «Ikone der Undankbarkeit»;  
Editorial von Roger Köppel

Liebe Greta Thunberg. Dein Virus hat sich wie ein Öltropfen auf dem Wasser ausgebreitet und die Menschheit bis in den hintersten Winkel angesteckt. Ich hoffe, es ist dir bewusst, dass du mit deinem blossen bisherigen Dasein Ressourcen in Anspruch genommen und Kosten verursacht hast. Menschen vor dir haben für dein Wohlbefinden vorgesorgt. Du wirst in absehbarer Zukunft selber für deinen Lebensunterhalt besorgt sein müssen. Bereits von deinem ersten Salär wirst du dann dem Staat mindestens die Hälfte abgeben müssen, damit dieser die Kosten für Schulung, Gesundheitswesen, öffentlichen Verkehr, Verwaltung und so weiter decken kann. Also merke: Alle deine Forderungen addieren sich und müssen auch von dir berappt werden. Und sei dafür besorgt, dass auch die Gretas, die nach dir kommen, ein warmes Nest mit vergleichbarem Komfort vorfinden werden. Und grüsse mir bitte alle Klimaaktivisten.

*Armin Nüssli, Rodersdorf*

Wäre das Jahr 2019 ein Gemälde, würden drei Farben dominieren: Pink, Grün und Schwarz. Sie stehen für Frauenanliegen, Klima-Hype und Panikmache. Während Pink andauerndes Wohlwollen geniesst, beschleicht einen bei Grün die Ahnung eines kontinuierlichen Defizits an Zuspruch. Ursache für diesen Empathieverlust ist Schwarz, deren düstere Attitüde sich als Sympathieträgerin nicht eignet. Eher ein Stimmungskiller ist der Umstand, dass eine hunderttausendfache Anhängerschaft einem blutjungen, autistischen Mädchen aus dem kalten Norden in quasireligiöser Verzückung die ebenso erdrückende wie unmögliche Mission auferlegt, die Menschheit in eine klimatisch sorgenfreie Zukunft zu führen.

*Jürg Baumgartner, Worblaufen*

## Korrigenda

SVP-Präsident Albert Rösti sitzt nicht, wie die *Weltwoche* in ihrer letzten Nummer geschrieben hat, im Verwaltungsrat der Spar- und Leihkasse Thun. Albert Rösti ist Mitglied des Verwaltungsrates der Spar- und Leihkasse Frutigen. Wir bitten um Entschuldigung.

*Die Redaktion*

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Wie ist es möglich, dass feministische Linke einerseits die muslimische Massenmigration in die Schweiz befürworten und andererseits wegen Kleinigkeiten auf hiesige Männer losgehen, etwa wegen einer Hand auf dem Knie oder wegen eines Kompliments zum Rock oder zur Frisur? Gemäss einer Statistik werden Ausländer elfmal häufiger wegen sexueller Nötigung verurteilt. Muslimische Machos behandeln ihre Frauen wie Untergebene, schlagen ihre Töchter, arrangieren Zwangsheiraten und stecken ihre Frauen unter das Kopftuch. Wie erklären Sie sich diese Schizophrenie bei Grünen und Linken? A. H., Zürich**

Sie machen auf einen generellen Umstand aufmerksam: Sie stellen fest, dass viele – hier die feministischen Linken – generell und grundsätzlich etwas unterstützen und sich dafür einsetzen, um dann im konkreten Fall das Gegenteil zu tun. Das ist vor allem bei Leuten, die immer gut dastehen wollen, der Fall. Dann sind solche Widersprüche zwangsläufig. In diesen Kreisen

gilt es als eine besondere Auszeichnung für ihr Gutsein, wenn sie die muslimische Massenmigration in die Schweiz generell unterstützen. Sie tun dies, weil das als sozial, als gut, als menschenfreundlich angesehen wird. Und wenn man das unbedingt tut, verschliesst man die Augen vor Missbräuchen und Sonderlichkeiten, die diese Massenmigration mit sich bringt.

Ebenfalls zur Bestätigung der eigenen Korrektheit und Menschenfreundlichkeit werden oft Männer wegen unbedeutender Kleinigkeiten verurteilt. Das übernehmen in der Regel Menschenrechtsgerichtshöfe und dergleichen. Weil es sich gut macht, sich für die muslimische Einwanderung einzusetzen und gleichzeitig auch Männer wegen Kleinigkeiten zu verurteilen, schliesst man einfach die Augen und will nicht sehen, dass man mit dieser Haltung sowohl nichts tut gegen die Missbräuche als Folge der muslimischen Masseneinwanderung, sondern auch nichts Ernsthaftes tut, um gerechtfertigte Missbräuche im Verhältnis zwischen Mann und Frau zu bekämpfen. Dieser Widerspruch kommt überall dort vor, wo der Moralismus als Richtschnur des eigenen Handelns dient. Darum sind auch die Aussagen vieler Politiker oft widersprüchlich, heuchlerisch und somit wirkungslos.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern  
und  
Illustrationen





«Wir schauen uns anders an.»

## Schwule in Gefahr

Wie gefährlich ist die Schweiz für Homosexuelle? Vor allem Schwule berichten immer häufiger von Beleidigungen und Attacken im Ausgang. Die Täter: meist junge Männer, mutmasslich mit Migrationshintergrund. Von Erik Ebnetter und Roman Zeller

Daniel Keller\*, 32, stützt sich auf die schmale Wandvorrichtung, auf der sein frisch gezapftes Bier steht. Es ist Freitagabend. In der «Cranberry»-Bar, mitten in der Zürcher Altstadt, sind alle Tische besetzt. Ein Barkeeper eilt herbei und wirft zwei Servietten auf die Ablage, dann begrüsst er Keller mit einem Wangenkuss. Ganz in der Nähe lachen ein paar angeheiterte Frauen um die fünfzig über einen Witz, sonst sind nur Männer im Raum, die meisten von ihnen homosexuell. «Ich merke sehr schnell, ob einer schwul ist oder nicht», sagt Keller. «Wir schauen uns anders an, intensiver. Wir nennen es den Schwulen-Radar.»

Die meisten Heterosexuellen werden Keller kaum als schwul wahrnehmen. An diesem Januarabend trägt er Jeans und Pullover, leger geschnitten und in gedeckten Farben; seine Haltung und Gestik sind unauffällig – das Klischee des effeminierten Mannes erfüllt er nicht. Dass er schwul sei, merke man eigentlich nur, wenn sein Freund und er zusammen durch die Stadt gingen, sagt Keller. «Dann kann es auch vorkommen, dass ein Passant etwas Beleidigendes herüberzischt. Körperliche Angriffe habe ich aber nie erlebt.»

Anders erging es einem homosexuellen Paar, 19- und 24-jährig, in der Silvesternacht. Vier

junge Männer, die «Deutsch mit ausländischem Akzent» sprachen, fragten die beiden, ob sie schwul seien, und schlugen sie spitalreif. Die Attacke ereignete sich vor dem Klub «Heaven» unweit vom «Cranberry». Keller verweist mit einem Nicken zum Nebentisch, wo drei aufwendig gestylte Männer – vielleicht Anfang zwanzig – Longdrinks trinken. Ihre Pullover sind hauteng, ebenso die Jeans; einer hat zentimeterlange künstliche Fingernägel und trägt ein Handtäschchen. «Solche Typen», flüstert Keller, «feiern später im «Heaven». Leider sind sie für Attacken prädestiniert, weil man ihnen ansieht, dass sie schwul sind.»

### Schlägerei vor laufender Kamera

Der Angriff auf die beiden Homosexuellen in der Silvesternacht war der jüngste in einer längeren Reihe ähnlicher Taten, die seit Sommer landesweit zu reden geben. 20 Minuten nahm die Meldung zum Anlass, um im Zürcher Nachtleben zu recherchieren: «Wer sind die Schwulenhasser?» Das Video, das dabei entstand, zeigt junge Männer mit verpixeltem Gesicht oder dem Rücken zur Kamera, wie sie hemmungslos über Homosexuelle schimpfen.

Einer bezeichnet Schwule als Kranke, die «mit ein paar Schlägen» geheilt werden könn-

ten. In seinem Kollegenkreis mache man das immer wieder. Schwule, die verprügelt werden, seien «selber schuld». Ein anderer wird, als er gerade in die Kamera spricht («Frauen – schaut sie an, *maschallah*. Sie sehen gut aus, egal ob angezogen oder nicht»), von Passanten provoziert: «Okay, mach schnell, bevor ich das Messer auspacke», sagt er zum Reporter. Kurz darauf liegt ein Mann niedergeschlagen am Boden.

Die zwei Interviewten sprachen mit einem Akzent, der als «Balkanddeutsch» bezeichnet wird. Dass es nicht selten Männer mit Migra-

### Muslimische Jugendliche haben höhere Mittelwerte auf der Homophobie-Skala.

tionshintergrund sein dürften, die auf Schwule losgehen, lassen auch die Aussagen von Schwulen erahnen, die im Video ebenfalls zu Wort kommen. Einer erklärt: «Es ist mir unangenehm, das zu sagen, aber es sind meistens Leute, die eine zweite Nationalität haben.» Ein anderer, der nach eigener Aussage selber Wurzeln im Balkan hat, erzählt in breitem Ostschweizer Dialekt, es handle sich bei



den Tätern oft um «Balkanbewohner oder Ausländer».

Amtliche Zahlen, die solche Aussagen bestätigen würden, gibt es nicht. Die Polizei erfasst homophobe Straftaten nicht gesondert, was die Politik ändern will. Die ehemalige Zürcher BDP-Nationalrätin Rosmarie Quadranti forderte 2017 in einer Motion, sogenannte *hate crimes* «aufgrund der sexuellen Orientierung, Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck oder Geschlechtsmerkmalen» statistisch zu erheben. Der Nationalrat stimmte dem Begehren im September 2019 zu. Es liegt nun beim Ständerat, wo es laut Quadranti eine Mehrheit finden dürfte.

### Besonders angreifbar

Zu den Mitunterzeichnern der Motion gehören die Nationalräte Hans-Ueli Vogt (SVP, ZH) und Hans-Peter Portmann (FDP, ZH), die beide homosexuell sind. Vogt nennt das Video von 20 Minuten eine «gute, wichtige Recherche». Deren Ergebnisse hält er für plausibel: «Dass es vorwiegend Männer mit Migrationshintergrund sind, die gegenüber Schwulen gewalttätig werden, entspricht meinem Eindruck.» Portmann sagt, einige junge Männer vom Balkan seien «auffällig homophob», und sieht vor allem deren «Macho-Getue» als Ursache für Übergriffe auf Schwule.

Angelo Barrile, homosexueller SP-Nationalrat aus Zürich, erlebt die Mehrheit der jungen Männer vom Balkan verglichen mit übrigen Gleichaltrigen nicht als schwulenfeindlicher, wie er sagt. Gemäss Opferaussagen hätten die Täter aber tatsächlich immer wieder einen Migrationshintergrund, zumindest in Städten wie Zürich. Ausserhalb davon – «in Schwyz oder im Oberaargau» – seien es häufiger Rechtsextreme, die Homosexuelle attackierten. Allgemein lasse sich festhalten: «Bei den Tätern handelt es sich meist um halbstarke Betrunkene, die Schwule angreifen, um anderen etwas zu beweisen.» Barrile, der als Arzt praktiziert, spricht regelmässig mit Opfern homophober Gewalt: «Ich kenne rund zehn Fälle aus den letzten drei Jahren, bei denen Männer spitalreif geschlagen wurden.»

Patrick Hadi Huber von den Homosexuellen Arbeitsgruppen Zürich sagt, die grösste Gefahr lauere auf dem Heimweg vom Klub zum Bahnhof. In dieser Situation sei man besonders angreifbar, vor allem wenn man als Paar unterwegs und dadurch leichter als homosexuell zu erkennen sei. Er schätzt, dass ein Viertel der Schwulen und Lesben schon Hass und Gewalt erlebt hat. Dass vor allem Gewalt gegen Schwule zu reden gibt, erklärt Roman Heggli

von Pink Cross mit den unterschiedlichen Ausprägungen homophober Taten. So seien es meist schwule Männer, die körperlich attackiert würden, während lesbische Frauen in der Regel mit verbalen Belästigungen zu kämpfen hätten.

### Anfälliger für Vorurteile

Eine bislang unpublizierte Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften gibt Hinweise auf «Verbreitung und Einflussfaktoren von Homophobie unter Jugendlichen und Erwachsenen» in der Schweiz (wobei sich daraus nicht schliessen lässt, wer die homophoben Straftaten tatsächlich begeht). Die Studienautoren Dirk Baier und Maria Kamenowski schreiben, «dass männliche Befragte, Jugendliche mit Migrationshintergrund und religiöse Befragte (unabhängig von der konkreten Religionszugehörigkeit) signifikant stärker ausgeprägte Vorurteile gegenüber Homosexuellen aufweisen».

Schaut man die Ergebnisse im Detail an, fällt auf, dass Jugendliche mit Wurzeln im Kosovo und in Nordmazedonien anfälliger sind für

Vorurteile gegenüber Homosexuellen, gefolgt von Jugendlichen aus der Türkei und arabischen Ländern (bei den Erwachsenen ist allgemeiner von «Süd-/Osteuropa» die Rede). Gemeinsam ist den meisten dieser Länder und Regionen die islamische Prägung.

Tatsächlich zeigt die Studie, dass muslimische Jugendliche höhere Mittelwerte auf der Homophobie-Skala haben als die übrigen Gleichaltrigen; knapp danach folgen evangelisch-freikirchliche Jugendliche, von denen es allerdings deutlich weniger gibt. Bei den Erwachsenen liegen die Evangelikal-Freikirchlichen auf Platz eins, die Muslime auf Platz zwei – Reformierte und Katholiken kommen auf Werte, die um

bis zu zwei Drittel tiefer liegen.

Dass Homophobie vor allem unter Muslimen und Evangelikalen verbreitet ist, deckt sich auch mit den Erfahrungen von Daniel Keller. Die Gewalt, von der er höre, gehe allerdings eher von muslimischen Jugendlichen aus, fügt er an. Wir haben das «Cranberry» inzwischen verlassen und gehen zum «Heaven». Dort, wo sich nachts oft eine Traube von Rauchern bildet, ist jetzt, um neun Uhr abends, noch kaum jemand zu sehen. Der Klub öffnet erst in zwei Stunden. «Wer immer da stehen wird, muss damit rechnen, angepöbelt oder sogar angegriffen zu werden», sagt Keller. Er verabschiedet sich und macht sich auf den Weg nach Hause. Die Party wird ohne ihn stattfinden.

\*Name geändert.



Nationalrat Vogt.



Nationalrat Barrile.

## Justiz

# Unklare Strafnorm

## Was man vielleicht nicht mehr sagen dürfte.

Von Katharina Fontana

In gut drei Wochen stimmt die Schweiz darüber ab, ob die Antirassismus-Strafnorm neu auch Homosexuelle schützen soll. Die Gegner sprechen von einem «Zensurgesetz», das die Meinungsfreiheit über Gebühr einschränke, die Befürworter bestreiten dies. Die christlich-konservative Stiftung Zukunft CH wollte es genau wissen. Sie hat bei Isabelle Häner, Professorin für Staats- und Verwaltungsrecht in Zürich und Anwältin, ein Gutachten in Auftrag gegeben und ihr eine Liste von Fällen vorgelegt mit der Frage: Wäre ein solches Verhalten künftig strafbar oder nicht? Hier ein Auszug aus dem Gutachten:

— Der Hotelchef, der seine Doppelzimmer nur an heterosexuelle Paare vermieten will, würde sich künftig wohl strafbar machen, ebenso eine Partnervermittlung, die ihre Dienste nur Heterosexuellen anbietet.

— Die Nichtanstellung eines Seelsorgers mit der Begründung, er lebe in einer homosexuellen Partnerschaft, dürfte strafbar sein.

— Bischof Vitus Huonder hatte 2015 den Bibelvers «Schläft einer mit einem Mann [...], dann haben sie eine Gräueltat begangen; beide werden mit dem Tod bestraft [...]» zitiert. Es ist nicht auszuschliessen, dass dies neu strafbar wäre.

— Die Predigt von der Kanzel, dass homosexuelles Verhalten sündhaft sei, wäre nicht strafbar.

— Die öffentliche Aussage, dass Homosexualität «eine Schwäche der Natur» sei und «geheilt werden kann», kann als strafbare Herabsetzung gewertet werden. Aber:

— SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi hatte 2014 in einem Interview Gleichgeschlechtliche als «Fehlgeleitete» mit «unnatürlichem Verhalten» bezeichnet, bei denen ein «Hirnlappen» verkehrt laufe. Diese Aussage wäre aufgrund der politischen Dimension eher nicht strafbar: Es dürfen auch Meinungen vertreten werden, die schockierend sind.

— Wer öffentlich sagt, dass gleichgeschlechtliche Elternschaft schädlich für ein Kind sei, dürfte sich nicht strafbar machen.

— Gebetsanlässe für die «Befreiung» von Homosexuellen könnten strafbar sein.

Die Liste zeigt: Welches Verhalten unter den erweiterten Antirassismus-Artikel fallen würde, ist nur schwer vorherzusehen, auch für Juristen. Ein gutes Gesetz sieht anders aus.

# Botschafter Lustig

Mit penetranten Selbstinszenierungen stellt sich Paul Seger, der Schweizer Repräsentant in Berlin, ins Rampenlicht. Wem soll das nützen?

Von Christoph Mörgeli

«Mein ganz offizieller eidg. dipl. Account als Schweizer Botschafter in Berlin.» Mit solchem Beamtenhumor führte sich am 1. November 2018 der damals 59-jährige Diplomat Paul Seger in die Twitter-Welt ein. Der zugehörige Account «Schweiz in Berlin» existiert schon länger. Seit der Ära von Didier Burkhalter werden sämtliche Botschafter ermutigt, die sozialen Medien zu nutzen. Die Vernünftigeren weigerten sich, mit dem Hinweis, entsprechende Texte und Bilder seien entweder nichtssagend, peinlich oder undiplomatisch.

Der twitternde Schweizer Botschafter in Berlin bestätigt jetzt sämtliche dieser Befürchtungen. Als eingefleischter Basler und Fasnachtler ist Paul Seger um ununterbrochene Unterhaltung seiner Follower bemüht. Zwar übernimmt er brav Mitteilungen der Bundesverwaltung oder Werbebotschaften von Schweiz Tourismus. Und jedermann darf sich mit freuen, wenn er «beschwingt und gut gelaunt ins Wochenende» entschwindet.

Im Sommer 2018, unmittelbar nach seinem Amtsantritt, machte der Diplomat mit roter Fliege und rot-weissem Poschettli auf ganz originell und setzte sich der vielbesungenen Berliner Luft aus. Schon wenige Sekunden nach der Begrüssung fiel hinter ihm das Doppelgestänge von deutscher und schweizerischer Fahne zu Boden – vielleicht zur Strafe, da das Schweizerkreuz heraldisch unkorrekt als Rechteck an der Stange baumelte. Worauf sich Seger bog vor Lachen und über sich twittern liess: «Unser neuer Botschafter Paul René Seger zeigt schon am ersten Arbeitstag Standfestigkeit und Humor!»

## «Wenigstens ein bisschen bunter»

Am Vortag hatte sich Seger in einem Grusswort auch dem deutschen Publikum angeeignet: «Als Bürger der Stadt Basel bin ich in der deutschen Nachbarschaft aufgewachsen und kenne sie daher gut. Meine Familiengeschichte geht sogar auf deutsche Wurzeln zurück.» Gerne stellt er sich als «Badenser der zweiten Generation» vor. Bei Radio SRF tönte es so: «Die Nähe der Basler zu Deutschland ist wichtig. Wir pflegen dieselbe Kultur.»

An der letzten Soiree der Schweizer Botschaft in Berlin stand Paul Seger vor einem Rednerpult mit der Aufschrift «So ein Käse». Er startete den Anlass («Auf den Käse, fertig, los!») und gab seine persönliche Lebensphilosophie preis: «Ein Leben ohne Käse ist möglich, aber sinnlos.» Dazu trug der Gesandte der



«Auf den Käse, fertig, los!»: Diplomat Seger.

Eidgenossenschaft eine blaue Lodenweste mit Hornknöpfen im bayerisch-tirolischen Trachtenstil, ein hellgrünes Gilet sowie eine knallgelbe Fliege, farbkombinatorisch eine Mischung aus Frank A. Meyer und Wolfgang Joop. Seger besitzt – «Ehrensache» – keine einzige Krawatte und nur Fliegen, die man selber binden kann. In New York habe er seinerzeit gesehen, wie die geschalten, krawattierten Männer wie eine «Pinguin-Kolonie» dahergekommen seien. Da habe er sich gesagt: «Wenn ich schon ein Pinguin bin, will ich wenigstens ein bisschen bunter sein.»

## Fremdwort Kollegialität

Am 17. Juli, dem Wiegenfest von Angela Merkel, liess Paul Seger sein Botschaftspersonal Schweizer Fähnchen schwingen und singen: «Zum Geburtstag, liebe Kanzlerin, zum Geburtstag viel Glück.» Dann trat er höchstselbst in den Vordergrund, wünschte Merkel devot das Allerbeste, und es folgte neuerliches, heftiges Fähnchenschwingen. Man stelle sich vor, das Personal unserer genauso zur Neutralität verpflichteten Vertretungen in Moskau oder Ankara würde sich Ähnliches an den Geburtstagen von Putin oder Erdogan erlauben – ein Sturm der Entrüstung wäre hierzulande die Folge.

Zu Neujahr 2020 erscholl «ein herzliches Grüezi miteneand vom Dach der Schweizer Botschaft». Verbunden mit dem Wunsch nach «viel Sonnenschein und frischem Wind». Vor Weihnachten hat uns Paul Seger vor einem kitschbeladenen Bäumchen wissen lassen: «Wir von der Botschaft melden uns jetzt ab und geniessen die Festtage.» Am Nikolaustag twitterte er: «Na, dann schnell die Süssigkeiten aus dem Stiefel ... und los!» Tatsächlich, mit schnarrendem «Na» und scheinbar vergessend, dass der Samichlaus in der Schweiz lange nach bereitgestellten Stiefeln suchen müsste.

Überhaupt scheint der Jurist Paul Seger weitgehend unbelastet von historischen Kenntnissen. So gratulierte unser Spass-Botschafter bezüglich Eigernordwand seinem Gastland freudig: «Heute vor 81 Jahren gelang den zwei Deutschen Anderl Heckmair & Ludwig Vörg die Erstbesteigung.» Dass dieses alpinistische Ereignis 1938 zur reinen Nazi-propaganda verunstaltet wurde, dass die Erstbesteiger auf dem Eiger die Hakenkreuzfahne hissten, danach von Adolf Hitler empfangen wurden und Heckmair «Bergsportführer» auf einer NSDAP-Ordensburg wurde – all dies ficht den dauerheiteren Seger nicht an.



Nimmt sich der Schweizer Botschafter in der Bundesrepublik einfach den publikumswirksamen Thomas Borer zum Vorbild? Einen solchen Verdacht weist Paul Seger weit von sich: «Meine Frau reitet nicht mit dem Pferd durch die Eingangshalle der Botschaft. Unsere Familie hat nur einen Drahtesel.» Wenn er keine grössere Dummheit mache, werde er in Berlin pensioniert. Auf die Nachfrage, welches denn eine grössere Dummheit wäre, entgegnete Seger zu Radio SRF in Anspielung auf Borer: «Ich könnte beispielsweise etwas mit einer Kosmetikerin anfangen.» Vorbei die Zeiten, als Kollegialität im diplomatischen Korps noch kein Fremdwort war. Ganz abgesehen davon, dass der Verlag Ringier für solche Unterstellungen einen mehrfachen Millionenbetrag hinblättere.

### Zug, Roller, Fahrrad

Auch die öffentlichen Äusserungen von Botschafter Seger zur Schweizer Innenpolitik erstaunen. Das überzeugte SP-Mitglied nimmt ganz selbstverständlich Partei und jubilierte nach den letzten nationalen Wahlen: «Grüner, weiblicher, jünger». Zum vom Bundesrat nicht genehmigten EU-Rahmenvertrag meint er: «Wenn das klappt, ist es sehr gut.» Das Nein zur SVP-Selbstbestimmungsinitiative sei ein «klares Verdikt für das Völkerrecht, gut so!». Seger weiss genau: «Die CO<sub>2</sub>-Abgabe hat sich als effizientes und effektives Instrument der Klimapolitik bewährt.» Als der deutsche Aussenminister Heiko Maas meinte, der Kli-

### «Die Nähe der Basler zu Deutschland ist wichtig. Wir pflegen dieselbe Kultur.»

maschutz müsse «zum neuen Imperativ der Aussenpolitik» werden, applaudierte Seger begeistert: «Bravo. Da machen wir gerne mit.»

So zeigt sich der fröhliche Botschafter weder mit seinem Chauffeur noch mit seiner Limousine, sondern ständig «unterwegs mit Zug, Roller oder Fahrrad». Flugzeuge scheint Seger – ehemals Repräsentant in New York, Buenos Aires, Burundi und Myanmar – gar nicht zu kennen, lebt er doch angeblich nach dem Motto «Zug statt Flug». Gleichzeitig warnt er alle andern eindringlich vor den «Gefahren des Populismus». Befragt zu seinen Ansichten über den amerikanischen Präsidenten Donald Trump, meinte Diplomat Paul Seger mässig neutral: «Da fehlen mir jetzt druckreife Ausdrücke.»

Offensichtlich foutiert sich unser Spitzenmann in der deutschen Bundeshauptstadt grundsätzlich um den diplomatischen Kommentar. Der SPD-Oberbürgermeister empfing Botschafter Paul Seger in Dortmund in dunklem Anzug, weissem Hemd, mit Krawatte und grosser goldener Amtskette. Seinem Genossen aus der Schweiz genügte ein farbiges Shirt mit offenem Hemdkragen. ○

## Politik

# Freipass für den Rechtsbruch

## Ein Waadtländer Richter beugt sich der Klimabewegung und unterstützt den zivilen Ungehorsam. Sein Urteil ist ein Tiefpunkt.

Da sage noch einer, Richter würden nicht politisch urteilen. Philippe Colelough, Richter in Renens nahe Lausanne, hat diese Woche zwölf Klimaaktivisten vom Vorwurf des Hausfriedensbruchs freigesprochen. Die Protestler hatten sich 2018 in der Schalterhalle der Credit Suisse in Lausanne breitgemacht, dort Tennis gespielt und mussten schliesslich von der Polizei abgeführt werden. Mit ihrer Aktion wollte die Gruppe die Investitionspolitik der Bank, die mit Tennisstar Roger Federer wirbt, kritisieren. Der Sachverhalt war nicht bestritten, der Hausfriedensbruch offenkundig, und dennoch sprach Colelough die Beschuldigten frei. Sie hätten aus «rechtfertigendem Notstand» gehandelt, ihre Aktion sei der einzig wirksame Weg gewesen, um die Bank zu einer Reaktion zu bewegen und öffentliche Aufmerksamkeit zu erhalten, so der Einzelrichter. Angesichts der Klimakrise sei das Vorgehen als notwendig und verhältnismässig anzusehen. Die Staatsanwaltschaft akzeptiert den Entscheid nicht und will ihn weiterziehen.

Welcher Teufel Colelough geritten hat, als er das Urteil fällte, weiss man nicht. Zu seiner Entschuldigung kann angeführt werden, dass er sich einem Heer von bissigen Anwälten gegenüber sah, welche die Protestgruppe verteidigten, und dass sich auch der spätberufene

Klimaschützer und Nobelpreisträger Jacques Dubochet beim Prozess für die Beschuldigten ins Zeug legte. Kommt hinzu, dass die Staatsanwaltschaft es nicht für nötig hielt, sich in den Gerichtssaal zu bemühen, und das Feld kampfflos der Klimabewegung überliess. Und schliesslich mag die politische Hysterie, die in der Waadt wie anderswo zur Ausrufung des «Klimanotstands» geführt hat, das Urteilsvermögen des Richters arg beeinträchtigt haben. Doch das ändert nichts daran, dass sein Entscheid einen Tiefpunkt der Rechtsprechung darstellt, und das in mehrfacher Hinsicht.

### Mit Samthandschuhen

Erstens pervertiert das Urteil den rechtfertigenden Notstand. Laut Strafgesetzbuch ist eine Straftat nur dann rechtmässig, wenn eine unmittelbare, nicht anders abwendbare Gefahr vorliegt und es um höherwertige Interessen geht. Kann man das Klima nur «retten», wenn man die Credit Suisse besetzt? Wohl kaum. Mit Notstand hat der Freispruch nichts zu tun, mit einer Verabsolutierung der Klimafrage dagegen viel: Rechtsbrüche scheinen per se erlaubt zu sein, wenn sie im Namen des Klimas erfolgen. Was kommt nun als Nächstes? Dürfen Protestler ihre Zelte auf Startbahnen aufschlagen? In Metzgereien Picknicks veranstalten? Man muss nicht Richter sein, um zu wissen, dass es ins Chaos führt, wenn jeder die eigenen Vorstellungen von Moral und Fairness über das Gesetz stellt. In einer direkten Demokratie wie der Schweiz gibt es andere Mittel als den zivilen Ungehorsam, um Druck aufzusetzen und die Dinge zu ändern.

Zweitens verdeutlicht der Freispruch, wie ungemein nachsichtig mit den Klimastreikenden umgegangen wird. Anders als frühere Protestgruppen wie AKW-Gegner, Umweltschützer oder Globalisierungskritiker, die immerhin bereit waren, für ihren zivilen Ungehorsam und ihr Rebellentum die strafrechtliche Verantwortung zu tragen, und die nicht mit einer Armada von Top-Anwälten vor Gericht aufmarschierten, werden die Klima-Widerständler von der Politik, der Wirtschaft und nun auch von der Justiz mit Samthandschuhen angefasst. Wer zur Bewegung gehört, darf dem Staat eine lange Nase machen, zu befürchten hat er nichts. Und drittens zeigt der Fall, dass man nicht allzu viel Vertrauen in die Hüter des Rechts haben sollte. Auch Richter sind gerne Moralhelden und lassen sich vom Zeitgeist steuern. Katharina Fontana



Im Namen des Klimas: freigesprochene Aktivisten.



Vorwärts in den Krippenstaat.

## Ihr Kinderlein kommet

Die Kleinkinderbetreuung gehöre verstaatlicht, tönt es nach einer Medienkampagne gegen ein privates Krippenunternehmen. Wohlfahrtslobby und Gewerkschaften sind im Aufwind.

Von Katharina Fontana

Vor Weihnachten machte das Onlinemagazin *Republik* mit einem Krippenspiel der anderen Art von sich reden. In einer langen Reportage wurde über das Unternehmen Globegarden berichtet, das zahlreiche Kindertagesstätten in Deutschschweizer Städten betreibt. Globegarden wirbt bei interessierten Eltern mit einem pädagogischen Konzept, internationalem Flair und besonders langen Öffnungszeiten, so dass man die Babys und Kleinkinder von frühmorgens bis spätabends dort abgeben kann – liebevolle Betreuung inklusive. Ganz anders tönte es in der *Republik*: Das Magazin stellte das Unternehmen als Profitmaschine dar, gestützt auf Aussagen von ehemaligen Mitarbeiterinnen, die fast alle anonym blieben. Die Frauen beklagten sich über zu grossen Spardruck, der zu Lasten der Kinder gehe, über zu viel Stress, schlechte Bezahlung und darüber, dass ihnen fünf Franken fürs Mittagessen abgezogen worden seien – eine Geschichte, wie man sie in einem Gewerkschaftsbüro nicht besser hätte schreiben können.

Dass ein linkes Medium wie die *Republik* Kritik an der Krippenbetreuung äussert, ist auf

den ersten Blick erstaunlich. Nicht, weil es keine Probleme oder gar Missstände in Kindertagesstätten geben würde. Wer seine Kinder selber in die Kita schickt oder geschickt hat, weiss, dass man sich von der Vorstellung einer stets optimalen Betreuung rasch verabschieden muss. Es ist keine Seltenheit, dass Eltern kränkelnde Kinder abgeben, Kleine aggressiv werden und ihre «Gspänli» beissen und kratzen, Betreuerinnen kurzfristig ausfallen oder das Personal in hoher Kadenz wechselt, so dass sich die Versprechen von liebevoller Betreuung und pädagogischem Konzept im Alltag bei weitem nicht immer halten lassen. Globegarden, sofern die gegen die Firma erhobenen Vorwürfe denn stimmen, steht in dieser Hinsicht mit Sicherheit nicht allein da.

### Wie einem Drehbuch folgend

Erstaunlich ist die Kritik der *Republik* vielmehr, weil die familienexterne Betreuung in Kindertagesstätten seit Jahren vor allem von links-urbaner Seite als das beste, egalitärste, progressivste aller Modelle beworben wird. Die Kita gilt nicht nur rein praktisch als unver-

zichtbar, damit Mütter berufstätig bleiben können. Die kollektive Fremdbetreuung der Kinder rangiert auch aus ideologischen Gründen ganz weit oben, weil sie zur sozialen Durchmischung beiträgt – anders als bei der Betreuung zu Hause durch eine privat angestellte Nanny, durch die Grosseltern oder durch Mutter und Vater. Und nun also plötzlich derart vehemente Kritik?

Auf den zweiten Blick passt der Rundumschlag aber bestens. Er fügt sich ein in eine bereits seit längerem laufende Kampagne, die darauf hinzielt, die Kleinkinderbetreuung zur Staatsaufgabe zu erklären; die meisten Kindertagesstätten in der Schweiz sind heute privat organisiert und werden zu einem Gutteil von den Eltern mitfinanziert. Da ist es naheliegend, ein grosses privates Krippenunternehmen an den Pranger zu stellen und an dessen Beispiel zu veranschaulichen, dass man die frühe Kindheit nicht dem profitversessenen Markt überlassen dürfe. Wie einem Drehbuch folgend, werden nun von allen Seiten Forderungen erhoben. Kita-Betreiberinnen reklamieren mehr Gelder von der öffentlichen



Hand, der Verband Kinderbetreuung Schweiz sieht generell den Staat in der Pflicht, Sozialwissenschaftler zeigen sich besorgt, wie wenig sich die Politik heute um die frühe Kindheit kümmere («Erziehung ist zu wichtig, um sie nur der Familie zu überlassen»), während die Gewerkschaften die ausserhäusliche Kinderbetreuung neu zum Service public erklären wollen: Kitas seien wie Schulen als Teil des unentgeltlichen Bildungsangebots zu behandeln, es brauche Gratis-Kita-Plätze für alle. Die grüne Zürcher Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber, Präsidentin der Gewerkschaft VPOD, weiss auch schon, woher das Geld kommen soll: aus der Bundeskasse. Sie fordert mindestens sechs Milliarden Franken jährlich.

### «Politik der frühen Kindheit»

Bereits einen grossen Schritt weiter auf dem Weg zu staatlich umsorgten Kleinkindern ist die nationalrätliche Bildungskommission. Sie hat eine von SP-Nationalrat Matthias Aebischer lancierte Gesetzesvorlage mit dem schönen Titel «Chancengerechtigkeit vor dem Kindergartenalter» erarbeitet, welche die Null- bis Vierjährigen anvisiert. Es brauche eine «umfassende Politik der frühen Kindheit», heisst es im Begleitbericht der Kommission, als Ziele werden unter anderem «Elternbildung und Elternberatung, Hausbesuchsprogramme, frühere Sprachförderung sowie die Gestaltung von Wohnumfeld, Nachbarschaft und Quartier» aufgezählt – wahrlich ein breites Tätigkeitsfeld. Obschon der Bund weder für Elternkurse noch für Hausbesuche zuständig ist und auch in der Nachbarschaftsgestaltung nichts verloren hat, will die Bildungskommission nun eine neue Anschubfinanzierung einführen. Mit rund 8,5 Millionen Franken sollen die Kantone dabei unterstützt werden, «strategiegebundene Massnahmenpakete» für die Frühförderung der Null- bis Vierjährigen zu entwickeln. Wofür der Geldsegen konkret eingesetzt werden soll und warum das in den

## Die Gewerkschaften wollen die ausserhäusliche Kinderbetreuung neu zum Service public erklären.

Kantonen und Gemeinden schon heute bestehende reiche Angebot von Hebammenbesuchen, Spielgruppen, Eltern-Kind-Turnen oder Familien-Sprachkursen nicht genügt, erfährt man aus dem Kommissionsbericht nicht. Die Vorlage dürfte im Sommer im Parlament behandelt werden.

Um den staatlichen Zugriff auf die Kleinen zu begründen, verweist das Nationalratsgremium auf die Schweizerische Unesco-Kommission: Diese ist eine der treibenden Kräfte der Frühförderung und scheint sich als massgebende Instanz in Kinderfragen zu verstehen. In einem Bericht von 2019 schreibt die

Unesco-Kommission, dass «die Weichen für die kognitive, soziale und emotionale Entwicklung in den ersten Lebensjahren gestellt werden». Und: «Entwicklungsrückstände, die sich beim Kindergarteneintritt zeigen, werden in der Schulzeit oftmals nicht mehr aufgeholt.» Das tönt natürlich dramatisch und höchst wirkungsvoll. Die Begründung, nach der die ersten Lebensjahre die wichtigsten seien und man punkto Bildung bei den Null- bis Vierjährigen deshalb nichts verpassen dürfe, ist in der politischen Debatte mittlerweile denn auch zum Standardargument avanciert – jeder Parlamentarier, der sich als Bildungspolitiker versteht, übernimmt diese Sprachregelung. Doch stimmt das? Ist ein Kind, das bei Kindergarteneintritt sprachlich hinterherhinkt oder den Purzelbaum nicht beherrscht, lebenslang benachteiligt?

### Düsteres Menschenbild

Wir fragen nach bei der Intelligenzforscherin Elsbeth Stern, die an der ETH Zürich den Lehrstuhl für Lehr- und Lernforschung innehat: Ist der Zug im Alter von vier Jahren schon abgefahren? «Aus einer Studie mit rumänischen Waisenkindern ist bekannt, dass grobe Vernachlässigung über das erste Lebensjahr hinaus nicht kompensierbar ist. Kritische Zeitfenster in der kognitiven und motorischen Entwicklung mit vier Jahren gibt es hingegen nicht», so Elsbeth Stern. Das ist doch weit entfernt von der alarmistischen Haltung, welche die Unesco-Kommission verbreitet. Auch Stern hält es für sinnvoll, Präventionsprogramme für Kinder anzubieten, da die Kompensation verpasster Lerngelegenheiten mit zunehmendem Alter aufwendiger sei. «Aber von einem abgefahrenen Zug kann keine Rede sein.» Anders gesagt: Ein Kind kann sich auch nach seinem vierten Geburtstag entwickeln und steigern – alles andere wäre nebenbei bemerkt ein gar düsteres Menschenbild.

Zurück zu den Krippen. Es ist damit zu rechnen, dass der Druck, die Kleinkindbetreuung mehr und mehr zu verstaatlichen und schon die U-4-Gruppe bildungsmässig zu vermessen und zu kategorisieren, weiter zunehmen wird. Mit den Staatskrippen würde ein schier grenzenloses Tummelfeld für Psychologen, Sozialarbeiter und Bildungsbürokraten erschlossen – während viele der heutigen Kita-Betreuerinnen in einem «professionalisierten» und damit einhergehend vermehrt akademisierten Umfeld wohl keinen Platz mehr hätten. Die Verstaatlichung der frühen Kindheit wäre aber nicht nur mit enorm hohen Kosten verbunden, sie wäre vor allem von immenser gesellschaftspolitischer Bedeutung: Man möchte die Eltern glauben machen, dass sich der Staat besser um ihre Kinder kümmern könne als sie selber. Wenn Familien nicht früher oder später zu Statisten degradiert werden wollen, sollten sie sich gegen diese Entwicklung wehren. ○

## Debatten

# Federers Befreiungsschlag

## Der König des Tennis und die Kämpfer des Klimas spielten Doppel.



Aufgewacht: Athlet Federer.

Das war natürlich ein grossartiger Coup irgendwelcher namenloser Klimaaktivisten, Roger Federer sein mit sieben Millionen Franken jährlich vergütetes Werbeengagement mit der Credit Suisse vorzuwerfen, weil die Bank in Unternehmen investiere, die fossile Energien förderten. Roger, das Klimaschwein! Wach auf, Roger, forderten sie. Sogar das jugendliche Weltgewissen Greta teilte die Aktivisten-Twittermeldungen, wow!

Wie immer, wenn Roger unter Druck ist, war er wach und spielte einen grandiosen Befreiungsschlag, indem er den Aktivisten für die Auswirkungen ihrer Aktivitäten dankte und in Aussicht stellte, mit der Bank das Gespräch zu suchen, was wiederum die Aktivisten freute. Und fast hatte man den Eindruck, der König des Tennis und die Kämpfer des Klimas spielten jetzt ein Doppel. Drei Tage hielt sich das Match auf dem Spielfeld des Medialen, dann war *game over*.

### Kleines moralisches Gegengewicht

Was bleibt nach diesem freundlichen Schlagabtausch, ist die Verwunderung, für was Roger so alles Werbung macht. Er hat mehr Werbeverträge als Grand-Slam-Titel. Als kleines moralisches Gegengewicht hat er eine Stiftung ins Leben gerufen, die seit 2003 mit knapp 40 Millionen Franken benachteiligten afrikanischen Kindern geholfen hat. Sein Engagement für die Werbung hat ihm siebenmal mehr eingebracht als sein Wirken auf den Tennisplätzen dieser Welt. Das ist eben Kapitalismus, *that's the game*, und er ist Sportler und weiss, da muss man mitnehmen, was geht, solange es geht.

Bald ist er Milliardär und hat so was im Grunde nicht mehr nötig. Zeit, um das Bett des Business zu verlassen und aufzuwachen.

Michael Bahnerth

# Ueli Maurer, übernehmen Sie!

Ein interessantes Gedankenspiel beschäftigte SVP-Vertreter an ihrer Kadertagung in Bad Horn: Was, wenn Bundesrat Ueli Maurer Parteipräsident würde? Das erste Echo ist positiv. Und rechtlich wäre es wohl möglich. *Von Hubert Mooser*

Warum soll ein Bundesrat nicht eine Partei führen dürfen? Die Idee ist zwar kühn, aber nicht völlig abwegig – und wurde vergangene Woche bei der traditionellen SVP-Klausur in Bad Horn am Bodensee von Exponenten der Partei im trauten Kreis als Option erörtert. Auslöser war eine Diskussion über das künftige Pflichtenheft des SVP-Generalsekretärs. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der Parteimanager nicht zwingend im Parlament sitzen müsse, zumal diese Funktion hochpolitisch sei. Und plötzlich kam die Rede auch auf die Besetzung des Parteipräsidiiums mit dem amtierenden SVP-Bundesrat Ueli Maurer, wie ein Teilnehmer zu verstehen gibt.

Offen will sich derzeit niemand darüber auslassen, hat die Partei doch eben erst eine Findungskommission eingesetzt, die vom früheren Baselbieter SVP-Nationalrat Caspar Baader geleitet wird und die Neubesetzung des SVP-Präsidiiums begleiten soll. Dies, nachdem der amtierende Parteichef Albert Rösti überraschend seinen Rücktritt angekündigt hat.

Als mögliche Anwärter gelten der Zürcher Bankier Thomas Matter, der Schweizer Landwirt Marcel Dettling, Nationalrätin Sandra Sollberger aus dem Kanton Baselland und die neue Obwaldner Nationalrätin Monika Rüeegg. Offenbar entsprechen die genannten Bewerber aber nicht den Erwartungen, sonst würde man jetzt wohl kaum Bundesrat Ueli Maurer ins Spiel bringen.

## Was ist mit dem Kollegialitätsprinzip?

Die Idee habe durchaus Hand und Fuss, sagt ein Eingeweihter. In anderen Ländern sei es üblich, dass zum Beispiel Regierungschefs die Partei führen. So leite ja Britanniens Premierminister Boris Johnson auch die Tories. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel managte lange Zeit die Geschicke der CDU. Warum geht das in der Schweiz nicht? Bedeutet Konkordanz nicht, dass alle wichtigen politischen Kräfte des Landes in der Regierung vertreten sind? Und wer vertritt letztendlich das politische Credo einer Partei besser als der Parteichef?

Maurer mischt sich ohnehin in die Parteiarbeit ein. Dem *Sonntagsblick* gab er kürzlich zu Protokoll, die SVP habe die Themen Altersvorsorge und Gesundheit verschlafen. Er

sagte auch, wer als SVP-Präsident nicht in Frage komme. «Millionäre sind nicht alle so geeignet», meinte der Finanzminister, bezogen auf eine eventuelle Kandidatur von SVP-Nationalrat Thomas Matter. Kein Wunder, finden Parteileute inzwischen, der populäre SVP-Bundesrat und *gmögige Cheib* Ueli Maurer, zwischen 1996 und 2008 bereits erfolgreicher Parteichef, solle doch das Ruder bei der SVP wieder übernehmen.

Maurer müsste dafür einen schwierigen Spagat meistern – zuerst wegen des Kollegialitätsprinzips. Dieses bedeutet, dass alle Mit-



*Verhaltenskodex:* populärer Bundesrat Maurer.

glieder des Bundesrates einen Entscheid gemeinsam tragen, auch wenn er den eigenen politischen Ansichten zuwiderläuft. Als Parteichef müsste Maurer aber manchmal auch vom Bundesrat abweichende Positionen vertreten. «Aufgrund der unterschiedlichen Interessenlage der beiden Ämter sind Verletzungen des Kollegialprinzips kaum vermeidbar», gibt Vizekanzler André Simonazzi zu bedenken. In Stein gemesselt ist das aber nicht.

Es hat zwar Verfassungscharakter, wie der Vizekanzler weiter ausführt, ist jedoch in der Verfassung allgemein formuliert, auf Gesetzesstufe nur teilweise präzisiert und folglich auslegungsbedürftig. Mit anderen Worten: Das Kollegialitätsprinzip schliesst nicht explizit ein Parteipräsidiium aus. Die Beziehung der Bundesräte zu ihren Parteien regelt ein Verhaltenskodex. Demnach steht den Mitgliedern des Bundesrates die Teilnahme an Versammlungen der eigenen Partei offen,

selbst wenn solche Veranstaltungen kurz vor den Nationalratswahlen stattfinden. Dabei können sie auch das Wort ergreifen.

Die Mitarbeit in Parteiausschüssen wird den Mitgliedern des Bundesrates grundsätzlich nicht verwehrt, solange sie sich im Sinne des Bundesrates als opportun erweist. Im Vorfeld von Wahlen und Abstimmungen sollen die Mitglieder des Bundesrates im Zusammenhang mit parteipolitischen Aktivitäten eine gebührende Zurückhaltung üben. «Daraus lässt sich ableiten», so Vizekanzler André Simonazzi, «dass der Verhaltenskodex von den Mitgliedern des Bundesrates verlangt, kein Präsidium einer nationalen Partei auszuüben.» Dieser Verhaltenskodex ist jedoch rechtlich nicht verbindlich.

## Blocher und Leuthard als Vorbilder

Streng rechtlich genommen, dürfte es also schwer sein, dem Finanzminister wegen des Bundesratsmandats das Parteipräsidiium zu verwehren. CVP-Präsident Gerhard Pfister sieht jedoch noch ein anderes Problem: den zeitlichen Aufwand, den das Präsidialamt mittlerweile fordert. «Das kann ein Bundesrat neben seinem Bundesratsamt nicht noch zusätzlich stemmen», sagt Pfister. «Zudem widerspricht es schon dem Kollegialitätsprinzip, auch wenn klar ist, dass einzelne Bundesräte starken Einfluss auf die Partei hatten.»

In der Tat: Als Christoph Blocher zwischen 2003 und 2007 Schweizer Justizminister war, lenkte er teils auch die Partei. Das weiss keiner besser als der heutige SVP-Magistrat Ueli Maurer, der damals SVP-Präsident war. Das funktionierte so: Maurer gab einen Kurs vor, Blocher korrigierte diesen, und Maurer passte sich dem neuen Kurs an. Oder wie war das mit CVP-Bundesrätin Doris Leuthard? Sie kanzelte in Präsidiums- und Fraktionssitzungen Parteispitze und Gefolgsleute zuweilen wie Schulbuben ab, als wäre nicht Christophe Darbellay Parteipräsident, sondern Doris Leuthard.

Die SVP müsste es also darauf ankommen lassen, und Maurer müsste mitspielen – wie vor einiger Zeit, als die Partei ihn bekniete, eine weitere Amtsperiode anzuhängen, damit das Finanzdepartement nicht den Genossen in die Hände fallen würde, und Maurer tat, wie ihm geheissen wurde. ○



# Sperisen kämpft weiter

Kaum hat das Bundesgericht geurteilt, stellt eine Untersuchung aus Guatemala alles wieder auf den Kopf. Die Anwälte des ehemaligen Polizeichefs Erwin Sperisen verlangen eine Revision.

Von Alex Baur

Im letzten Dezember bestätigte das Bundesgericht ein Urteil aus Genf, das ratlos macht: Erwin Sperisen, der ehemalige politische Chef der Polizei von Guatemala, soll den Kommandanten Javier Figueroa gedeckt haben, der an einem Gefängnismassaker beteiligt gewesen sein soll. Nur wurde Figueroa – wie alle anderen vermeintlichen Mitverschwörer auf Führungsebene – in exakt derselben Sache im Ausland rechtskräftig freigesprochen. Wie kann man Komplize eines Unschuldigen sein?

Erklären lässt sich das kafkaeske Urteil nur mit einer fatalen politischen Dynamik in Genf. Nachdem Staatsanwalt Yves Bertossa mit dem Segen der Gerichte Sperisen über fünf Jahre lang in Untersuchungshaft hatte schmoren lassen, wäre ein Freispruch für die ganze Genfer Justiz eine Katastrophe gewesen. In enger Kooperation mit der linken Nichtregierungsorganisation Trial, die sein Vater mitgegründet hatte, wollte Bertossa den Guatemalteken eine Lektion in Sachen Justiz erteilen. Bei einem Freispruch hätte man dem dreifachen Familienvater Sperisen, der in seiner Heimat längst als Justizopfer gilt, Schmerzensgeld in Millionenhöhe zahlen müssen.

Wie die *Weltwoche* am 5. Dezember 2019 aufgrund einer Insider-Indiskretion enthüllte, amtierte in diesem politisch verseuchten Fall die Bundesrichterin Laura Jacquemoud-Rossari als Referentin. Will heissen: Sie allein vertiefte sich in das komplexe Dossier, sie schrieb das Urteil, das von ihren Richterkollegen bloss noch abgesegnet wurde. Doch Jacquemoud-Rossari stammt nicht nur aus Genf, wo sie an der Seite der beiden im Fall Sperisen federführenden Richterinnen Isabelle Cuendet und Alessandra Cambi Favre-Bulle an der Cour de justice das Fundament für ihre Karriere legte. Als langjährige Mitherausgeberin des Juristenblattes *Semaine Judiciaire* ist sie auch mit dem Bertossa-Clan verbandelt. Eine befangene Bundesrichterin kann man sich in diesem Fall kaum vorstellen.

Sperisens Anwälte verlangten von Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer umgehend eine Klärung. Er könne zu einem abgeschlossenen Fall leider keine Stellung mehr nehmen, antwortete Meyer mit Schreiben vom 23. De-



Revision eingereicht: Sperisen (M.), Anwälte Baier (l.), Campa.



Liaison dangereuse: Yves Bertossa, Laura Jacquemoud-Rossari.

zember 2019, «aber natürlich steht ihnen der Weg eines Revisionsbegehrens offen». Und genau ein solches Begehren haben die Sperisen-Anwälte Giorgio Campá und Florian Baier diese Woche beim Bundesgericht eingereicht. Sie verlangen, dass die privaten Verstrickungen der Akteure im Fall Sperisen untersucht und offengelegt werden.

## Kronzeugen wurden erpresst

Ob das allein reichen würde, ist fraglich. Doch letzte Woche hat das Parlament von Guatemala einen brisanten Untersuchungsbericht veröffentlicht, der mehr als genug Stoff für eine Revision liefert. Gegenstand der parlamentarischen Untersuchung war die internationale Ermittlungsbehörde Cicig, die im Fall Sperisen die Ermittlungen führte. Das Budget der Cicig von insgesamt 167 Millionen Dollar wurde auch von der Schweiz mitfinanziert. Im letzten August wurde die Cicig nach einer Reihe von Skandalen aufgelöst.

Die parlamentarische Untersuchungskommission stellt der Cicig ein vernichtendes Zeugnis aus. Wie aus dem Bericht hervorgeht, hatte sich die Ermittlungsbehörde, bar jeglicher Kontrolle und unter dem Schutz diplomatischer Immunität, zu einer Art Staat im Staat entwickelt. Die zumeist aus der lateinamerikanischen Nachbarschaft stammenden Ermittler erpressten einheimische Richter und Staatsanwälte nach Belieben. Wer nicht nach ihrer Pfeife tanzte, musste damit rechnen, in Handschellen vor laufenden Kameras abgeführt zu werden und für Jahre ohne ordentliche Anklage in einem Untersuchungsgefängnis zu verschwinden.

Die Hauptwaffe der Cicig war die sogenannte *colaboración eficaz*, eine Art Kronzeugenregelung. Wer ins Fadenkreuz der Ermittler gelangte, konnte wählen: Entweder schwärzte er einen Vorgesetzten an und wurde dafür mit einem kanadischen Arbeitsvisum belohnt – oder er wurde selber öffentlich als Verbrecher vorgeführt und landete für ein paar Jahre im Untersuchungsgefängnis. Weil solche Deals Falschanschuldigungen geradewegs provozieren, sind sie nach Schweizer Recht illegal – und sie waren es auch in Guatemala, zumindest in der Zeit, als

gegen Erwin Sperisen und seine vermeintlichen Mitverschwörer Anklage erhoben wurde.

Tatsächlich basiert das ganze Verfahren Sperisen praktisch ausschliesslich auf den vagen Aussagen von solchen Kronzeugen. Bereits vor zweieinhalb Jahren kam der Zürcher Rechtsprofessor und Ständerat (SP) Daniel Jositsch in einem Gutachten zum Schluss, dass die Verwertung der Aussagen von Kronzeugen im Fall Sperisen zwar nicht a priori ausgeschlossen sei (*Weltwoche* Nr. 22/17, «Aufstand der Rechtsprofessoren»). In einem solchen Fall müssten aber der Inhalt des Deals und die Umstände, unter denen er zustande kam, deklariert und dokumentiert sein. Bekannt ist einzig, dass die zwei im Sperisen-Prozess noch massgeblichen Zeugen mit Strafverschonung und kanadischen Visa belohnt wurden. Gemäss dem Untersuchungsbericht aus Guatemala können es keine sauberen Deals gewesen sein. ○

# Weltinnenpolitik in Bern

Die Uno mischt sich in den Abstimmungskampf um die Initiative des Mieterverbandes ein. Das ist kein Einzelfall. Internationale Organisationen prägen die Politik der Schweiz immer stärker.

Von Hubert Mooser



*Dünnes Eis:* Uno-Funktionärin Farha.

Die Uno-Sonderberichterstatterin für das Recht auf Wohnen, Leilani Farha, hat dem Bundesrat im November 2019 einen Brief geschrieben, den Radio SRF nun publik machte. Farha stellt darin Fragen zur Wohnungssituation in den Städten Basel und Zürich. Die Kanadierin sorgt sich, dass Rechte von Mietern verletzt werden. Oder wie sie es wohl sagen würde: dass die Standards für Menschenrechte nicht eingehalten werden – also in diesem Fall das Recht auf angemessenes Wohnen.

Es geht um Massenkündigungen langjähriger Mieter – in Basel, weil das Gebäude saniert werden muss, in Zürich (Brunaupark), weil ein Neubau ansteht. Die Fälle werfen in beiden Städten seit Monaten hohe Wellen. Aber werden mit den Kündigungen die Menschenrechte verletzt, wie dies der Brief Farhas unterschwellig glauben macht?

Der Präsident des Hauseigentümerverbandes, der frühere SVP-Nationalrat Hans Egloff, hält die Intervention Farhas für eine «unangemessene Einmischung» und zudem für «völlig daneben». «Wir haben in der Schweiz keine Situation, die eine derartige Intervention nötig macht.» Egloff verschweigt nicht, dass in den Städten Zürich, Bern, Basel und Genf günstiger Wohnraum knapp ist. Auf dem Land sei es aber anders, und in den Städten laufe einiges, um das Angebot zu erweitern.

So ist der Anteil an billigen Wohnungen zum Beispiel in Zürich mit 27 Prozent mehr als doppelt so hoch, als es die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» verlangt, über die im Februar abgestimmt wird. In der Stadt Bern wurde eine Initiative für erschwingliche Wohnungen schon vor vier Jahren angenommen. Die Basler Stimmbürger befürworteten 2018 gleich vier Initiativen, welche die Rechte der Mieterinnen und Mieter in Zukunft stärken.

## Uno-Sonderberichterstatterin in Zürich

Ist es Zufall, dass Farhas Brief wenige Wochen vor der Abstimmung über die Initiative des Schweizerischen Mieterinnen- und Mieterverbandes (MV) öffentlich wurde? So viel steht fest: Der Mieterverband hat die Sonderberichterstatterin im Sommer 2019 nach Zürich eingeladen, damit sie im Anschluss an eine Vorführung des Films «Push» – er thematisiert das Grundrecht auf Wohnen – im Kino Kosmos Fragen des Publikums beantwortet.

Bei ihrem Besuch hatte Farha auch einen Austausch mit der Stadt Zürich und mit den Mieterinnen und Mietern des Brunauparks, um die es bei den Kündigungen in Zürich geht, wie die Zürcher MV-Präsidentin Carmen Wettstein zu verstehen gibt. Sie versichert indessen, der MV habe Farha nicht zu ihrem Brief an den Bundesrat ermuntert. Auch der

Schweizerische MV-Präsident, Ständerat Carlo Sommaruga (SP, GE), will davon nichts gewusst haben. «Ich bin aber froh, dass Leilani Farha interveniert hat. Sowohl beim Kündigungsschutz wie auch bei der Mietbelastung, insbesondere von Menschen mit geringem Einkommen, gibt es Handlungsbedarf.»

## Rot-grüne Klientelpolitik

Ist das Problem nicht ein anderes, nämlich dass in den günstigsten Wohnungen der Schweizer Städte häufig nicht jene mit den tiefsten Einkommen wohnen, sondern die Klientel rot-grüner Politiker? Vor vier Jahren wurde bekannt, dass der frühere SP-Nationalrat Peter Vollmer der Stadt Bern damals 2188 Franken Miete für eine 188 Quadratmeter grosse Fünfstückerwohnung mit Cheminée-

## Werden mit den Kündigungen die Menschenrechte verletzt, wie dies der Brief Farhas suggeriert?

Zimmer und Garten bezahlte. Die Nebenkosten betragen 418 Franken. Und Vollmer war nicht der einzige Profiteur.

Dennoch legt sich die Uno-Sonderberichterstatterin wegen der Wohnsituation in Schweizer Städten forsch und frech ins Zeug. Das halten Aussenpolitiker für gewagt. Die Baselbieter Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter (CVP) sagt dazu: «Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass es nicht Aufgabe der Uno sein kann, sich in kantonale mietrechtliche Streitigkeiten einzumischen. Das Mietrecht respektiert die Menschenrechte und wird allen internationalen Standards gerecht. Das sollte für die Uno massgebend sein.» Ständerat Andrea Caroni (FDP, AR) hält das Vorpreschen von Leilani Farha für «masslos übertrieben». «Man schwächt die Menschenrechte, wenn man sie ausufernd für jede Begehrlichkeit anruft», findet Caroni.

Aktionen wie jene der Kanadierin sind aber im Trend. «Wir erleben täglich, wie NGOs, aber auch Verwaltung und Politiker ihre innenpolitischen Wünsche damit unterstreichen, dass irgendein internationales Gremium dies auch so definiere», sagt Caroni.

Sein Parteikollege Damian Müller (FDP, LU), Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Ständerates (APK-S), bemerkt: «Der Mechanismus der internationalen Meinungsmache zeigt, dass neben den Regierungsorganisatio-



nen auch NGOs und Institutionen in internationalen Fachgremien Einfluss nehmen.» Dieser könne dazu führen, dass ein Anliegen plötzlich zum Mainstream werde. Die Uno-Sonderberichterstatterin beuge sich aber auf dünnes Eis, wenn sie glaube, auf den Schweizer Wohnungsmarkt Einfluss nehmen zu können. «Glaubwürdigkeit ist Dialog und sicher nicht Diktatur.»

### «Soft Law» heisst das heute

Vorläufig ist es bloss ein Brief einer Uno-Sonderberichterstatterin. Im Hintergrund läuft aber eine weltweite Kampagne für das Recht auf Wohnen. Es ist wohl bloss eine Frage der Zeit, bis diese Kampagneninhalte in internationale Verhaltensvorgaben und Empfehlungen münden – in «Soft Law», wie das heute heisst.

So nennt man das Instrument, mit dem man Staaten ohne Einmischung der Parlamente international schnell auf einen gewünschten Kurs bringen kann, wie zum Beispiel beim Uno-Umweltpakt. Dieser sieht im Extremfall vor, dass die Uno der Schweiz vorschreibt, was das Heizöl oder das Benzin in Zukunft kosten darf. Trotzdem wird gebetsmühlenartig wiederholt, Soft Law sei rechtlich nicht bindend. Tatsächlich ist es aber anders, wie der Tessiner CVP-Nationalrat Marco Romano und der Zuger SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi in Vorstössen aufzeigten.

Die beiden monierten bereits 2014, der Bundesrat habe im Namen der Schweiz verschiedene internationale Empfehlungen genehmigt und die Politik somit vor die Aufgabe gestellt, diese Normen im innerstaatlichen Recht umzusetzen. Dies sei der Fall gewesen bei der Genehmigung des neuen OECD-Musterabkommens zur Vermeidung der Doppelbesteuerung. Damit wurde die Möglichkeit geschaffen, in Steuerfragen Gruppenerhebungen einzureichen.

Die Annahme der revidierten Empfehlungen der internationalen Organisation Financial Action Task Force (FATF) 2012 führte dazu, dass auch schwere Steuerdelikte zu den Vorfällen der Geldwäscherei zählen. In den Vorstössen wurde deshalb verlangt, der Bundesrat müsse auch bei Soft Law das Parlament einbeziehen. Der Ständerat blockte indessen die Debatte darüber ab.

### «Vor vollendete Tatsachen gestellt»

Der von der Uno lancierte Migrationspakt belebte die Diskussion um das Mitwirkungsrecht des Parlamentes bei internationalem Soft Law aber von neuem. Als 2015 die Flüchtlingskrise Europa in Atem hielt, setzte die Uno für September 2016 einen Flüchtlingsgipfel an. Dieser endete in der «New Yorker Erklärung für Flüchtlinge und Migranten», die als Grundlage für die Ausarbeitung eines globalen Migrationspaktes diene.

Nachdem dieses Papier im Dezember 2018 in der Schweiz eine grosse Debatte ausgelöst hatte, entschied der Bundesrat am 14. Dezember 2018, dem Parlament in diesem Jahr einen einfachen Bundesbeschluss zu unterbreiten, wie ein Sprecher des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA) auf Anfrage erklärt.

«Bei internationalem Soft Law sieht sich das Parlament manchmal vor vollendete Tatsachen gestellt», kritisiert APK-S-Präsident Müller. «So geschehen beim Migrationspakt. Hier hat der Bundesrat das Parlament klar zu wenig informiert.» In der Folge überwies der Ständerat ein Kommissionspostulat seiner APK, in dem man vom Bundesrat einen Bericht über Soft Law verlangt.

Dieser Bericht liegt inzwischen vor. Darin werden die zunehmende Bedeutung von Soft Law und dessen Folgen für die Schweiz aufgezeigt sowie ein allfälliges Mitwirkungsrecht des Parlamentes erörtert. Am Montag beugte sich die APK-S über das Papier.

Müller ist allerdings skeptisch, was das Mitwirkungsrecht betrifft. «Das würde die Kompetenzordnung, also die Hoheit des Bundesrates in der Aussenpolitik, brechen und die Aussenpolitik der Schweiz lähmen», warnt er. Man müsse eine klare Handhabung finden. Diese müsse aber zuerst noch erarbeitet werden. Das hört sich an, als wolle der Ständerat das Problem Soft Law wieder verwebeln. ○

# NEW SUZUKI PIZ SULAI® 4x4



**IGNIS PIZ SULAI® 4x4**

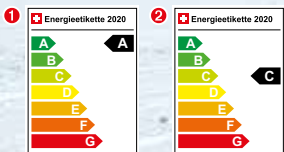
BEREITS FÜR **Fr. 19 490.-** Fr. 131.-/MONAT

**SWIFT PIZ SULAI® 4x4**

BEREITS FÜR **Fr. 20 490.-** Fr. 138.-/MONAT

**SX4 S-CROSS PIZ SULAI® 4x4**

BEREITS FÜR **Fr. 27 490.-** Fr. 208.-/MONAT



**GRATIS**  
VIER PREMIUM  
WINTER-  
RÄDER

**ALLGRIP 4x4**

**Piz Sulai**  
PREISVORTEILE BIS:  
**Fr. 2370.-**  
Limitierte Sonderserie,  
nur solange Vorrat.

**SUZUKI FAHREN, TREIBSTOFF SPAREN:** New Suzuki SX4 S-CROSS PIZ SULAI® 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 27 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 7.3l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: C **2**, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 164 g/km; New Suzuki Swift PIZ SULAI® 4x4, 5-Gang manuell, Fr. 20 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.8l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A **1**, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 131 g/km; New Suzuki Ignis PIZ SULAI® Hybrid 4x4, 5-Gang manuell, Fr. 19 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.9l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A **1**, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 132 g/km; **Hauptbild:** New Suzuki SX4 S-CROSS PIZ SULAI® Top 4x4, 6-Gang manuell, Fr. 31 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 7.3l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: C **2**, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 164 g/km; New Suzuki Swift PIZ SULAI® Top Hybrid 4x4, 5-Gang manuell, Fr. 23 190.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.7l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A **1**, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 128 g/km; New Suzuki Ignis PIZ SULAI® Top Hybrid 4x4, 5-Gang manuell, Fr. 21 490.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.9l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: A **1**, CO<sub>2</sub>-Emissionen: 132 g/km. Preisvorteil inkl. Prämie von Fr. 1000.- für die Modellreihe New Suzuki Ignis. Angebot gültig bis 29. Februar 2020 (Immatrikulation bis 29. Februar 2020).

**Leasing-Konditionen:** 24 Monate Laufzeit, 10 000 km pro Jahr, effektiver Jahreszins 0.9%. Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung: 30% vom Nettoverkaufspreis. Der Leasing-Zinssatz ist an die Laufzeit gebunden. Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein individuell auf Sie zugeschnittenes Leasing-Angebot für den Suzuki Ihrer Wahl. Leasing-Partner ist die MultiLease AG. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.**



[www.suzuki.ch](http://www.suzuki.ch)



# Nico im Wunderland

Wie sich der Walliser Nico Hischier im nordamerikanischen Eishockey einen Traumvertrag erspielte und weshalb sein Trainer trotzdem nie mit ihm sprach.

Von Thomas Renggli

Newark, die grösste Stadt des amerikanischen Bundesstaates New Jersey, ist kaum das Paradies auf Erden. Vor nächtlichen Spaziergängen durchs Zentrum wird explizit gewarnt. Die Kriminalitätsrate ist höher als an den meisten anderen Orten im Land. Weil das Trinkwasser mit Blei belastet ist, verteilte die Verwaltung im vergangenen Sommer 40 000 Wasserfilter. Und weshalb New Jersey als «Garden State» bekannt ist, kann hier nicht einmal mit viel Fantasie errahnt werden. Die markantesten Bauten der Innenstadt sind die dampfenden Kaminschlote der Kehrlichtverbrennungsanlage. Die Flugzeuge donnern im Akkord über die notorisch verstopften Highways.

Nico Hischier, 21, muss lachen, wenn er auf das steigerungsfähige touristische Image seines Arbeitsortes angesprochen wird: «Im Wallis ist es sicher schöner, aber auch hier lässt es sich gut leben.» Er verbringe den grössten Teil der Zeit sowieso im Stadion oder auf Auswärtsreisen mit der Mannschaft. Und wenn er mal abschalten wolle, mache er dies am liebsten im Central Park von New York City.

## Das beste Fondue von Newark

Aus seinem Appartement im modernen Gebäudekomplex in Jersey City blickt der Walliser direkt auf die Skyline von Manhattan: «Dort gibt es alles, was man sich wünschen kann. Und mit dem Zug bin ich in fünfzehn Minuten an der Penn Station direkt am Broadway.» Seit rund zweieinhalb Jahren lebt Hischier nun schon an der Ostküste der USA. Und manchmal raubt ihm das Tempo seiner Karriere fast schon selber den Atem: «Irgendwie ist alles im Schnellzug gegangen. Nachdem ich mit fünfzehn Jahren das Elternhaus in Naters verlassen hatte, war ich zwei Jahre in Bern, ein Jahr in Halifax, und nun stehe ich schon in meinem dritten Jahr in der National Hockey League.»

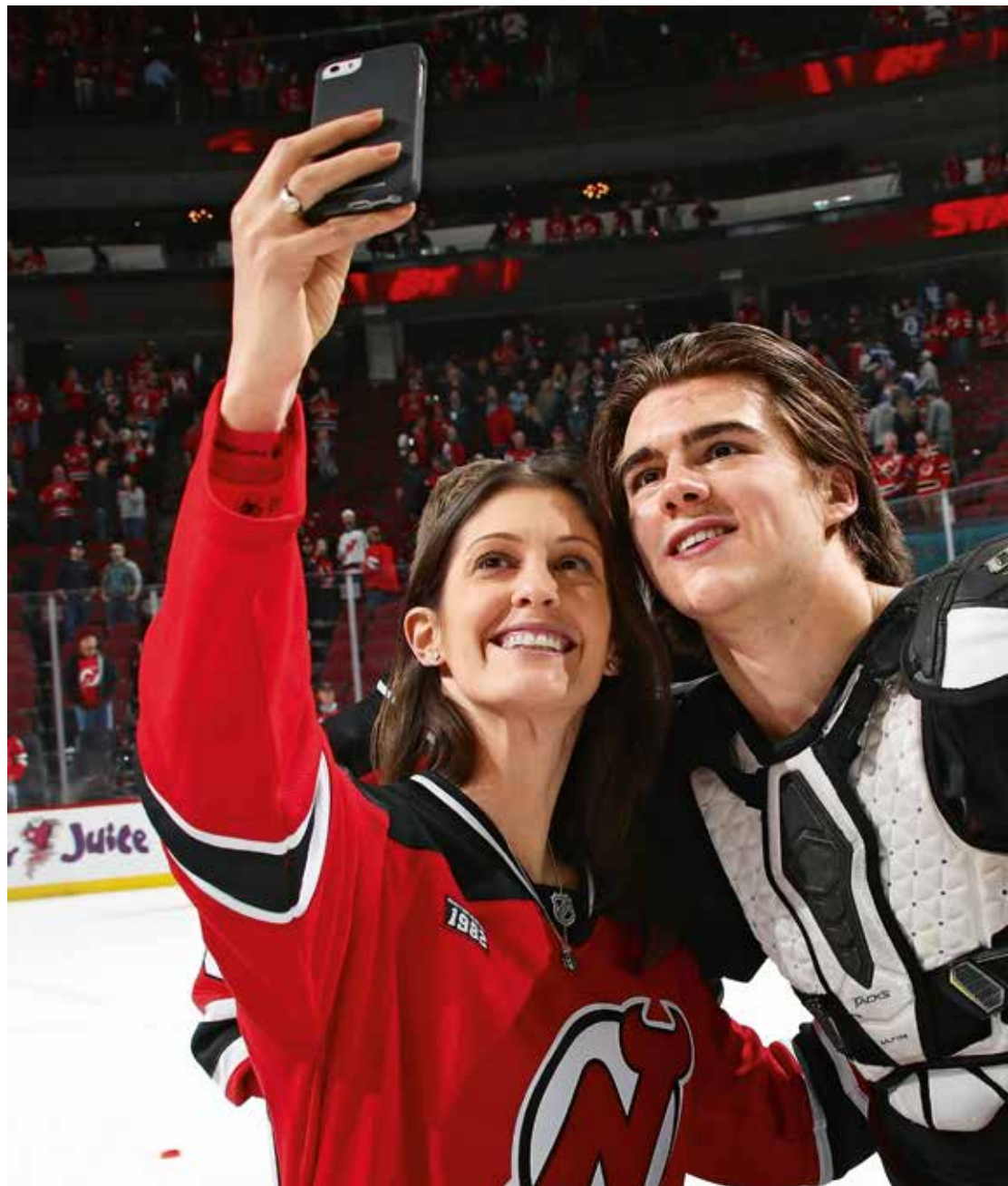
Rückblick: 2017 wurde Hischier im Spieler-Draft der NHL von den New Jersey Devils als allererster Spieler gezogen. Allein dies war für Schweizer Verhältnisse eine Sensation. Dass sich der Walliser aber in der neuen Umgebung auf Anhieb etablieren und den grossen Druck scheinbar spielerisch bewältigen würde, konnte kaum erwartet werden.

Hischier selber führt dies einerseits auf die hervorragende Betreuung durch den Klub zurück, andererseits habe es ihm sehr geholfen, dass mit Mirco Müller schon in der ersten Sai-

son ein zweiter Schweizer zum Team gestossen sei: «Wir fahren von Beginn weg immer gemeinsam ins Training. Gerade am Anfang war es für mich schön, dass ich mich mit jemandem auf Deutsch unterhalten konnte.» Müller wohnt im selben Appartementhaus wie Hischier – und hilft seinem Kollegen gelegentlich auch kulinarisch auf die Sprünge: «Mirco macht ein tadelloses Fondue. Ich behaupte, in Newark gibt es kein besseres.» Seine eigenen Fähigkeiten in der Küche schätzt Hischier realistisch ein: «Für die

Eigenversorgung reicht es – mehr nicht», sagt er lachend. Meistens bleibe seine Küche aber ohnehin ungenutzt: «Frühstück und Lunch essen wir immer mit der Mannschaft – und wenn wir auf Auswärtsreisen sind, werden wir ohnehin versorgt.»

Kochtechnisch besteht Steigerungspotenzial. Sportlich benötigte Hischier keine Anlaufzeit. Mit total 99 Punkten gehörte er in den ersten beiden Saisons zu den prägenden Figuren der Devils. Selbst Wayne Gretzky, der vielleicht grösste Spieler der Eishockey-His-



«Wir müssen uns vor niemandem verstecken»: New-Jersey-Devils-Spieler Hischier, 21.



torie, verneigte sich vor dem jungen Schweizer: «Nico ist wirklich gut, sehr gut. Wegen solcher Spieler lieben wir diesen Sport. Er ist ein perfektes Beispiel für die Globalisierung des Eishockeys. Heute sagen die Kinder: «Wir wollen sein wie Nico.» Das ist gut für das ganze Spiel.»

Gleicher Meinung sind offenbar die Verantwortlichen der New Jersey Devils – obwohl (der mittlerweile entlassene) Headcoach John Hynes kaum einmal ein persönliches Wort an Hischier richtete: «Bei ihm galt, was bei den meisten NHL-Trainern gilt: «No news is good news», erzählt der Spieler. Umso deutlicher sei Hynes jeweils geworden, wenn ihm etwas nicht gepasst habe.

Bei Hischier passte bis jetzt aber fast alles. Die Devils drückten ihre Wertschätzung im Oktober mit einem neuen Vertrag aus. Laufzeit: sieben Jahre. Gesamtlohnsumme: 50,75 Millionen Dollar. Das macht im Durchschnitt



pro Saison 7,25 Millionen Dollar. Hischier blickt schon fast ungläubig, wenn er auf diese Zahlen angesprochen wird: «Wer weiss schon, was in sieben Jahren ist?»

In seinem grünen Kapuzenpulli, den grauen Trainerhosen und der blauen Baseballmütze sieht Nico Hischier aus wie ein normaler Jugendlicher. Deshalb nimmt man es ihm ab, wenn er sagt: «Ich spiele Eishockey, weil es mir Spass macht – und nicht wegen des Geldes.» Gleichzeitig sagt er, es werde oft nur über den Lohn gesprochen und nicht darüber, wie viel Arbeit und Disziplin hinter einem solchen Vertrag stecken: «Ich habe einen Teil meiner Kindheit für meine Karriere geopfert. Aber ich würde es wieder genau gleich machen.»

### 50,75 Millionen Dollar für sieben Jahre

Auf die Frage, ob er sich in die Gefühlswelt von Gleichaltrigen versetzen könne, die einen üblichen Berufsweg eingeschlagen haben, sagt er: «Ich habe noch die gleichen Freunde wie früher – und die haben fast alle einen normalen Job. Wenn wir im Wallis gemeinsam unterwegs sind, ist es kein Thema, dass ich in der NHL spiele.»

In Newark ist dies freilich anders. Auch wenn Hischier auf der Strasse nur selten erkannt wird und spätestens nach dem

---

### Dass er als «Roger Federer des Eishockeys» bezeichnet wurde, ist ihm fast ein wenig peinlich.

---

Überqueren des Hudson River in Manhattan ein kleiner Teil der grossen Masse ist, wissen die Männer in der Lobby seines Appartementhauses ganz genau, dass hier ein Ausnahmekönner wohnt: «Nico ist ein Devil», sagen sie lachend.

Und im Interview wirkt Hischier schon gar nicht wie ein normaler 21-Jähriger. Seine Antworten kommen durchdacht und wohlformuliert: Eishockey in Nordamerika sei «Entertainment». Die Leute kommen ins Stadion, um unterhalten zu werden: «Sie klatschen, wenn sie auf dem Screen dazu aufgefordert werden. Gesungen wie in den Schweizer Stadions wird aber nicht.» Hischier kennt auch die medialen Spielregeln und die Grenzen, die ein Sportler nicht überschreiten sollte. Wird das Gespräch auf die politische Ebene und die gewandelte Wahrnehmung der USA im Ausland gelenkt, weicht er aus: «Wenn ich dazu etwas sagen würde, könnte das falsch aufgefasst werden. Deshalb halte ich mich zurück.»

Hischier weiss genau, dass Abgeklärtheit und Reife in seiner Position ebenso wichtig sind wie harte Slapshots und elegante Flügelläufe. Denn im amerikanischen Profisport wird bei jugendlichen Hoffnungsträgern das Verhalten neben dem Eis mit fast schon mikroskopischer Genauigkeit beobachtet. Von Hischiers ersten Schrit-

ten im NHL-Rink kursieren diverse Videos auf Youtube. Doch ähnlich wichtig wie der Eiskontakt war das Pflichtenheft, das ihm und den anderen Newcomern vor zweieinhalb Jahren im Theorieraum vermittelt wurde: «Wir erhielten eine Anleitung, wie man sich als Profi auf und neben dem Eis zu verhalten habe – und dass jede noch so kleine Entscheidung wichtig sein kann.»

### WM-Titel als Ziel

Sein grosses Vorbild sei Roger Federer – vor allem auch, was das Verhalten in der Öffentlichkeit betreffe. Dass Hischier schon als «Roger Federer des Eishockeys» bezeichnet wurde, scheint ihm fast ein wenig peinlich: «Ich würde nie auf die Idee kommen, mich mit Federer zu vergleichen. Ein Tennisspieler steht alleine auf dem Platz und kann die Verantwortung nie abschieben. Federer muss alles allein schaffen. Im Eishockey dagegen hat man neunzehn Mitspieler, die einem helfen können.»

Momentan gelingt dies bei den New Jersey Devils aber nicht nach Wunsch. Nach rund der Hälfte der Regular Season ist das Team zwölf Punkte von einem Play-off-Platz entfernt. Der ernüchternde Saisonverlauf macht auch Hischier zu schaffen. Seine eigenen Leistungen seien zwar «okay», aber wenn es bei der Mannschaft schlecht laufe, gehe es auch ihm schlecht. Umso mehr, als die Devils den süssen Geschmack des Erfolges aus eigener Erfahrung kennen: 1995, 2000 und 2003 stemmten sie den Stanley Cup in die Höhe.

Dies ist selbstredend das grosse Ziel von Nico Hischier: «Mit meinem Vertrag in der NHL hat sich zwar ein Traum erfüllt, aber gewonnen habe ich dadurch noch nichts.» Während es bei den Devils kurzfristig schwierig werden könnte, daran etwas zu ändern, hat Nico Hischier im nächsten Frühling möglicherweise die Gelegenheit, mit der Schweizer Nationalmannschaft für Furore zu sorgen: an der Weltmeisterschaft, die zwischen dem 8. und 24. Mai in Zürich und Lausanne stattfindet.

Kein NHL-Spieler kann es sich zu diesem Saisonzeitpunkt erlauben, schon offen über seine WM-Ambitionen zu sprechen (damit würde er das Rennen um den Stanley Cup als vorzeitig verloren erklären), doch Hischier sagt: «Die WM ist im Hinterkopf. Wenn ich gesund bin und mich gut fühle, wäre ich gerne dabei.» Das Potenzial der Schweizer Mannschaft schätzt er sehr hoch ein: «Wir müssen uns vor niemandem verstecken. Der WM-Titel ist das Ziel.» Nico Hischier spricht diese Worte gelassen und überzeugend aus. In der Lobby seines Appartementhauses steht ein grosser Weihnachtsbaum mit glitzernden Kugeln und viel weissem Lametta. Für Nico Hischier steht die sportliche Bescherung aber möglicherweise erst im Frühling in der Schweiz auf dem Programm. ○

# Marlene Dietrich und die alten Männer

Vor vierzig Jahren hebt das erste bemannte Solarflugzeug ab, und die USA boykottieren die Olympischen Sommerspiele in Moskau. Vor 500 Jahren stirbt Raffael, das vollkommenste Genie der Renaissance. Das sind die interessantesten Jubiläen dieses Jahres. *Von Peter Keller*

**Vor 10 Jahren:** Die griechische Finanzkrise weitet sich zu einer Euro-Krise aus. Die Minister und Staatschefs der EU einigen sich auf die Einrichtung eines «Euro-Rettungsschirms» mit einem Umfang von 750 Milliarden Euro. Die expansive Geldpolitik der EZB hält bis heute an und zwingt die Schweizerische Nationalbank zu einer künstlichen Euro-Untergrenze von Fr. 1.20 und später zur Einführung von Negativzinsen.

**Jubiläumssiege:** Beim 80. Lauberhornrennen gewinnt Carlo Janka die Abfahrt. Das 70. Hahnkammrennen in Kitzbühel kann mit Didier Cuche ebenfalls ein Schweizer für sich entscheiden.

**Vor 20 Jahren:** Mit 52,9 Prozent der Stimmen wird Wladimir Putin am 26. März 2000 erstmals zum russischen Präsidenten gewählt. Für seine vierte Amtszeit kann er 76,6 Prozent der Wähler hinter sich vereinen.

Das in der Schweiz am meisten verkaufte Album ist «Supernatural» von Santana. Auf Platz 15 folgt mit Polo Hofers «Härzbluet» das erste einheimische Werk.

**Vor 40 Jahren:** Die «Gossamer Penguin» ist das erste solarbetriebene bemannte Flugzeug. Am Steuer sitzt die 45 Kilogramm leichte Janice Brown. Bei der öffentlichen Vorführung im kalifornischen Nasa-Research-Center fliegen Pilotin und «Penguin» 1,95 Meilen durch die Luft.

Wegen des Einmarsches sowjetischer Truppen in Afghanistan boykottieren die USA und ein paar weitere Staaten die Olympischen Sommerspiele in Moskau. Die Schweiz nimmt teil und kann mit Robert Dill-Bundi (Rad-



**Gold:** Röhli (l.), Dill-Bundi.

sport) und Jörg Röhli (Judo) zwei Olympiasieger stellen.

**Vor 50 Jahren:** Am 21. Februar 1970 stürzt bei Würenlingen wegen einer Bombenexplosion an Bord die Swissair-Maschine SR 330 ab. Sämtliche Passagiere und Besatzungsmitglieder kommen ums Leben. Der reguläre Linienflug sollte nach Tel Aviv führen. Die mutmasslichen palästinensischen Attentäter konnten identifiziert, aber nie verhaftet werden.

Die britische Boulevard-Zeitung *The Sun* bringt erstmals ein Oben-ohne-Girl auf Seite drei. Zu sehen war die in Singapur geborene Stephanie Marrian, 22.

**Vor 70 Jahren:** Winnertypen. Der Schweizer Chemiker und ETH-Professor Tadeus Reichstein bekommt den Nobelpreis für Medizin. Er hat die therapeutische Wirksamkeit von Cortison bei Rheumaerkrankungen entdeckt. Mit mehr als fünfeinhalb Minuten Vorsprung gewinnt der Schweizer Radfahrer Ferdy Kübler, der «Adler von Adliswil», die Tour de France. Im gleichen Jahr holt der ebenfalls aus dem Kanton Zürich stammende Hugo Koblet als erster Nicht-Italiener den Gesamtsieg beim Giro d'Italia.

**Vor 80 Jahren:** Am 25. Juli 1940 versammelt Henri Guisan seine höchsten Offiziere auf dem Rütli, «der Wiege unserer Freiheit», um den Widerstandswillen der Schweiz zu markieren. Am gleichen Tag erlässt der General einen Armeebefehl mit seinen Plänen zum Réduit, dem Rückzug der Truppen in den

schwer zugänglichen Alpenraum. Der Rütli-rapport war auch eine indirekte Antwort an die defätistische Radiorede von Bundesrat Marcel Pilet-Golaz (FDP), der einen Monat zuvor angesichts der Niederlage Frankreichs gegen Nazi-Deutschland eine «Anpassung an die neuen Verhältnisse» forderte.

**Vor 90 Jahren:** Den Zylinderhut auf blonden Locken, die langen Beine in Strapsen und ihr zu Füßen stierende Männerblicke. Das Bild der aufreizenden Marlene Dietrich in einem verruchten Berliner Etablisement und ihr schnarrend-selbstbewusst vorgetragenes «Ich bin von Kopf bis Fuss auf Liebe eingestellt» nannte der Autor Hellmuth Karasek «den Einbruch der weiblichen Sexualität in den (Ton-)Film», und die Figur des Professor Rath eine «Charaktertragödie des alternden Mannes, der durch die Frau zum Schwachkopf wird». Allerdings nuanciert umgesetzt und lange vor der #MeToo-Jagd auf Harvey Weinstein und andere «alte, weisse Männer».



**Nuanciert:** Marlene Dietrich als «blauer Engel».

**Vor 100 Jahren:** Drei Mal Volkes Stimme: Die Initiative für ein Spielbanken-Verbot wird angenommen. Ebenfalls an der Urne wird die Einführung der 48-Stunden-Woche beim Eisenbahnpersonal gebilligt. Mit 11 zu 10 Stimmen stimmt die Bevölkerung knapp dem Beitritt zum Völkerbund, Vorläufer der Uno, zu.

Im Münchner «Hofbräuhaus» benennt sich die Deutsche Arbeiterpartei in Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP) um, ein Jahr darauf übernimmt Adolf Hitler den Parteivorsitz.



**Die Zukunft, damals:** «Gossamer Penguin».





Ätherisch: Raffaels «Madonna Colonna».

**Vor 150 Jahren:** In Zürich wird die erste Sozialdemokratische Partei der Schweiz gegründet. Zu den führenden Köpfen zählt der in Breslau (heutiges Polen) geborene Herman Greulich. Dieser findet, die Zugehörigkeit zur Internationalen Arbeiter-Association reiche nicht aus: «Es kann dem Schweizer nicht zugemutet werden, in eine ziemlich weitläufige politisch-soziale Organisation einzutreten, wo seinem berechtigten Nationalbewusstsein wenig Rechnung getragen wird.»

Aufgrund der Kriegserklärung Preussens an Frankreich mobilisiert die Eidgenossenschaft fünf Divisionen mit insgesamt 37 000 Mann. Bereits zuvor hat der Bundesrat dem Ausland mitgeteilt, dass die Schweiz ihre Neutralität notfalls auch mit der Waffe verteidigen werde.

**Vor 200 Jahren:** Bei Wohlen im Aargau wird das erste eidgenössische Militärlager mit 2585 Mann aus sechs Kantonen durchgeführt. Das Manöver soll nicht nur Offiziere und Soldaten in der neuesten Kriegstechnik unterweisen, sondern ebenso der Förderung des gesamtschweizerischen Wehrgedankens dienen.

Der Bauer Georgios Kentrotas findet auf der Ägäis-Insel Milos bei der Suche nach Baumaterial die Venus von Milo.

**Vor 250 Jahren:** In Bonn wird Ludwig van Beethoven geboren. Die Stadt richtet 2020 das Internationale Beethoven-Fest aus. Die Vorbereitungen fallen bisher vor allem durch die voreilige Vereinnahmung des Komponisten für den zeitgenössischen politischen Diskurs auf: Beethoven, so deutsche Medien, sei Humanist und der erste Europäer gewesen, die 6. Sinfonie wird als Ausdruck eines frühen klimapolitischen Bewusstseins gedeutet.

**Vor 400 Jahren:** Juan Pablo Bonet verfasst das erste bekannte Werk zur Taubstummen-Pädagogik. In seinem Werk «Reducción de las letras y arte para enseñar a ablar los mudos» wird erstmals das sogenannte Fingeralpha-

bet zur Kommunikation für Hörgeschädigte beschrieben.

Der Dreissigjährige Krieg erreicht den Rand der Eidgenossenschaft: Ins Visier der habsburgischen Mächte Spanien und Österreich geraten die strategisch wichtigen Bündner Pässe. Im Juli 1620 erheben sich katholische Veltliner gegen ihre Bündner Landesherren und ermorden rund fünfhundert Protestanten. Der Dichter Conrad Ferdinand Meyer hat die «Bündner Wirren» in seinem Roman «Jürg Jenatsch» literarisch umgesetzt.

**Vor 500 Jahren:** Der Todestag des Renaissancekünstlers Raffael wird universal gefeiert: mit weltweiten Ausstellungen und Retrospektiven. Raffael stirbt mit nur 37 Jahren in Rom, wo er das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte und vor allem lukrative Auftragsarbeiten für Päpste ausgeführt hat, darunter die dramatischen Fresken im Apostolischen Palast, die sogenannten Stanzen. Raffael, der für sein gutes Aussehen fast ebenso bekannt war wie für seine ätherischen Madonnendarstellungen, gehört neben Leonardo da Vinci und Michelangelo zu den grössten Künstlern seiner Epoche.

**Vor 1000 Jahren:** Auf dem Wülpelsberg (AG), nahe dem Zusammenfluss von Aare und Reuss, entsteht um 1020 ein erster Bergfried, der später zu einer Burg ausgebaut wird und einem der einflussreichsten Adelsgeschlechter



Namensstiftung: Habsburg (AG).

Europas den Namen stiftet: die Habsburg. Vor dreihundert Jahren tauschen die Habsburger Sardinien gegen das sich im Besitz des Hauses Savoyen befindliche Sizilien.

**Vor 1200 Jahren:** In der Abtei Reichenau wird der St. Galler Klosterplan kopiert. Er ist der älteste erhaltene Bauplan Europas und stellt die zeitgenössische Idealanlage eines Klosters dar. Die Benediktinerabtei Engelberg (OW) feiert dieses Jahr ihr 900-jähriges Bestehen. ○



## Die Bibel

# Wundersame Wertschöpfung

Von Peter Ruch

**A**ls aber der Speisemeister das Wasser kostete, das zu Wein geworden war, und nicht wusste, woher es war [...], da ruft der Speisemeister den Bräutigam und sagt zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein vor [...]. Du hast ihn bis jetzt zurückbehalten (Johannes 2, 9 f.) – Im Johannesevangelium beginnt die Wirksamkeit Jesu mit einer Wundergeschichte: Jesus nimmt mit den Jüngern an einer Hochzeit in Kana teil und verwandelt dort Wasser in Wein. Die Erzählung gehört zum zweiten Sonntag nach Epiphania. Dieser erste Auftritt Jesu passt zum Jahresbeginn so gut wie zum Auftakt einer Ehe. Die Ehe ist der Prototyp alles Zwischenmenschlichen, und dieses hat in der Bibel hohe Priorität. Martin Luther wies in einer Predigt genüsslich darauf hin, dass mit der Teilnahme am Hochzeitsfest der Ehestand höher gestellt werde als die vom Papst bevorzugte klösterliche Keuschheit. Allerdings nannte Luther, der ja auch verheiratet war, den Ehestand mühselig, weil man sich mit Weib, Kindern und Nachbarn zanken müsse. Und weil Frau und Mann einander stets ablenkten, sei das Klosterleben für manche bekömmlicher.

Die Kalamitäten der Ehe nimmt die Erzählung vorweg, indem bei der Hochzeit der Wein ausgeht. Der Wein galt als Zeichen des göttlichen Segens. Reichte er für die Gäste nicht aus, so erschien das als verhängnisvolle Panne. Die Panne ist ein Abbild für die Sorge, dass wir an kommenden Anforderungen scheitern können. Bei der Hochzeit blicken die Brautpaare mit Freude in die gemeinsame Zukunft, aber nicht ganz ohne Sorge. Reichen unsere mentalen, wirtschaftlichen und physischen Kräfte aus? Das Wunder von Kana macht Mut. Es steht nicht bloss das vorhandene – materielle und geistige – Inventar zur Verfügung. Es werden neue Ressourcen geschaffen. Aus dem Gewöhnlichen wird Aussergewöhnliches. Aus Wasser wird Wein. Es gelingen Wertschöpfungen. Diese Zusage ergeht auch beim Jahreswechsel. Mögen einige Aussichten trübe erscheinen, die Wirklichkeit wird es nicht sein.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.





*Fragile Landschaft:* auf Kangaroo Island nach dem Buschbrand im Januar.

---

## 800 Millionen Tote

---

**Endlich richtet sich die Aufmerksamkeit der Berichterstattung auch auf die Tiere, die den Grossbränden in Down Under zum Opfer fallen. Der Unbekümmertheit mancher Australier tut das aber keinen Abbruch.**

*Von James Hamilton-Paterson*

Buschbrände mit oft verheerenden lokalen Auswirkungen gehören seit je zum australischen Sommer. Doch in den letzten Dekaden sind diese Feuer, zusammen mit steigenden Temperaturen und zunehmenden Dürren, immer intensiver geworden. 2019 war das heisseste und zugleich das trockenste Jahr seit Beginn der Wetteraufzeichnungen im Jahr 1900. Bislang hat sich die Berichterstattung meist auf menschliche Opfer und zerstörte Häuser konzentriert, gelegentlich ergänzt von mitleiderregenden Fotos von Tieren, die den Flammen nicht entkamen. In diesem Jahr ist alles anders.

Vor 25 Jahren fuhr ich den Birdsville Track im südaustralischen Outback entlang, die alte Viehtriebbroute nach Western Queensland. Die Landschaft bot das Bild einer grandiosen Leere, die tagsüber in zarten Farben schimmerte und nachts unter einem funkelnden Sternenhimmel lag. Ich verbrachte ein paar Tage bei einem Rinderzüchter, dessen Besitz so gross war, dass er ein kleines Flugzeug brauchte, um das Land zu überwachen und die Futter- und Wasservorräte seiner Tiere zu prüfen. Er dachte sorgenvoll

an die Zukunft und sagte, dass die Trockenheit ein wachsendes Problem sei. Ich habe keinen Kontakt mehr zu ihm und seiner Familie, würde mich aber wundern, wenn sie heute noch immer dort lebten. Ich erinnere mich, wie er über einen Buschbrand 1985 in Cobar in New South Wales sprach, bei dem 40 000 Rinder den Tod gefunden hatten. Es war klar, dass Sommerbrände die Rinderzüchter permanent in Atem hielten.

Auf meiner Reise lernte ich einen jungen Naturwissenschaftler kennen, dessen Institut ein grosses Stück Land im Outback gekauft und auf einer Länge von siebenzig Kilometern mit einem hohen, feinmaschigen Zaun gesichert hatte. Auf diese Weise wollte man seltene Eidechsen und Schmalfussbeutelmäuse vor den Wildkatzen schützen, die so viele Kleintiere dezimiert hatten. Unsere Aufgabe an diesem Tag bestand darin, die letzten beiden Wildkatzen zu erlegen, von denen angenommen wurde, dass sie sich noch in dem riesengrossen eingezäunten Gelände befanden. Jeder von uns hatte ein Gewehr, aber wir sahen und erlegten nur eine Katze. Am Ende des Tages hatte ich das Ge-

fühl, meinen Beitrag zum australischen Naturschutz geleistet zu haben.

Ich erwähne diese Reise, weil sie ein Licht wirft auf einen Bericht, den der Ökologe Chris Dickman von der Universität Sydney Anfang Januar dieses Jahres vorlegte. Dickman beklagte, dass die Buschbrände auf Kangaroo Island (der mit 4403 Quadratkilometern drittgrössten Insel Australiens, vor Adelaide gelegen) noch

---

**Der Homo Sapiens ist kaum je als Bewahrer seiner Umwelt in Erscheinung getreten.**

---

immer wüteten. Blitzeinschlag hatte das Feuer dort im Flinders Chase National Park ausgelöst, einem bekannten Schutzgebiet für gefährdete Vögel, Koalas und eine Unterart von Schmalfussbeutelmäusen, die so selten ist, dass sie nur in einem Teil des Parks vorkommt. Laut Chris Dickman besteht die Hälfte von Kangaroo Island aus verbrannter und verkohlter Natur, einschliesslich des gesamten bekannten Lebensraums dieser seltenen Beutelmause. Dickman





*Eher untertrieben:* Ökologe Dickman.



*Grimmes Amüsement:* gerettetes Koala-Baby.

ist überzeugt, dass dieses Tier nun zu den anderen 34 Arten und Unterarten australischer Säugetiere gehört, die in den letzten 200 Jahren ausgestorben sind.

Die anderen Grossbrände, die Australien gegenwärtig heimsuchen, hauptsächlich den Südosten, haben – zusammengenommen – Gebiete von der Grösse der Schweiz und Österreichs vernichtet. Am 8. Januar wurde Dickman in der internationalen Presse mit dem Inhalt zitiert, dass schätzungsweise eine Milliarde Tiere umgekommen seien, davon über 800 Millionen allein in New South Wales. Dickman wies darauf hin, dass diese Zahlen angesichts der noch immer wütenden Brände eher untertrieben seien, zumal Fledermäuse, Frösche, Insekten, Spinnen und Reptilien nicht mitgerechnet seien – und ihren bescheidenen Anteil an Brennmaterial zu dem Lagerfeuer beigesteuert hätten.

### Ausgestorbene Megafauna

Auf meinen Fahrten im Outback habe ich gelernt, dass eine so zeitlos anmutende Land-

schaft zugleich äusserst fragil sein kann. Zwar gab es schon immer Brände in Australien, und die Natur erholte sich regelmässig, wenn es wieder geregnet hat und in einem mit Asche gedüngten Boden neues Leben herangewachsen ist. Seit Jahrtausenden haben die Aborigines Feuer für ihre Zwecke genutzt. Bevor wir ihren Umgang mit der Natur aber allzu sehr loben, sollten wir bedenken, dass alle bekannten archäologischen Zeugnisse darauf hinweisen, dass die Ureinwohner es waren, die für das Aussterben der australischen Grosstiere wie etwa des Grosskängurus verantwortlich sind. Neuere Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass um 46 000 v. Chr. die gesamte australische Megafauna ausgestorben war, höchstwahrscheinlich von menschlicher Hand herbeigeführt. Zyniker, der ich bin, müsste man mich schon nachdrücklich davon überzeugen, dass der Homo sapiens zu irgendeiner Zeit als Bewahrer seiner Umwelt in Erscheinung getreten ist. Nehmen wir nur die Anasazi in New Mexico, die ihr Siedlungsgebiet innerhalb weniger Jahrhunderte in eine baumlose Dust Bowl verwandelten, ganz zu schweigen von den Bewohnern der Osterinsel, die ihr Land unbewohnbar machten, bevor sie untergingen.

Die Tiere, die die gegenwärtigen australischen Buschbrände überlebt haben, erscheinen uns deswegen so verletzlich, weil es nicht reicht, ein Feuer überlebt zu haben, wenn es kein Futter und Wasser mehr für sie gibt. Grössere Säugetiere und Vögel, die den Flammen entkamen, dürften in Gebiete vertrieben worden sein, wo sie mit den schon anwesenden Tieren konkurrieren müssen und wo die vorhandenen Ressourcen für die Flüchtlinge womöglich nicht reichen. Sie könnten auch in Regionen verjagt worden sein, wo sie mit aktiven Raubtieren wie Wildkatzen und Rotfüchsen konfrontiert sind. Die verbrannten Gebiete werden sich langsam

wieder erholen, und im Laufe von Jahrzehnten wird sich dort wieder eine lebendige Fauna etablieren. Aber sie wird anders aussehen. Eine Unterart der Schmalrüsselbeutelmaus stirbt aus, eine ökologische Nische schliesst sich und bietet Raum für andere Bewohner. Das Leben geht weiter.

### Schwere Versäumnisse

Trotz der gegenwärtigen Misere sind viele Australier bemerkenswert lässig im Umgang mit der noch immer erstaunlichen Tierwelt ihres Kontinents. Wer auf den ziegelroten Pisten im Outback unterwegs ist, gewöhnt sich an die vielen verendeten Tiere am Strassenrand. Kängurus, Wallabys, Beutelmäuse und mitunter sogar Emus werden Opfer von Autos und Schwervertransportern, die allesamt mit kräftigen Frontschutzbügeln versehen sind. Diese Unbekümmertheit mancher Australier passt gut zur amtierenden Koalitionsregierung und einem Premierminister, der die Tatsache, dass der Klimawandel auch in Australien zu beobachten ist, offiziell leugnet. Selbst wenn manche hartnäckig behaupten, der Klimawandel habe natürliche Ursachen und sei nicht menschengemacht, können sie kaum bestreiten, dass es ihn gibt.

Wer sich an die aufgedunsenen, verwesenden und manchmal noch zuckenden überfahrenen Tiere im Busch erinnert, kann auf die im Internet kursierenden Fotos von Helfern, die versengte Koalas und Kängurus mit Babyflaschen aufpäppeln oder «verwaiste» Jungfledermäuse liebevoll in Decken wickeln, kaum anders als mit grimmigem Amüsement reagieren. (Nie sieht man, dass verletzten Schlangen geholfen wird.) Diese fürsorglichen Kümmerer mögen irrelevante Zeugnisse unseres Instagram-Zeitalters sein, aber sie haben eine Funktion, die darüber hinausgeht. Der *feel-good*-Faktor bewirkt, dass die Australier über jahrzehntelange schwere Versäumnisse in der Umweltpolitik ihres Landes hinwegsehen. Sie offenbaren auf ihre Weise auch sehr gut die schiere Hilflosigkeit angesichts einer Katastrophe, die so gross ist, dass nicht einmal die Natur ihre Landschaft in den ursprünglichen Zustand zurückversetzen kann. Die Unmengen von Rauch und Russpartikeln färben bereits den Schnee der neuseeländischen Berge und treiben gegenwärtig in Richtung Südamerika und tragen damit zur ohnehin verschmutzten Atmosphäre der Welt bei.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

James Hamilton-Paterson, geboren 1941 in London, ist Oxford-Absolvent und Mitglied der Royal Geographical Society. Er lebt als freier Schriftsteller in Österreich. Zuletzt erschienen von ihm «Vom Meer: Über die Romantik von Sonnenuntergängen, die Mystik des grünen Blitzes und die dunkle Seite von Delfinen», Mare-Verlag, 2011, und «Trains, Planes, Ships and Cars», Apollo-Verlag.



# «Kein Land schont die Umwelt mehr als Brasilien»

Der brasilianische Präsident Jair Bolsonaro blickt auf sein erstes Amtsjahr zurück, spricht über seine Privatisierungspläne, die Beziehung zu Donald Trump und die Führungsrolle Brasiliens in Südamerika.

Von Flavio Morgenstern

Brasília ist ein fürchterlicher Ort, ein in Beton gegossenes Monster der Gesichts- und Geschichtslosigkeit, in dessen Eingeweide sich keiner freiwillig begibt. Für ein Interview mit dem wohl mächtigsten und möglicherweise umstrittensten Mann Lateinamerikas nahm ich die Reise in Kauf. Der Termin war seit Wochen geplant, doch kaum war ich gelandet, erreichte mich eine SMS: «Termin abgesagt.» Eine Begründung gab es nicht. In den sozialen Medien machten Spekulationen die Runde, nach denen bei Jair Bolsonaro ein Krebs diagnostiziert worden sei. Ich beschloss, in der Stadt zu bleiben.

Tatsächlich bekam ich einen neuen Termin: am nächsten Morgen im Palácio da Alvorada, der traumhaft auf einer Halbinsel am Paranoá-See gelegenen Privatresidenz des Präsidenten. Diesmal liess mich Senhor Presidente keine Minute warten. Punkt 9 Uhr sass ich ihm auf einem Sofa gegenüber. Einen Anruf klemmte er kurzerhand ab: «Silvio, du kannst mich in einer halben Stunde wieder anrufen.» So viel Zeit hatte Bolsonaro der *Weltwoche* für eine Bilanz nach einem Jahr seiner Regierung eingeräumt. «Der Silvio, den ich meine?» lautete meine erste Frage. «Ja», sagte Bolsonaro grinsend, Silvio Santos. Der mächtigste TV-Mogul des Landes musste hintanstehen. Die Botschaft war klar: Hier hast du es mit einem Mann von Prinzipien zu tun. Exakt dreissig Minuten sollte das Interview dauern, keine Minute mehr, keine weniger.

**Senhor Presidente, was war für Sie der grösste Erfolg Ihres ersten Amtsjahres?**

Die Entpolitisierung der öffentlichen Verwaltung, eine Seltenheit in der jüngeren brasilianischen Geschichte.

**Und die grösste Niederlage?**

Dass wir mit der Vorlage nicht durchgekommen sind, welche die Geschäftsleute verpflichtet, ihre Bilanzen in den grossen Zeitungen zu veröffentlichen.

**Was sind die Hauptziele für dieses Jahr?**

Die Fortführung der bereits laufenden Wirtschaftsagenda: Deregulierung, Bürokratieabbau, Erleichterungen für alle, die etwas produzieren wollen. Die Privatisierung von staatlichen Unternehmen sind nicht einfach. Der Oberste Gerichtshof hat gerade entschieden, dass dieser Prozess den Kongress durchlaufen muss. Unser grosser

Testlauf wird die Privatisierung der Post sein. Ich glaube, die Post wird als privatrechtliches Unternehmen ihre Funktion besser erfüllen.

**Welche Privatisierungen stehen noch an?**

Wir haben über vierhundert staatliche Unternehmen. Nehmen wir zum Beispiel Emobras [ein Bau- und Infrastrukturunternehmen, Anm. d. Red.]. Die Firma erzielt einen Umsatz von ungefähr einer Milliarde Reais [ca. 250 Mio. Dollar, Anm. d. Red.] pro Jahr, aber sie erzielt keinen Gewinn. Die Firma ist eine Jobmaschine für bestimmte Leute. Die Angestellten geniessen Kündigungsschutz, wir müssen ihnen neue Jobs beschaffen. Die Privatisierung ist erst einmal eine gigantische juristische Schlacht.

**In Europa gilt die Bolsonaro-Regierung mit ihrer liberalen Landwirtschaftspolitik als Bedrohung für den Amazonas. Was sagen Sie dazu?**

Kein Land schont seine Umwelt mehr als Brasilien. Rund 60 Prozent unseres Territoriums bestehen aus Naturschutzgebieten, Nationalparks, Umweltschutzzonen oder indigenen Reservaten. Das ist weltweit einzigartig. Innerhalb des Amazonas-Regenwaldes sind weniger als 3 Prozent der Fläche für die Landwirtschaft bestimmt. Dieser Wald brennt gar nicht, weil es zu feucht ist.

**Warum steht Brasilien dann dauernd als Umweltsünder am Pranger?**

Der Grund liegt im landwirtschaftlichen Protektionismus. Die mächtigen Länder der Welt wollen den Handel behindern. Leider lässt sich die brasilianische Presse für die Verbreitung von Lügen bereitwillig einspannen. Die meisten Fake News auf diesem Gebiet entstehen hier in Brasilien, weil man weiss, dass man damit die fettesten Schlagzeilen generiert, in einer Zeit, in der das *Time Magazine* eine sechzehnjährige *pirralha* (Backfisch) zur Person des Jahres erklärt. Dahinter steckt nicht mehr als ein Geschäft.

**Was können die Amazonas-Indianer von der Regierung erwarten? Wollen Sie die indigenen Reservate erhalten oder deren Zahl verringern?**

Diese Debatte begann mit meiner Reise nach Osaka, wo der französische Präsident sich besorgt über Brasilien zeigte. Er konnte die Kontroverse um das verheerende Feuer in der Kathedrale Notre-Dame offenbar nicht eindämmen, also sprach er von den Feuern in Brasilien und den indigenen Territorien.

Heute umfassen diese Reservate 14 Prozent unseres Staatsgebietes. Es war geplant, die Reservate bis Ende 2022 auf 20 Prozent unseres Territoriums auszuweiten. Doch dann kam meine unerwartete Wahl dazwischen. Die Reservate werden bleiben, wie sie sind, allerdings mit leichten Abstrichen. Dort, wo sie von den Indigenen gar nicht mehr benutzt werden – ich nenne es einen ethnologischen Betrug –, was bei zwei Reservaten der Fall ist, sollen diese aufgehoben werden.

**Wie stehen Sie zu den Indianern?**

Als Militär hatte ich viele Kontakte mit den Indianern, als Präsident habe ich in diesem Jahr dreimal indigene Führer empfangen. Aus der Sicht vieler Europäer sind die Indios irgendwo in der Entwicklung stehengeblieben. Einfach Pech gehabt? Viele möchten, dass sie als Urmenschen in ihren Reservaten konserviert werden. Doch die Indianer selber sind es, die sich der Zivilisation annähern, weil sie erkannt haben, was es bedeutet, wenn man von Zahnschmerzen oder Parasiten befreit oder von einem sonst tödlichen Schlangenbiss geheilt werden kann. Sie erkennen selber, dass es einfacher ist, das Korn mit einer elektrischen Maschine statt von Hand zu mahlen. Viele vormalige Nomaden sind längst sesshaft geworden, haben ihre eigenen Geschäfte entwickelt, es gibt eine indianische Mittelklasse. Dieser Prozess nennt sich Evolution. Niemand zwingt die Indianer dazu, doch wir dürfen ihnen auch nicht vorenthalten, was für uns selbstverständlich ist.

**Wie soll sich das Leben der Indianer verbessern?**

Es ist schwierig. Aber ich gebe Ihnen ein Beispiel. In den Reservaten gibt es viele *garimpeiros*, illegale Edelstein- und Goldschürfer.

---

«Unsere Bauern leisten ihren Beitrag, um den Hunger auf der Welt zu stillen.»

---

Statt allein auf den Kampf gegen die Illegalität zu setzen, sollten wir einen legalen Abbau ermöglichen. Vielleicht könnten die Edelsteine, die jetzt auf den Schwarzmärkten im Ausland verramscht werden, von den Indianern selber verarbeitet werden.

**Sie haben das Pariser Abkommen bereits mehrfach kritisiert. Steigt Brasilien aus?**





«Die meisten Brasilianer sind konservativ»: Präsident Bolsonaro.

Das einzige Land, welches das Pariser Abkommen nicht nur erfüllt, sondern darüber hinausgeht, ist Brasilien. Brasilien leistet seinen Beitrag, wir bekämpfen die illegale Entwaldung, wir bekämpfen die illegalen Brände. Wir sind auf der Seite des Gesetzes. Ich frage mich aber: Wie viel ist vom Urwald in den europäischen Ländern übriggeblieben? Im letzten August hat Deutschland seinen Beitrag an die Wiederaufforstungen im Amazonas zurückgezogen, ungefähr 25 Millionen Dollar pro Jahr, ich habe den genauen Betrag nicht im Kopf. Nun gut, Deutschland soll das Geld einsetzen, um seine eigenen Urwälder wiederaufzuforschten! Bei uns läuft es sehr gut, wir brauchen diese Hilfe nicht. Brasilien wird seine Souveränität über sein Territorium nicht für ein Almosen aufgeben.

**Was können die reichen Industrieländer für Brasilien tun? Was würden Sie einem Schweizer sagen?**

Zuerst sollten sie keine Unwahrheiten über Brasilien verbreiten. Kommen Sie zu uns, würde ich dem Schweizer sagen, schauen Sie das Land mit eigenen Augen an, fliegen

Sie zum Beispiel von Boa Vista nach Manaus [ca. 700 km, Anm. d. Red.] über den Amazonas-Wald, schauen Sie aus dem Fenster, Sie werden keinen Brandherd und keine gerodete Hektare sehen. Brasilien braucht keine Hilfe, wir wollen Geschäfte machen. Brasilien hilft, rund eine Milliarde der 7,6 Milliarden Erdbewohner zu ernähren, die jedes Jahr mehr werden. Da wir im Moment noch nicht auf Mars, Venus, Saturn, Uranus oder Neptun pflanzen können, müssen wir unsere Grundbedürfnisse bis auf weiteres noch auf der Erde abdecken. Unsere Bauern leisten ihren Beitrag, um den Hunger auf der Welt zu stillen. Bewahren Sie diese vor aufgebauschten Vorwürfen.

**Sie sprechen die umstrittenen Freihandelsabkommen zwischen dem Mercosur [Brasilien, Argentinien, Paraguay, Uruguay, Anm. d. Red.] und der Europäischen Union und der Efta an?**

Ich hoffe, dass diese Abkommen in einhalb bis zwei Jahren umgesetzt werden. Aber es muss jedes involvierte Land zustimmen. Alle würden profitieren, auch Brasilien natürlich. Daneben haben wir namentlich mit

Kuwait, den Arabischen Emiraten und Saudi-Arabien Abkommen zur Sicherung ihres Lebensmittelbedarfs abgeschlossen. Brasilien gilt als sehr zuverlässiger Lieferant. Wir haben selbiges Vertrauen in diesem Jahr weiter gestärkt.

**Die «Bolsonaro-Welle» in Brasilien hat eine starke nationalistische Komponente. Streben Sie eine neue Führungsrolle in ganz Südamerika an?**

Schauen Sie, Brasilien ist das weitaus grösste Land Südamerikas, unser Bruttoinlandprodukt ist grösser als dasjenige aller anderen Länder zusammen, das bringt uns automatisch in eine Führungsrolle, wir können nicht abseitsstehen. Eine Führungsrolle hat Brasilien sicher bei Wissenschaft und Technologie inne. Wer über einen gewissen Wohlstand verfügt, muss allerdings auch ein Minimum an militärischer Abschreckungskraft gegenüber externen Interessen zeigen. In diesem Jahr werden wir das Budget für die Verteidigung erhöhen. Mein wichtigstes Anliegen ist es aber, dass in Brasilien selber die Interessen des Landes über allen partikularen politischen Interessen stehen. >>>

**Die Hunger-Nation Venezuela ist zurzeit wohl die grösste Bedrohung für die Stabilität und die Sicherheit Südamerikas. Sie unterstützen den Gegenpräsidenten Juan Guaidó. Was hat Brasilien weiter vor?**

Venezuela ist nicht nur Maduro. Was Maduro stark macht, ist seine Umgebung, viele Interessen spielen mit. China mischt mit, Russland, da sind die Narco-Generäle und ungefähr 60 000 Kubaner im Land, es gibt Milizen, und es gibt terroristische Gruppen – und alle wissen, wenn Maduro fällt, fallen sie auch. Das ist eine sehr komplexe Geschichte.

**Wie kann ein Land wie Venezuela, das auf einem Meer von Erdöl schwimmt, nur so tief fallen?**

Die Leute glaubten, dass es in Venezuela Manna regnete. Als das Barrel Öl 120 US-Dollar kostete, war es für Chávez und später für Maduro einfach, die Wähler zu überzeugen. Als das Öl auf 30 Dollar fiel, war das Elend umso grösser. Chávez und Maduro versprachen Gleichheit in Venezuela, jetzt sind sie alle gleich arm, fast alle.

In Brasilien gab es dieselben Bestrebungen.

**Chávez und Maduro liessen sich demokratisch wählen, doch sie führten ihr Land in eine Diktatur. In Europa befürchteten viele, dass Sie, Jair Bolsonaro, genau das mit Brasilien vorhaben.**

Das ist absurd, eine solche Gefahr bestand vielmehr unter Lula und Dilma [Rousseff, Anm. d. Red.]. Die Linke spricht dauernd von «social media control», nicht ich. Die Linke wollte immer mehr verstaatlichen im Land, ich strebe das Gegenteil an. Die Linke war es, die Brasilien in einen Sumpf der Korruption stürzte, um absolute Macht zu erlangen. Ich habe nie ein Medienunternehmen verklagt, obwohl ich oft diffamiert wurde, ich kaufe keine Abgeordneten, um meine Macht zu festigen, wie dies früher üblich war. Fast alle Medien titulierten mich als homophob, rassistisch, sexistisch, fremdenfeindlich und weiss nicht was alles, ich hatte kein Geld für eine Gegenpropaganda, und ich wollte das auch nicht. Mein Wahlkampfbudget war bescheiden, ich hatte keine grosse Partei hinter mir. Ich habe Kontakt zu Parlamentariern aus verschiedenen Lagern gesucht. Heute gibt es doch eine beträchtliche Gruppe von Leuten, die verstehen, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Wenn ausgerechnet jene Leute mir eine diktatorische Tendenz andichten, die jahrelang das Partido-dos-Trabalhadores-Regime [Lula und Rousseff, Anm. d. Red.] unterstützt haben, ist das lächerlich.

**Sie wollen nun eine neue, eigene Partei gründen. Ist das nicht ein Verrat an der Basis, die Sie portiert hat?**

Viele der 52 gewählten Abgeordneten meiner bisherigen Partei stehen auf meiner Sei-

te. Aber es gibt eine Führungsschicht, die sich mehr für die staatlichen Zuschüsse von monatlich zwei Millionen Dollar und die Gratiswerbung im TV interessiert als für die Interessen des Landes. Fast die Hälfte von ihnen vertritt heute das Gegenteil von dem, was sie mir zum Zeitpunkt der Wahlen versprochen hatte. Ich hatte in dieser Partei keinen Platz mehr. Wenn es mir gelingt, eine neue Partei zu bilden – ich muss es schaffen –, werde ich 2022 die Wahlen ohne Staatsgeld und ohne Fernsehzeit bestreiten.

**Ihr Name steht für eine konservative Welle, die über Brasilien brandete. Ist diese Welle nicht schon vorüber?**

Die meisten Brasilianer sind konservativ. Die meisten Menschen, die hart arbeiten und Verantwortung tragen, sind konservativ. Die progressive Linke schreit einfach lauter, hat ihre Tentakel tief in der Presse und an den Universitäten. Die schweigende Mehrheit hat sich trotzdem entschieden, ihr Wahlrecht auszuüben. Ich bin ja nicht der erste Konservative. Die Rückkehr zum Konservatismus in Südamerika begann mit Piñera in Chile und Macri in Argentinien. Doch beide haben die Chance nicht genutzt, die ihnen die Men-

---

**«Über die Homo-Ehe entscheidet das Parlament, ich bleibe meiner persönlichen Meinung treu: nein!»**

---

schen gaben. Hier in Brasilien gibt es einige, die mir sagen, ich sei ein Präsident von allen, dass es kein «rechts» und kein «links» gebe. Ich stimme insofern zu, als ich als Präsident für alle Bürger da bin, aber es gibt nun mal links und rechts. Präsident Macri wollte es allen recht machen, so hat er etwa die gleichgeschlechtliche Ehe vorangetrieben. Den Linken war das egal, sie stimmten ohnehin nicht für ihn, doch die Rechten eben auch nicht mehr. Er verlor die Wahl. Über die Homo-Ehe entscheidet das Parlament, das respektiere ich, aber ich bleibe meiner persönlichen Meinung treu, und die ist: Nein!

**Sie werden oft in der Nähe von US-Präsident Donald Trump verortet. Doch als es konkret wurde – Stichwort Stahlzoll –, war es mit der Freundschaft Trumps nicht mehr weit her.**

Ach, wirklich? Wenn Sie die Sache genau anschauen, werden Sie feststellen, dass der Stahlzoll gar nicht erhöht wurde. Das Problem ist so gut wie bereinigt. Ich werde Ihnen die Hintergründe nicht offenlegen. Tatsache ist: Über Jahrzehnte waren die brasilianischen Staatsoberhäupter immer stolz darauf, die amerikanische Regierung zu brüskieren, sie des Imperialismus zu bezichtigen. Das hat sich in meiner Regierung geändert, auch wenn es viele noch gar nicht glauben können. Die Amerikaner haben uns beschuldigt, den Dollar künstlich aufzuwerten. Wir konnten

aber zeigen, dass wir Milliarden von Dollar verkauft haben, um dessen Wert zu senken. Es war der Markt, der sich entschied, brasilianische Marktanteile in der US-Wirtschaft zu erobern.

**Eine weitere radikale Änderung in der brasilianischen Aussenpolitik betrifft den Nahen Osten. Was bringen uns die engen Beziehungen zu Israel?**

Wir pflegen eine exzellente Beziehung zu Israel, wir haben einen neuen Botschafter eingesetzt, der unseren Richtlinien treu folgt. Jetzt im Januar, das ist beschlossen, werden wir unser Büro in Jerusalem einrichten. Ich löse damit auch ein Wahlversprechen ein. Ein Drittel der brasilianischen Bevölkerung ist evangelikal, sie begrüsst die Annäherung besonders. Ich habe das mit arabischen Ländern erörtert. Soweit ich weiss, erheben nur zwei Länder Einwände, eines davon ist der Iran. Jetzt frage ich Sie: Wird der Iran deswegen mit uns keine Geschäfte machen wollen? Wenn Israel die Stadt Jerusalem zu seiner Hauptstadt erklärt, ist dies seine Entscheidung. Wir werden uns in die internen Belange von Israel ebenso wenig einmischen wie in jene der arabischen Länder. In Brasilien leben Menschen aus aller Welt. Über zehn Millionen Brasilianer haben arabische Wurzeln, wir leben mit ihnen in perfekter Harmonie wie auch mit den Juden, kein Problem. Und wir respektieren die Religion aller. Wir beanspruchen das Recht, dass unsere Entscheidungen ebenso respektiert werden.

**Es gibt auch eine Annäherung zu Ländern, mit denen Brasilien noch nie viel Kontakt hatte, etwa Ungarn. Steht dahinter eine politische Nähe zur europäischen Rechten?**

Die Menschen in Osteuropa haben am eigenen Leib erlebt, was eine totalitäre Diktatur ist. Brasilien hat das noch nie erlebt. Sie haben sich in Wahlen für den Konservatismus entschieden, das ist zu respektieren. Ich sage immer, Gesetze werden für die Mehrheit gemacht, nicht für die Minderheit. Ich plane, Ungarn und seine Nachbarn 2020 zu besuchen, um diesen Ländern zu zeigen, dass sich auch Brasilien verändert hat. Wir unterstützen ihre konservative Politik.

**Bevor wir uns für das Gespräch bedanken, bieten wir Ihnen hier noch eine Gelegenheit, eine Botschaft an die Schweizer Bevölkerung zu hinterlassen.**

Zunächst danke ich Ihnen für die Gelegenheit, einiges klarzustellen. Es wurden viele Unwahrheiten verbreitet. Ich möchte an dieser Stelle auf Johannes 8,32 verweisen: «Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.» Brasilien ist ein Land mit offenen Armen für die Welt. Insbesondere beim Thema Sicherheit verbessern wir uns stark. Hier ist ein Ort für den Tourismus, mit Schönheiten, die sich niemand auf der Welt vorstellen kann. ○



# Überfluss und Mangel

Von Thilo Sarrazin — Der Blick auf die deutsche Wirtschaft bereitet eigentlich Freude. Nur greift der Staat dem Bürger weitaus tiefer in die Taschen als je zuvor.



Es gibt viele gute Gründe, beim Blick auf deutsche Zustände schlechte Laune zu bekommen. Das gilt insbesondere für die politischen Fehler und die mangelhafte Vorausschau

in der Klima- und in der Migrationspolitik, wie immer man sie auch im Einzelnen bewertet.

Dagegen bereitet der Blick auf den Arbeitsmarkt und die öffentlichen Finanzen fast uningeschränkte Freude:

Im Jahr 2019 gingen von den 82 Millionen Deutschen 45,1 Millionen einer bezahlten Arbeit nach. Auch das Arbeitsvolumen stieg auf ein Allzeithoch von 62,8 Milliarden Stunden. Die Zahl der Arbeitslosen hat einen historischen Tiefstand erreicht, und die deutsche Arbeitslosenquote lag 2019 mit 3,1 Prozent nur bei einem Drittel des Niveaus im übrigen Euro-Raum.

Der Leistungsbilanzüberschuss hält sich auf einem Rekordniveau von 7,1 Prozent des BIP. Auch 2019 exportierten die Deutschen für 245 Milliarden Euro mehr an Waren und Dienstleistungen ins Ausland, als sie ihrerseits von dort in Anspruch nahmen. Das geht schon seit vielen Jahren so, und alle Wutanfälle von Donald Trump haben daran bislang nichts geändert.

Gleichzeitig hat sich in den öffentlichen Haushalten ein Stabilisierungswunder vollzogen: 2005, als Gerhard Schröder das Kanzleramt an Angela Merkel verlor, betrug das öffentliche Defizit (inkl. Sozialversicherung) 79 Milliarden Euro, daraus ist bis 2019 ein Überschuss von rund 50 Milliarden geworden. 2019 lag das staatliche Steueraufkommen bei 786 Milliarden Euro. Damit hat es sich in den vierzehn Jahren von Merkels Regentschaft um 344 Milliarden oder um 76 Prozent erhöht.

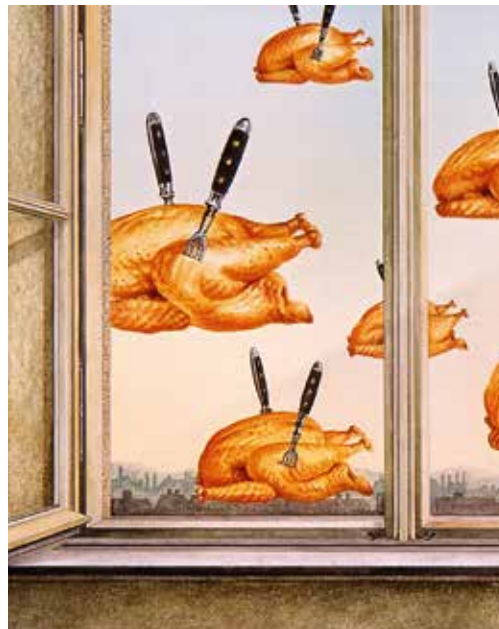
Allerdings greift der Staat dem Bürger weitaus tiefer in die Taschen als je zuvor. Die staatliche Abgabenquote ist während Merkels Regierungszeit von 36,1 auf 39,2 Prozent des BIP gestiegen. Das Ergebnis dieser Mehrbelastung der Bürger für die öffentlichen Haushalte lag 2019 bei 104 Milliarden Euro. Gleichzeitig ist die Zinsbelastung des Staates dramatisch gesunken. Im Verhältnis zum BIP liegt die staatliche Zinsbelastung heute um 62 Milliarden Euro niedriger als noch im Jahr 2005.

Höhere Steuerquote und niedrigere Zinsbelastung schlugen sich 2019 mit einer Gesamtwirkung von 166 Milliarden Euro in den öf-

fentlichen Haushalten nieder. Wegen der zinsbedingten Ersparnisse und des Anstiegs der Steuerquote fiel es bis jetzt gar nicht weiter auf, dass die Zuwanderungswelle seit 2015 die staatlichen Haushalte und die Sozialversicherung jedes Jahr direkt und indirekt 30 bis 40 Milliarden Euro kostet.

Dagegen gerät mehr und mehr in den Fokus, dass viele öffentliche Aufgaben immer schlechter erfüllt werden:

— Der Breitbandausbau geht nur im Schnecken tempo voran. Selbst in Ballungszentren sind die Standards löchrig wie ein Schweizer Käse.



Am Geld liegt es nicht.

— Die Staus auf Bundesstrassen, Autobahnen und Einfallstrassen in die Städte werden immer länger. Die alternde Strasseninfrastruktur bröckelt vielerorts vor sich hin.

— Bei der jetzt auch schon 25 Jahre alten Bahnreform hat nur die Vermehrung der Manager und deren bessere Bezahlung funktioniert. Aber die Pünktlichkeit und die Zuverlässigkeit der ehemaligen Behördenbahn bleiben bis heute unerreicht. Wichtige Ausbauprojekte, beispielsweise der Zulauf im Rheintal für die Schweizer Alpentransversalen, verzögern sich um Jahre und Jahrzehnte. Der Anteil der Güter auf der Schiene ist niedriger als vor vierzig Jahren.

— In der Bildungsleistung seiner Schüler fällt Deutschland immer weiter zurück. In den Schulen wird das Mislingen von Integration besonders augenfällig. In Ballungszentren wie Berlin

oder Hamburg breitet sich ein bedrohlicher Lehrermangel aus. Die Kultusbehörden reagieren hilflos. Zehntausende von Quereinsteigern ohne fachliche Kompetenz sollen es jetzt richten.

— Immer mehr Kliniken und Pflegeeinrichtungen haben Schwierigkeiten, genügend Ärzte und Pflegekräfte zu finden und dauerhaft zu binden. Junge Ärzte merken, dass sie in der Schweiz oder in Schottland deutlich besser verdienen, und verlassen das Land in Scharen.

## Warme Steuermuschel

Zu all diesen Problemen fällt der deutschen Politik wenig oder nichts ein. Am Geld liegt es nicht. Deutschlands öffentliche Haushalte baden unter einer warmen Steuermuschel. Es fehlt dagegen an verantwortungsbewussten, weitblickenden Politikern in Bund, Ländern und Gemeinden, die für die öffentlichen Aufgaben ausreichendes Interesse aufbringen. Ausserdem fehlt es an tüchtigen Verwaltungsleitern und Ministerialbeamten, die ihren Stolz einsetzen, für das öffentliche Wohl zu wirken.

Politik und Verwaltung befinden sich in Deutschland in einem gefährlichen Prozess geistiger und moralischer Austrocknung. Gestaltende Intelligenz, Ethos, Fantasie und Tatkraft sind Mangelware geworden. Vor 210 Jahren hatten starke Persönlichkeiten wie Wilhelm von Humboldt oder Freiherr vom und zum Stein die preussische Niederlage gegen Napoleon in einen geistigen Sieg bei der Staatsreform verwandelt. Wo sind solche Geistesriesen heute? Sie sitzen jedenfalls nicht in deutschen Amtsstuben oder an Kabinetttischen, sondern haben wohl eher bei Amazon, Google oder Apple angeheuert.

Nur eines wissen viele Politiker genau: Die reichen Leute unter den Bürgern – oder wen sie dafür halten – sollen irgendwie mehr bezahlen. Ihnen gegenüber darf man sogar wortbrüchig werden: Bei der Einführung des Solidaritätszuschlags im Jahr 1994 hatte die Bundesregierung ausdrücklich zugesichert, dass er nur zur Finanzierung des Solidarpakts für Ostdeutschland diene und zeitlich befristet sei. Jetzt ist der Solidarpakt ausgelaufen, aber für die obersten 10 Prozent der Einkommenssteuerzahler, die 50 Prozent des jährlichen Aufkommens von 20 Milliarden Euro erbringen, soll der Solidarzuschlag unbefristet weiter erhoben werden. So war es der Wunsch der SPD, und die CDU/CSU hat sich dem gefügt. Angesichts der Einnahmeflut in den öffentlichen Kassen sind finanzielle Gründe für diesen politischen Wortbruch weit und breit nicht in Sicht. Der neuen SPD-Führung ist dies aber nicht genug, darum fordert sie für «die Reichen» zusätzlich eine Vermögensteuer. Gerechtigkeitswahn siegt über den gesunden Menschenverstand, und die Lösung der wirklichen Probleme, die Deutschland drücken, gerät dabei aus dem Gesichtsfeld.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

# Lichtblicke des Jahres

Das WEF bringt Personen aus allen möglichen Lebensbereichen zusammen: Wirtschaftskapitäne, Politiker, Forscher und Aktivisten. Die *Weltwoche* hat prominente Teilnehmer gefragt, wo sie in den nächsten zehn Jahren den grössten Fortschritt erwarten.

Das letzte Jahrzehnt war von den Nachwirkungen der Finanzkrise und von politischen Turbulenzen gekennzeichnet, aber auch von technologischem, wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Fortschritt. Die *Weltwoche* hat ausgewählte Teilnehmer des kommenden WEF-Jahrestreffens gefragt: In welchem Bereich erwarten Sie in den 2020er Jahren den positivsten Quantensprung?



**Guy Parmelin, Bundesrat und Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung**

«Im Bereich der künstlichen Intelligenz [KI]. Immer mehr computergesteuerte Aufgaben, die sich wiederholt stellen und grosse Datenmengen verarbeiten, werden zuverlässig und zunehmend genauer erledigt. Die Maschinen erkennen in den Daten Muster und ergänzen und erweitern so die menschlichen Fähigkeiten. Diese Art der Automatisierung ersetzt die menschliche Intelligenz nicht, die nur schon für die Definition der Fragestellung unerlässlich ist. Das Zusammenspiel zwischen Mensch und KI-fähigen Maschinen eröffnet aber zahlreiche neue Möglichkeiten in allen Branchen.»



**Thomas Jordan, Präsident Schweizerische Nationalbank**

«Die Digitalisierung der Wirtschaft wird in den 2020er Jahren stark an Fahrt gewinnen. Dies wird viele Neuerungen mit sich bringen, die das Leben der Menschen insgesamt bereichern werden. Die Digitalisierung betrifft auch die Nationalbank. Sie verfolgt deshalb die Entwicklungen genau – gerade auch im Hinblick auf die optimale Erfüllung ihres Mandates.»



**Andrew McAfee, Bestsellerautor und Forscher am MIT**

«Wie die Fragestellung aufzeigt, haben zwei Kräfte die Welt in den letzten Jahren gestaltet: Polarisierung und Fortschritt. Eine von beiden wird auch das nächste Jahrzehnt dominieren. Entweder wir kommen zusammen, verbessern sowohl die Verfassung der Menschheit als auch die Gesundheit der Erde, oder wir zerfallen in

Stämme und nutzen unser unglaublich mächtiges Werkzeug zur Zerstörung statt zur Schöpfung. Momentan ziehen die Polarisierer viele Leute auf ihre Seite und gewinnen Wahlen. Dieser Trend besorgt mich noch mehr als die globale Erwärmung. Diejenigen von uns, welche entschlossen sind, die Lage der Welt zu verbessern [committed to improving the state of the world], müssen dagegen kämpfen, indem wir eine Vision formulieren für Fortschritt und Inklusion – und diese einlösen.»



**Björn Johansson, Headhunter**

«In den nächsten zehn Jahren stehen wir vor zwei grossen Herausforderungen. Erstens: Wie baut man Vertrauen wieder auf? Vertrauen [trust] wird bis 2030 die wichtigste «Währung» für Erfolg sein, und zwar Vertrauen in Politiker, Wirtschaftskapitäne, die Medien, in grössere Institutionen wie die Nato, die EU und die Uno, sowie Vertrauen in Religionen. Zweitens: Die digitale Welt wird sich rasant weiterentwickeln mit neuen, revolutionären Technologien, fokussiert auf den Klimaschutz. Die Automobilindustrie, Energieindustrie, Gebäudetechnik, Flugzeugindustrie, Schifffahrt sowie die Landwirtschaft werden dabei im Vordergrund stehen. Diese



## 11 Seiten WEF-Spezial

- 48 **Lichtblicke des Jahres**  
Umfrage unter Teilnehmern
- 51 **Wer kommt?**  
Trump, Greta, Cook
- 52 **Niall Ferguson**  
«Träum weiter, Brüssel»
- 54 **Merkel, Lagarde, von der Leyen**  
Europas grüner Zentralstaat
- 56 **Kehrt der Zins zurück?**  
Die Frage der Stunde
- 57 **Brexit**  
Wachstum jenseits der EU
- 58 **Klimajugend**  
Gretas wahre Leistung



«*Neue Energiesysteme, intelligente Mobilität,*

neue «Revolution» bringt grosse Chancen für Europa und spezifisch für kleinere, technologisch hoch ausbildende Länder wie die Schweiz oder die nordischen Staaten. Geopolitisch wird Europa gegenüber den USA und China an Wichtigkeit und Wert verlieren, ausser man findet einen Weg, Russland zu integrieren.»



**Sergio P. Ermotti, Group CEO UBS**

«Wir befinden uns mitten in der digitalen Transformation, die in den kommenden Jahren mit immer höherer Geschwindigkeit voranschreiten wird. Dies wird vor allem für positive Veränderungen im Gesundheitsbereich sorgen. Für die Finanzindustrie wird es, wie in den vergangenen zwanzig Jahren, grosse Möglichkeiten geben, da uns die digitale Transformation ermöglicht, besser auf die Bedürfnisse unserer Kunden einzugehen. Der Wettbewerb wird aber intensiver: Neue Spieler, wie zum Beispiel Fintech-Firmen, werden auf dem Markt erscheinen, etablierte Institute werden ihren Marktanteil weiter ausbauen, andere wiederum werden verschwinden. Für die Vermögensverwaltung wird die individuelle Beratung der Differenzierungsfaktor – Technologie wird uns hier helfen, noch effizienter und besser zu sein.»



**Iliana Singh, Professorin für Neurowissenschaften und Gesellschaft (Oxford)**

«Ich erwarte den wichtigsten Sprung in der Anwendung von künstlicher Intelligenz im Gesundheitswesen, welche die Diagnostik und Prognostik signifikant verbessern wird. Lang bevor die Roboter das Kommando übernehmen, werden wir die begrenzten Kapazitäten des menschlichen Hirns überrunden: Wir erfinden Algorithmen, welche rasch und zuverlässig Krebszellen oder andere drohende Krankheiten erkennen oder welche uns hel-





neue Schnittstellen zwischen Mensch und digitalem Gerät werden normal werden, beispielsweise bei unserem Smartphone: Nach der Entwicklung von der Tastatur zur Maus ging es über zum Finger, nun zur Stimme, dann zu Gesten, Blicken und Kopfbewegungen. Inhalte – egal, was – auf unserem Smartphone werden noch persönlicher werden, auch werden sie kontextualisiert und dynamisch sein. Alles in allem ergeben sich damit Megaherausforderungen bei Cybersicherheit, Datentransparenz (fairer Umgang, die Daten gehören dem Individuum) – und bei den gesetzlichen Rahmenbedingungen (Was ist erlaubt? Was nicht?). Besonders herausgefordert werden wir in den kommenden Jahren in den Bereichen Erziehung, Bildung und Weiterbildung. Lebenslanges Lernen wird zum Normalzustand.»

personalisierte Medizin, künstliche Intelligenz».

fen, die beste Behandlung für einen bestimmten Patienten zu identifizieren. Aber das nächste Jahrzehnt muss auch die Art und Weise revolutionieren, wie wir Daten-Ethik und *data governance* betrachten und damit umgehen. Damit die erwähnten Algorithmen funktionieren, müssen wir unsere Daten in völlig neuem Ausmass teilen – zu unserem eigenen Wohl und jenem von Fremden. Wir müssen willentliche Daten-Altruisten werden. Die Grundlage für die Zukunft des Anspruchsgruppen-Kapitalismus sind damit menschliches Vertrauen und Transparenz in gleichem Umfang wie coole Technologien.»



**Peter Friedli, Financier**

«Glücklicherweise kennt niemand die Zukunft. Die 2020er Jahre werden uns in der Medizin einen grossen Sprung weiterbringen. Ich denke da an Zelltherapien und Medikamente zur Krebsheilung. Auch in der Agrarwirtschaft und der Nahrungsmittelindustrie erwarte ich grosse und wertvolle Veränderungen. Technologie ist grandios, aber sie wird nie das ersetzen, was den Menschen ausmacht.»



**Marc Walder, CEO Ringier und Gründer DigitalSwitzerland**

«Die 2020er Jahre dürften historisch relevant sein für die technologische Weiterentwicklung in den folgenden Bereichen: *face recognition*, *voice recognition*, Cloud-Technologie, Robotik, Algorithmen für individualisierte Inhalte, *augmented reality*, Datenanalyse – und Datenintelligenz. Vieles in unserem Leben wird sich radikal weiterentwickeln. Beispielsweise wird autonomes Fahren durch massiv verbesserte Konnektivität und Datenintelligenz massiv zunehmen. Auch werden wir medizinische Durchbrüche erleben, ermöglicht durch substanzial verbesserte Datenanalyse. Komplet



**Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse**

«Ich erwarte insbesondere in der Medizin, in der Energiespeicherung und in der Materialwissenschaft oder Werkstofftechnik grosse Fortschritte. Dank Quantencomputern wird die Rechenleistung massiv zunehmen und damit auch alle Leistungen, die mit Digitalisierung, mit Computersimulationen oder mit künstlicher Intelligenz zusammenhängen. Neue Technologien werden helfen, die grossen Herausforderungen unserer immer stärker vernetzten Welt besser in den Griff zu bekommen. Wahrscheinlicher aber als Quantensprünge sind eine exponentielle Zunahme der Leistungsfähigkeit heutiger Technologien und eine exponentielle Abnahme der entsprechenden Kosten. Diese Entwicklungen werden ständig neue Kompetenzen erfordern und neue Berufsbilder hervorbringen; die Flexibilität und die Offenheit unseres liberalen Wirtschaftsystems wird sich dabei als grossen Vorteil für unser Land erweisen.»



**Prinz Maximilian von und zu Liechtenstein, CEO LGT Group**

«Ein mögliches Szenario für das nächste Jahrzehnt ist eine grüne Revolution und die Einführung einer neuen Geld- und Währungspolitik: Die Auswirkungen der Umweltverschmutzung werden sich weiter verschärfen. Die Klimaveränderung wird zu Hitzewellen, Dürrekatastrophen, Ernteaussfällen, Nahrungsmittelpreiserhöhungen, Sturmschäden und dem Verlust an Biodiversität führen. Daraus werden eine neue Welle grüner Politik, die Renaissance der Kernkraft und die Einführung von Umweltsteuern resultieren. Ausserdem werden steigende Budgetdefizite, die durch die Notenbanken finanziert werden müssen, ei-

nen massiven Inflationsschub bei den Leitwährungen auslösen und die Gründung einer neuen – von einer globalen Expertengruppe aus Europa, China und Japan lancierten und geführten – Kryptowährung begünstigen. Der positivste Quantensprung in den nächsten zehn Jahren könnte sein, dass endlich wirkungsvolle Massnahmen gegen den Klimawandel ergriffen werden.»



**Urs Rohner, Präsident Credit Suisse**

«Technologisch werden Quantencomputing und künstliche Intelligenz in diesem Jahrzehnt die Entwicklung weiter vorantreiben und Wirtschaft, Politik und Gesellschaft signifikant verändern. Der Megatrend schlechthin ist aber die Nachhaltigkeit, die auf ökonomischer, sozialer und ökologischer Ebene durchgreift und gleichzeitig den Gradmesser und den Antrieb des Fortschritts liefert. Akzeptiert wird schon bald nur noch, was die hinreichenden Kriterien nachhaltigen Wachstums erfüllt.»



**Urs Schaeppi, CEO Swisscom**

«Die Digitalisierung hat unser Leben im letzten Jahrzehnt sehr stark geprägt, Beispiele dafür sind die Umwälzungen etwa in der Reise- oder Medienbranche. Die Digitalisierung wird sehr rasch alle Arbeits- und Lebensbereiche durchdringen, das Tempo wird sich eher noch beschleunigen – Stichworte dazu sind *augmented reality* und das Internet der Dinge. Wichtige Basistechnologien dafür sind 5G im Mobilfunk und Glasfaser im Festnetz. Ein positiver Quantensprung gelingt uns nur, wenn wir zusammenstehen, um unser Land gemeinsam voranzubringen. Alle Exponenten in Wirtschaft und Politik sind gefordert, Innovationen zu fördern und mit einer offenen Haltung die besten Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Zukunft zu gestalten.»



**Martin Schmid, Ständerat Kanton Graubünden**

«Die hohe Schuldenquote der Staaten und vieler Unternehmen, die verantwortungslose Geldpolitik der Europäischen Zentralbank, der Handelskrieg zwischen den USA und China und das Verhalten der USA, welche sich im Nahen Osten und in Nordkorea sinnbildlich wie ein Kind am Benzinfass mit dem Streichholz verhalten, sowie der vielerorts herrschende Populismus und Protektionismus bieten zu Beginn dieser Dekade eine ungemütliche Ausgangslage. Ein positiver Quantensprung auf dem politischen Parkett wäre dann möglich, wenn sich die vernünftigen verbleibenden Staaten zu stärkerer Kooperation

verpflichten und damit als dritte Kraft die politische Ausrichtung Chinas und der USA beeinflussen. Positiv überraschen wird, dass der medizinische und technologische Fortschritt sich noch beschleunigen wird und sich die Menschen in einer in vielen Ländern rasant älter werdenden Gesellschaft als sehr anpassungsfähig zeigen werden.»



**J. Erik Fyrwald, CEO Syngenta**

«Als CEO eines Agrarunternehmens, das innovative Technologien und Lösungen für Landwirte auf der ganzen Welt entwickelt, hoffe ich sehr, dass die Zukunft von einem gemeinschaftlichen Handeln gegen den Klimawandel geprägt sein wird. Die Wirtschaft darf nicht länger als Problem gesehen werden, sondern muss noch stärker dazu beitragen, Teil der Lösung zu sein. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, Landwirte dabei zu unterstützen, die immer schneller wachsende Weltbevölkerung mit ausreichend nachhaltig und umweltschonend produzierten Lebensmitteln und Agrarprodukten zu versorgen.

Mit Blick auf die anhaltende Dürre in Australien, die massiven Überschwemmungen in den USA und die Temperaturrekorde in Europa im vergangenen Sommer wissen wir, mit welcher immensen Herausforderung die Landwirtschaft zu kämpfen haben wird. Mit den zunehmend extremen Wettergeschehnissen steigt auch die Zahl von Schädlingen und Krankheiten. Deshalb entwickeln wir unter anderem Saatgut und Produkte, die den Landwirten dabei helfen, trotz Klimawandel eine stabile Ernte einzuholen. Denn je grösser der Ertrag, desto weniger Agrarland wird benötigt, was die weltweite Wiederaufforstung fördert. Die Weltbevölkerung auf eine nachhaltige, gesunde Art und Weise zu ernähren, ist eine grosse Aufgabe. Als CEO der Syngenta-Gruppe werde ich mich weiterhin dafür einsetzen, dass wir innovative und umweltschonende Lösungen entwickeln und unseren Beitrag leisten, den Landwirten auf der ganzen Welt ein verlässlicher Partner im Kampf gegen den Klimawandel zu sein.»



**Christoph Franz, Präsident Roche**

«Der Fortschritt, vor allem in der Medizin, ist atemberaubend, und unser Wissen nimmt hier dank der Digitalisierung exponentiell zu. So werden wir die unglaublich komplexe menschliche Biologie immer besser verstehen und neue Ansätze für mehr Prävention, eine frühere Diagnose und individuelle Therapien für konkrete Menschen entwickeln können. Wir werden so das Leben vieler Menschen mit schweren Krankheiten deutlich erleichtern können. Ich bin auch sehr

optimistisch, dass es gelingen wird, vermehrt genetisch bedingte Krankheiten zu heilen, weitere Krebsarten zu besiegen sowie bei Hirnerkrankungen wie Alzheimer einen grossen Schritt voranzukommen.»



**Elisabeth Schneider-Schneiter, Nationalrätin Baselland**

«Fast alle aktuellen Technologien stehen in einem Digitalisierungsprozess und werden sich exponentiell entwickeln. Neue Energiesysteme, intelligente Mobilität, personalisierte Medizin, künstliche Intelligenz werden Teil einer rasanten digitalen Transformation sein. Zum Schutz der Daten, aber auch vor Massenüberwachung und Cyber-Angriffen braucht es kluge Systeme. Ich erwarte dazu einen Quantensprung in der Ver- und Entschlüsselungstechnologie – der Kryptologie. Die Schweiz wird mit ihrem starken Forschungs- und Innovationspotenzial hier weltweit eine zentrale Rolle übernehmen.»



**Kenneth Rogoff, Harvard-Ökonom**

«Die Wirtschaftswissenschaften haben sich grösstenteils mit der Idee abgefunden, dass das Tempo des wirtschaftlich bedeutsamen technologischen Fortschritts markant und permanent zurückgegangen ist, womöglich begünstigt durch die alternden Gesellschaften. Wenn das stimmt, dann werden sich für die absehbare Zukunft Wohlstandsgewinne aus Produktivitätsfortschritten nur noch langsam einstellen. Allerdings: Das Wachstum der Produktivität von einem Jahrzehnt zum nächsten ist extrem schwer vorherzusagen. Im 21. Jahrhundert gab es bereits beträchtliche Fortschritte bei der künstlichen Intelligenz; als Schachspieler halte ich die Fortschritte dank dem Computerprogramm «Alpha Zero» von Deep Mind für atemberaubend. Die Fortschritte in der Biotechnologie sind ebenso bemerkenswert. William Shockley hat den Transistor 1947 erfunden, aber es dauerte Jahrzehnte, bis dessen Vorzüge anerkannt waren. Man darf davon ausgehen, dass das wieder so sein wird.»



**Peter Voser, CEO ABB**

«Meiner Meinung nach werden insbesondere drei Themen weiter an Bedeutung gewinnen: Smarte und kollaborative Technologien, wachsende Autonomie im Transportwesen und Energiespeicher für erneuerbare Energien. Über alle Sektoren hinweg wird der Einsatz smarterer und kollaborativer Technologien zunehmen. Das sind etwa mobile Industrieroboter, die durch ihre Lernfähigkeit, Genauigkeit und Flexibilität bestechen werden. Mit Einführung des welt-

weit ersten vollständig kollaborativen Industrieroboters YuMi hat ABB auf diesem Feld im vergangenen Jahrzehnt Pionierarbeit geleistet. Kollaborative Roboter übernehmen repetitive, filigrane oder gefährliche Aufgaben und können ohne weitere Schutzvorrichtungen Hand in Hand mit Menschen zusammenarbeiten.

Wir bei ABB erwarten, dass diese neuen Technologien im jetzt angebrochenen Jahrzehnt weiter an Akzeptanz gewinnen werden. Das Transportwesen wird von wachsender Autonomie geprägt sein. Das betrifft in erster Linie Kraftfahrzeuge vom PKW bis zum LKW. Sie werden zunehmend mit Technologien ausgestattet sein, um autonom fahren zu können. Gleiches gilt aber auch für andere Transportmittel, beispielsweise Fähren. Zur Erprobung dieser Technologien ermöglichte ABB im Hafen von Helsinki die weltweit erste Fahrt mit einer ferngesteuerten Passagierfähre. Mit Hilfe dieser Technologien, die Elemente der künstlichen Intelligenz einsetzen, lassen sich sowohl die Effizienz als auch die Sicherheit der Verkehrsmittel steigern.

Schliesslich wird eine Technologie wichtiger werden, die das fehlende Puzzleteil beim Übergang von fossilen Brennstoffen auf erneuerbare Energien darstellt: die Energiespeicherung. Damit können Versorgungsspitzen genauso wie -engpässe flexibel ausgeglichen werden. ABB ist hier bereits mit der Entwicklung von Batteriesystemen aktiv und hat marktführende Lösungen zum Energiemanagement entwickelt. Diese Themen werden auch beim Gipfeltreffen des Weltwirtschaftsforums in Davos eine grosse Rolle spielen – und ebenso in der nun angebrochenen Dekade.»



**Thomas Klühr, CEO Swiss International Air Lines**

«Das nächste Jahrzehnt steht klar im Zeichen des Umweltschutzes, auch im Luftverkehr. Dabei wird die Förderung von synthetischem, praktisch CO<sub>2</sub>-neutralem Treibstoff im Vordergrund stehen. Der grosse Vorteil von synthetischem Treibstoff ist, dass man ihn bei den heutigen modernen Flugzeugen einsetzen kann. Zudem muss die Technologie, die dahintersteckt, nicht neu erfunden werden. Was fehlt, ist die Skalierung, um synthetischen Treibstoff in grossen Mengen zu produzieren. Da muss jetzt investiert werden. Wir brauchen deshalb einen Schulterchluss von Industrie, Politik und Wissenschaft. Hier wünschen wir uns mehr Tempo, ich bin aber überzeugt, dass die Entwicklung schnell voranschreiten wird – innerhalb eines Jahrzehnts.»

Umfrage: Florian Schwab



# Trump, Thunberg, Lagarde

Dieses Jahr findet das World Economic Forum (WEF) in Davos zum 50. Mal statt. Wer sind die wichtigsten Teilnehmer und wer die grossen Abwesenden? Ein «who is who» in sechs Punkten. *Von Florian Schwab*

**1 — Kommt Trump?** Diese Frage hielt in den letzten Wochen nicht nur das WEF-Hauptquartier am Genfersee in Atem. Schliesslich hatte der Präsident letztes Jahr aufgrund des Budgetstreits kurzfristig seine Teilnahme absagen müssen. Am 1. Januar 2020 gab das Weisse Haus dann die Davos-Delegation bekannt – ohne Donald Trump. Als Leiter der amerikanischen Abordnung kommunizierte es den Namen von Finanzminister Steven Mnuchin. Eine Woche später kündigte eine Sprecherin dann an: Trump kommt doch! Aber letzte Fragezeichen verbleiben. Wie CNN berichtete, könnte die Reise aufgrund der für nächste Woche erwarteten Impeachment-Verhandlungen im Senat doch noch abgesagt werden. Ob Trump am Ende in die Schweizer Berge reist oder nicht: Mit seinem Eingreifen im Mittlere Osten und der Entspannung im Handelsstreit mit China hat er die thematische Agenda für Davos 2020 gesetzt. Seit langem als Teilnehmer bekannt sind Trumps Tochter Ivanka und ihr Mann Jared Kushner.

**2 — EU vollzählig.** Die neue EU-Führungsspitze rückt in Bataillonsstärke an: Christine Lagarde, die Präsidentin der Europäischen Zentralbank, reist ebenso nach Davos wie die neue Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen

Auf der Teilnehmerliste figurieren keine Vertreter des Mullah-Regimes mehr.

und ihre beiden Stellvertreter Frans Timmermans («Exekutiv-Vizepräsident für einen Europäischen Green Deal») und Valdis Dombrovskis («Exekutiv-Vizepräsident für eine Wirtschaft im Dienste der Menschen»). Zum Vergleich: Letztes Jahr waren weder Mario Draghi noch Jean-Claude Juncker mit von der Partie. Das europäische Bild wird 2020 abgerundet durch den Präsidenten des EU-Parlaments, David-Maria Sassi, und den Präsidenten der Eurogruppe, also der Staaten mit der Gemeinschaftswährung, den portugiesischen Finanzminister Mário Centeno. Die prominentesten Regierungschefs aus der EU unter den Teilnehmern sind Angela Merkel und Sebastian Kurz.

**3 — «Big Names» aus dem Silicon Valley.** Von den globalen Internetmultis hat sich viel Prominenz angekündigt: Der Chef des Google-Mutterkonzerns, Sundar Pichai, wird ebenso teilnehmen wie Microsoft-CEO Satya Nadella,



Agenda gesetzt: Donald Trump, Tochter Ivanka.



Fester Platz: Aktivistin Thunberg.



Bataillonsstärke: EZB-Chefin Lagarde.

Apple-Chef Tim Cook und Facebook-CEO Sheryl Sandberg. Von den «Big Five» fehlt eigentlich nur Amazon-Chef Jeff Bezos. Dafür haben sich Salesforce-Präsident Marc Benioff und Uber-CEO Dara Khosrowshahi angekündigt.

**4 — Schweizer Grossaufgebot.** Nebst fast allen CEOs der SMI-Unternehmen tritt auch die Schweizer Politik und Verwaltung gross in Erscheinung. Alle sieben Bundesräte kommen nach Davos, dazu Bundeskanzler Walter Thurnherr und die Staatssekretäre Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch (Wirtschaft), Daniela Stoffel (internationale Finanzfragen), Martina Hirayama (Bildung, Forschung und Innovation) und Roberto Balzaretto (Aussenpolitik). Optimisten hoffen auf klärende Gespräche mit der EU in Sachen Rahmenabkommen und mit den USA in Sachen Freihandel – der US-Handelsbeauftragte Robert Lighthizer reist im Tross von Trump.

**5 — Greta's Mission.** Letztes Jahr hatte die schwedische Klimaaktivistin in Davos öffentlichkeitswirksam im Zelt übernachtet. Ob sie das auch dieses Jahr wieder tun wird, ist noch nicht klar. Auf jeden Fall hat sie sich einen festen Platz im Konferenzprogramm gesichert. Dieses kündigt derzeit drei offizielle Greta-Auftritte an. Über das Thema «Die Klimakatastrophe vermeiden» wird sie unter anderem mit Allianz-Chef Oliver Bäte diskutieren.

**6 — Die Abwesenden.** Noch vor wenigen Tagen hiess es, der Iran werde durch Aussenminister Mohammed Dschawad Sarif oder Präsident Hassan Rohani vertreten. Das ist nicht mehr aktuell. Weniger als eine Woche vor dem Anlass figurieren keine Vertreter des Mullah-Regimes mehr auf der Teilnehmerliste. Zu einem Gipfeltreffen Trump-Rohani, auf das manche Medien bereits spekuliert hatten, wird es damit nicht kommen. Auch China ist etwas weniger präsent als auch schon. Im Jahr 2017 kam Präsident Xi Jinping nach Davos, letztes Jahr Vizepräsident Wang Qishan. Für 2020 bereits angemeldet war Brasiliens Präsident Jair Bolsonaro. Er sagte vor wenigen Tagen ab und liess als Begründung unter anderem auf die «Sicherheitslage» verweisen. Was er damit meinte, bleibt sein Geheimnis. Schon länger auf Abwesenheit setzt Grossbritannien. Boris Johnson liess bereits im Dezember verlauten, er kümmere sich lieber um den Brexit und die nationale Gesundheitsversorgung. Nicht angemeldet ist momentan auch Frankreichs Emmanuel Macron. ○

# «Träum weiter, Brüssel»

Star-Historiker Niall Ferguson über die Brennpunkte des Jahres, den kontroversesten Besucher von Davos und den Grund, warum er nicht mit Greta Thunberg auf einem Podium sitzen möchte. *Von Florian Schwab*

Immer in der Luft unterwegs, zwischen den USA, Asien und Europa: Das ist Niall Ferguson, der aus Schottland stammende Historiker, derzeit Forscher an der konservativen Hoover Institution der Universität Stanford. Ferguson ist Autor zahlreicher Bücher, unter anderem einer vielbeachteten Biografie von Henry Kissinger. Wir erreichen ihn am Flughafen von Taipeh kurz vor dem Heimflug nach Kalifornien. Nächste Woche kommt Ferguson ans WEF nach Davos.

**Die Davos-Gänger erleben einen spektakulären Jahresanfang: die Lage im Iran, die Buschbrände in Australien, das Impeachment in den USA und der Brexit vor der Türe...**

2020 hat mit einem Knall begonnen. Ich schaue besonders auf zwei Trends: erstens auf den «unleashed Trump», den entfesselten US-Präsidenten. Zu Beginn seiner Amtszeit war er von Leuten wie Jim Mattis und H. R. McMaster umringt. Das ist jetzt weniger der Fall, und wir erleben deswegen mehr von seinem charakteristischen «Don-Corleone-Stil» in der Aussenpolitik. Das zweite Phänomen sind radikale Jugendbewegungen, die sich aus dem Klimawandel und Zukunftsthemen speisen. Sie treiben die Jugend eher nach links. Weil Bernie Sanders diesen Trend anzapft, stehen seine Chancen auf die Nominierung bei den Demokraten viel besser, als die meisten Leute meinen.

**In Davos treffen die Exponenten beider Trends aufeinander: Trump kommt. Greta Thunberg kommt auch.**

Die Leute, die nach Davos gehen, identifizieren sich eher mit Greta als mit Trump. Die Geschäftswelt beidseits des Atlantiks ist derzeit durch die Environment Social Governance (ESG) elektrisiert – der Ökologie, dem Sozialen und der guten Unternehmensführung verpflichtet. Das ist nicht die Agenda von Donald Trump. Aber es ist wahrscheinlicher, dass er wiedergewählt wird als dass er es nicht wird. Zumindest in den USA dürfte das Pendel erst in vier Jahren nach links schwingen. Insofern bewegen sich die Davos-Teilnehmer abseits der realen Welt, in welcher der nationalkonservative Trend bei weitem nicht am Ende ist. Das hat man vor einem Monat auch bei den Wahlen in Grossbritannien gesehen. Kurzfristig behalten die nationalkonservativen Kräfte die Oberhand.

**Wie sieht es längerfristig aus?**

Wenn ich die Demografie ansehe, dann gehe ich davon aus, dass der Trend in den nächsten zehn Jahren in den meisten Industrieländern nach links gehen wird.

**Was halten Sie von Greta Thunberg?**

Sie sollte ihre Rhetorik in Peking entfalten, nicht in New York oder in europäischen Städten. 57 Prozent der zusätzlichen CO<sub>2</sub>-Emissionen seit 2007 haben ihren Ursprung in China, 19 Prozent in Indien und der Rest im Mittleren Osten. Greta Thunberg spricht zum falschen Publikum und nimmt die falschen Politiker ins Visier. Ich versuche, nicht mit ihr auf einem Podium zu landen. Ich will nicht die konservative Hassfigur sein, während alle Greta bejubeln.

**Trump hat erst in letzter Minute entschieden, nach Davos zu reisen. Warum kommt er, obwohl er ideologisch recht isoliert dastehen wird?**

Trump war für Geschäftsleute und Investoren fantastisch. Vielleicht mögen sie seinen persönlichen Stil nicht, aber sie können nicht behaupten, er sei schlecht fürs Ge-

---

**«Greta Thunberg nimmt die falschen Politiker ins Visier.»**

---

schäft gewesen. Aus Investorensicht hat er viel mehr erreicht als europäische Regierungen. Vermutlich ist es verlockend, zu kommen und die Leute daran zu erinnern, dass sie dank ihm auf einer Erfolgswelle reiten und nicht etwa dank eines grünen Deals. Trump ist sicher jemand, der die Anerkennung und den Applaus der Business-Elite sucht.

**Sie betiteln Trumps Politik gerne als «Don-Corleone-Politik», nach der Mafiafilm-Trilogie «Der Pate». Ist es gut, wenn eine Supermacht nach Mafia-Prinzipien regiert wird?**

Offensichtlich stehen Trump und die Leute aus seinem Umfeld unter einem gewissen Einfluss der «Pate»-Filme. Ich habe darüber sogar einmal etwas geschrieben. Nehmen wir die Tötung Soleimanis: Sie folgte dem Corleone-Drehbuch. Das war ein Statement, um die eigene Dominanz unter Beweis zu stellen. Und zwar nicht, weil Trump den Dritten Weltkrieg lostreten will, wie das viele linke Kommentatoren meinen, sondern, weil er den Iranern

zeigen will, wer der *capo di tutti i capi* ist. In der Innenpolitik will man keinen Don Corleone, aber in der Aussenpolitik kann man das durchaus befürworten. Die Aussenpolitik ist ein ungemütliches Pflaster. Das, was die Chinesen einen «finsteren Wald» nennen.

**Hat sich der Militärschlag gelohnt?**

Mir scheint, dass der Iran als Staat in die Knie geht. Das Land ist im Griff ernsthafter innerer Unruhen und einer wirtschaftlichen Krise. Gut möglich, dass «Don Corleone» derjenige ist, der zuletzt lacht. Es ist vorstellbar, dass der Iran unter dem jetzigen Druck zerfällt.

**Vor seiner Wahl hat Trump versprochen, Amerika wieder gross zu machen. Erleben wir momentan tatsächlich die Wiedergeburt der Supermacht Amerika?**

Wenn man die konkreten Ergebnisse ansieht und nicht den Twitter-Feed, dann ist das kein hundertprozentiger Erfolg. In Nordkorea hat Trumps Methode bislang nichts gefruchtet. Auch ist es möglich, dass der Irak in einen Bürgerkrieg abrutscht. Im Mittleren Osten war Russland bis zuletzt tonangebend. Und die Kraftprobe mit China ist keineswegs ausgestanden. Trump hat noch einen ziemlich weiten Weg vor sich, bevor man sagen kann, er habe die Weltmacht USA nach den schwierigen letzten Jahren der Bush-Präsidentschaft und der beiden Obama-Amtszeiten wiederbelebt. Schon heute ist aber klar: In Bezug auf Europa hat Trump die wichtigste Auseinandersetzung gewonnen, nämlich in der Nato-Frage. Die Europäer haben eingesehen, dass sie zu wenig beigetragen und die USA übervorteilt haben. Wenn Präsident Macron sagt, die Nato sei hirntot, dann echot er Trump.

**Wie sieht Ihre Analyse für den Fall aus, dass Trump – wie Sie annehmen – wiedergewählt wird?**

Dann neige ich dazu, auf die USA zu setzen. Auf der Gegenseite sehe ich eigentlich nur Schwäche. Der Iran steht sehr schwach da, und auch China hat viel grössere Probleme, als man dies im Westen wahrnimmt. Ich habe vor vier Jahren meine Lektion gelernt: nicht gegen Trump wetten.

**Sprechen wir über Europa. Grossbritannien verlässt die EU Ende Monat. Wie beurteilen Sie Boris Johnson?**

Viele haben seine Fähigkeit unterschätzt, bei den Wahlen im Dezember einen grossen Sieg einzufahren. Genau das hat er getan





«Mehr *«Don-Corleone-Stil»*»: Stanford-Forscher Ferguson.

und sich damit in eine viel bessere Ausgangslage versetzt als Theresa May zuvor. Klar, nach der Scheidung gibt es schwierige Verhandlungen über die zukünftigen Beziehung zwischen Brüssel und London. Aber man darf Johnson nicht unterschätzen. Die Berufung von Dominic Cummings als Chefberater war sehr gut. Der Mann ist brilliant! Er hat Johnson geholfen, die Wahl zu gewinnen, und er wird ihm dabei helfen, die britische Regierung und Wirtschaft zu revitalisieren.

**Sind Sie zuversichtlich für Brexit-Britannien?**

Ich war 2016 gegen den EU-Austritt. Nach der Niederlage im Referendum sagte ich:

«Jetzt müssen wir schauen, dass er funktioniert.» Die Aussichten, dass er das tun wird, sind recht gut. Man spürt ein grosses Selbstvertrauen in der Frage, wo Grossbritannien politisch und wirtschaftlich hinwill. Und das Land hat sein politisches Problem gelöst. Es ist Jeremy Corbyn als Gefahr los, es ist einen «No deal»-Brexit als Gefahr los, und es ist auch ein «Remain» als Gefahr los: Es gibt kein zweites Referendum. Die Europäer wären verrückt, wenn sie es Grossbritannien jetzt besonders schwer machen würden.

**Warum?**

Sie haben ihre eigenen Probleme zu lösen, die nichts mit dem Brexit zu tun haben:

Europa verliert an Selbstvertrauen. Es hat keine guten Antworten auf drängende Fragen. In der Sicherheitspolitik ist keinesfalls ausgemacht, dass Europa auch ohne die USA kann, sollten diese die Nato hängenlassen. Und dann die Migration. Es ist offensichtlich, dass dieses Thema schon bald mit Macht zurückkehren wird.

**Trotzdem tönt Brüssel bislang eher dogmatisch: Grossbritannien solle weiterhin die Regeln des Binnenmarkts erfüllen, hört man.**

Leider gibt es diese Erwartung, dass sich Grossbritannien auch nach dem Brexit der EU-Regulierung unterzuordnen habe. Dazu sage ich: «Träum weiter, Brüssel, das wird nicht passieren. Findet euch mit der Wirklichkeit ab!» Die EU muss sich irgendwann der neuen Situation anpassen. Das wird sie auch tun, sobald sie merkt, dass sich Grossbritannien nicht mehr so leicht überfahren lässt wie unter Johnsons Vorgängerin. Theresa May war auch deshalb als Premierministerin erfolglos, weil sie eine schlechte Verhandlerin war. Ich hoffe, dass es rasch ein Freihandelsabkommen gibt.

**Ist das realistisch bis Ende Jahr, wie es Johnson anstrebt?**

Solche Verhandlungen, sei es mit der EU oder mit den USA, sind hochkomplex. Sie abzuschliessen, wird dieses Jahr nicht gelingen. Aber man kann vielleicht einen «Phase one»-Deal erreichen, um einen Ausdruck von Trump zu borgen.

**Was sagen Sie zum «Green Deal» der neuen EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen?**

Ein sicheres Mittel, um das Wirtschaftswachstum in der Euro-Zone zu senken. Der eigenen Industrie solche Beschränkungen aufzuerlegen, ist Selbstverstümmelung, solange die grossen Verursacher von Treibhausgasen – China und Indien – ihr Verhalten nicht ändern.

**Grossbritannien verlässt die EU, Angela Merkel bereitet sich auf ihren Abschied vor, und Emmanuel Macron ist daheim stark gefordert. Wer hat die Macht in der EU?**

Die Macht ist von Berlin weggerutscht. Als ich das letzte Mal in Europa war, ging man allgemein davon aus, dass man sie nun eher in Paris bei Monsieur Macron finden würde. Aber dieser musste jetzt bei seiner Rentenreform nachgeben – so mächtig sieht das nicht aus. Die Wahrheit ist: Es gibt kein Machtzentrum mehr in Europa. Europas Problem ist vielmehr ein Machtvakuum. Das wird dieses Jahr sehr deutlich werden. Wir sind fast wieder am Punkt der alten Henry-Kissinger-Frage: Wen rufe ich an, wenn ich mit Europa sprechen möchte? Die Antwort lautet heute wohl: Keine Ahnung.



«Die Wirtschaft mit unserem Planeten in Einklang bringen»: EZB-Präsidentin Lagarde (l.), EU-Kommissions-Präsidentin von der Leyen.

## Europas grüner Zentralstaat

Angela Merkel hat abgedankt, und die Briten verabschieden sich aus Europa. Jetzt wird die Agenda in Paris geschrieben. Der neuen EZB-Präsidentin Christine Lagarde kommt die Rolle zu, den planwirtschaftlichen Green Deal von Kommissionschefin Ursula von der Leyen zu finanzieren. *Von Roland Tichy*

Die Europäische Union unter Ursula von der Leyen und die Europäische Zentralbank (EZB) mit Christine Lagarde wollen noch mehr Macht – das Mittel der Wahl ist die Klimapolitik, mit der Europas Wirtschaft umgebaut werden soll. Grosse Worte zu den grossen Plänen: Der Klimaplan sei «Europas Mann-auf-dem-Mond-Moment», so Ursula von der Leyen.

Ehe man Männer auf den Mond bringt und auch wieder zurück, sind allerdings bodenständigere Fragen zu klären: Wie bringt man Männer auf Berge und wieder herunter? Diese Frage stellt sich das Gebirgsjäger-Bataillon in Mittenwald, Oberbayern, die alpine Spezialeinheit der Bundeswehr. Für die Soldaten gibt es nicht genügend Ski. Deshalb ist nur die Hälfte der Mannschaften zur Übung mit den österreichischen Nato-Partnern einsatzfähig. Die andere Hälfte stapft in Schneeschuhen hinterher.

Ehe Ursula von der Leyen EU-Kommissions-Präsidentin wurde, war sie für fünf Jahre deutsche Verteidigungsministerin, Inhaberin der

Befehls- und Kommandogewalt einer der zahlenmässig stärksten Armeen Mitteleuropas und war ganz weit unten in der Befehlskette auch für die Anschaffung von Ski für Mittenwald zuständig. Über 600 Millionen Euro hat sie in Beraterhonorare zur Optimierung der Beschaffung investiert, davon regnete ein Dutzend Millionen ausgerechnet auf jene Berater-Plantage, in der ihr eigener Sohn die Ernte einfährt. Kein Wunder, dass es für Ski nicht gereicht hat. Ursula von der Leyen muss sich sogar einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss stellen, der den Verbleib der Millionen klären will – allerdings konnte sie sich dem durch die Ernennung zur EU-Kommissions-Präsidentin entziehen.

### Dröhnende Rhetorik

In der EU gilt das Paternoster-Prinzip: Wer versagt und für die übersichtliche nationale Politik als untauglich empfunden wird, wird «nach Europa befördert». Das gilt auch für Christine Lagarde. Die ehemalige französische

Finanzministerin habe in der Affäre um die Veruntreuung von Steuergeldern in Zusammenhang mit dem Geschäftsmann Bernard Tapie fahrlässig gehandelt, urteilt ein Pariser Gericht. Die zu diesem Zeitpunkt als Chefin des Internationalen Währungsfonds (IWF) fortgelobte Politikerin blieb straffrei; keine Regel des IWF untersagte ihre Betätigung. Jetzt wurde sie zur EZB-Präsidentin ernannt – für eine Juristin eine bemerkenswerte Karriere; bislang war der Job der Währungshüter geldpolitischen Experten vorbehalten.

Ursula von der Leyen und Christine Lagarde profitieren beide davon, dass Jobs auf internationalen, übernationalen Ebenen den Regelungen, Kontrollen und Nachstellungen entzogen sind, wie sie auf Ebene rechtsstaatlicher Staaten überall gang und gäbe sind, die viele und wirkliche Möglichkeiten der Machtkontrolle entwickelt haben. Und noch etwas verbindet die beiden europäischen Spitzenpolitikerinnen: Beide wurden nicht gewählt, sondern ernannt.



Das ist bei Lagarde als Zentralbankpräsidentin nicht ungewöhnlich, bei Ursula von der Leyen aber ein glatter Bruch: Durften doch die EU-Bürger mit grossem Pomp im vergangenen Frühjahr ein sogenanntes EU-Parlament wählen, das aus seiner Mitte den EU-Kommissions-Präsidenten bestimmen sollte. Daraus wurde nichts, weil die Staats- und Regierungschefs mit Ursula von der Leyen dem Parlament dieses Recht entrissen haben. So geht Demokratie auf Europäisch. Beide sind Vertreterinnen einer neuen Politik: der von übernationalen Institutionen, die den Wählern und Regelungen der Demokratie enthoben sind. Und so verpacken beide, Christine Lagarde wie Ursula von der Leyen, ihre Pläne mit grösstmöglichen Schleifen, glitzerndem Papier und dröhnender Rhetorik: Ziel sei es, «die Wirtschaft mit unserem Planeten in Einklang zu bringen» und dafür zu sorgen, dass die Wirtschaft «für die Menschen arbeitet». In dieser Hinsicht könne der Green Deal auch zu Europas neuer Wachstumsstrategie werden.

Europa wolle bei klimafreundlichen Industrien und sauberen Technologien eine Vorreiterrolle einnehmen: «Ich bin überzeugt, dass das alte Wachstumsmodell, das auf fossilen Brennstoffen und Umweltverschmutzung basiert, veraltet ist und nicht mehr den Bedürfnissen auf unserem Planeten entspricht.» An die Stelle einer Politik für Bürger, Wähler oder wenigstens Menschen treten eine planetarische Dimension, die sich kleinlicher Beurteilung entzieht, und ein Plan, den sie monströs einen «Green Deal» nennt. Der allerdings wirkt dann ganz irdisch. Die EU will bis 2050 netto null Treibhausgasemissionen erreichen. Das geht nicht ohne tiefe Eingriffe in Energieerzeugung und Verbrauch und nicht ohne Verkopplung der Sektoren Verkehr, Haushalte, Industrie. Im März 2020 wird auch ein neuer Aktionsplan für die Kreislaufwirtschaft als Teil einer umfassenderen Industriestrategie der EU vorgelegt. Dazu gehöre eine nachhaltige Produktionspolitik mit «Vorschriften, wie wir Dinge herstellen».

Kohlenstoffintensive Wirtschaftszweige wie die Stahl-, Zement- und Textilindustrie werden im Rahmen des neuen Kreislaufwirtschaftsplans ebenfalls bedacht. Ein Hauptziel ist die Vorbereitung auf eine «saubere Stahlerzeugung» mit Wasserstoff bis 2030. Bis 2050 soll eine «schadstofffreie Umwelt» erreicht sein mittels einer Chemie-Strategie für eine «giftfreie Umwelt». Eine neue Landwirtschaftsstrategie, die im Frühjahr 2020 vorgelegt werden soll, zielt auf ein «grünes und gesünderes» Agrarsystem ab und auf das Ende der bislang auf Maximierung der Ernte ausgerichteten Landwirtschaft. Der Automobilsektor steht erneut im Fadenkreuz der Kommission. Das derzeitige Ziel ist es, bis 2021 Ausstösse von 95 Gramm CO<sub>2</sub> pro Kilometer zu erreichen. Nun müsse man aber am Ziel «null Gramm» arbeiten, sagte ein EU-Beamter. Dies werde für «irgendwann in den 2030er Jahren» angepeilt.

Selbst der EU-Kommission ist klar, dass dies zu gewaltigen Umbrüchen, sprich: Arbeitslosigkeit und Strukturveränderungen in den grossen Industrie- und bisherigen Wachstumsregionen führen wird. Damit aber «niemand im Stich gelassen» wird, will die Kommission einen Mechanismus für eine «gerechte Energiewende» einrichten. Damit würden Regionen unterstützt, die heute am meisten von fossilen Brennstoffen und der Kohleförderung abhängig sind. «Wir haben das Ziel, 100 Milliarden Euro zu mobili-

---

## Es sind am Ende gewaltige Summen, die bewegt werden.

---

sieren, die genau auf die am stärksten gefährdeten Regionen und Sektoren ausgerichtet sind», sagte von der Leyen bei der Vorstellung des Green Deal. Die EU nimmt, aber sie gibt auch an jene, die sie für bedürftig erachtet, und verlängert ihren Arm bis in die kleinste Hütte.

Es sind am Ende gewaltige Summen, die bewegt werden. Auf 1000 Milliarden Euro Investitionen lautet der neueste Plan fürs nächste Jahrzehnt. Wo sollen sie herkommen? Zum Teil aus bestehenden Budgets, aber vor allem kommt nun Christine Lagarde ins Spiel.

Anfangs hatten Beobachter gehofft, die neue EZB-Präsidentin Christine Lagarde werde die expansive Politik ihres Vorgängers Mario Draghi umstossen. Immerhin sprach sie in Frankfurt zunächst von einer Überprüfung der Nebenwirkungen der bisherigen Null- und Negativzinspolitik. Aber es sollte schnell anders kommen: Lagarde will die Geldpolitik auf «Klimawandel, Umweltschutz und Nachhaltigkeit als zusätzliche Kernaufgaben» ausrichten. Die Überprüfung der bisherigen EZB-Politik ist schon vorbei, noch ehe sie begonnen hat.

Damit verabschiedet sich die EZB von der strikt nur auf Geldwertstabilität ausgerichteten, ebenso einzigen wie heiligen Aufgabe der Zentralbank. Die Behandlung des Klimawandels sei von «missionskritischer Bedeutung», sagt Lagarde. «Klima statt Geld» lautet also die Mission. Es ist eine maximale Machtausweitung: Mit dem Einstieg in die Klimapolitik allerdings wird die EZB früher oder später direkte Industriepolitik betreiben. Nur wer ihr genehme Investitionen tätigt, erhält Kredit, so die vereinfachte Formel. Green Bonds haben zur Konsequenz, dass sie andere, politisch nicht genehme oder innovative Investitionsentscheidungen verdrängen sollen. Die EZB wird zur neuen Planwirtschaftsbehörde.

Die EZB übernimmt damit begeistert die Rolle eines EU-Wirtschaftsministeriums, das den Nationalstaaten übergeordnet ist und die Euro-Länder am Zügel führt. Letztlich ist sie die Finanzbehörde zur Ausgestaltung des Green Deal von Ursula von der Leyen. In der bundesdeutschen Debatte wird, klug von oben

gelenkt, diese Politik in den Medien vorbereitet. In einem langen, ausufernden Artikel begründete die früher liberale und kritische *Zeit*, warum Geld keinen Wert besitze. Rechtzeitig Geld zu drucken, sei der eigentliche Wachstumshebel einer Volkswirtschaft. Jede materielle Fundierung einer Währung sei von Übel – da die Menschen kauften, wenn sie Geld haben, müsse nur gedruckt werden, um Nachfrage zu stimulieren. Und der Green Deal sei der ideale Anlass, Beschränkungen der Geldmenge endgültig fallenzulassen. Es entstehe doch nur Gutes damit: «Wertloses Papier verwandelt sich in wertvolle Dinge», und: «Damit sich Papiergeld in neue Produkte verwandeln und auf diese Weise neue Werte schaffen kann, benötigt es einen Transformator, eine schöpferische Kraft.»

## Macrons Schachspiel

Damit sind die Elemente einer neuen europäischen Wirtschafts- und Währungspolitik beieinander. Analytisch liegen sie nahe am französischen Wirtschaftsverständnis: Frankreichs merkantilistischer Ansatz steht in der Nachkriegszeit im Gegensatz zum eher angelsächsisch beeinflussten deutschen Modell der sozialen Marktwirtschaft eines Ludwig Erhard. Das ist kein Zufall: Angela Merkel als Vertreterin des marktwirtschaftlichen Kurses hat abgedankt, Grossbritannien sich buchstäblich verabschiedet. Die Besetzung von EZB und EU-Kommission war im Wesentlichen das personale Schachspiel von Emmanuel Macron, von Merkel willenlos abgenickt. Aus der früheren Achse Bonn–Paris–London ist ein Schwerpunkt in Paris entstanden, weil Berlin nicht die Gestaltungskraft des früheren Bonn mehr ausübt. Die EU plant zukünftig zentral von oben und aus Brüssel; Unternehmen, Konsumenten, Bürger und Wähler haben nachzuvollziehen, was ihnen von Kommission und Währungsbehörde vorgeschrieben wird. Das Chaos des Marktes weicht endlich der klugen Vorgabe einer zentralen Planbehörde für 500 Millionen Menschen. Nicht mehr Wähler bestimmen den Kurs, sondern Expertenräte.

Das führt zu dem ganz eigenen Politikverständnis der europäischen Eliten, das demjenigen sozialistisch-leninistischer Prägung erstaunlich weitgehend entspricht: Wissen und Weitsicht sind an der Spitze gebündelt; Macht wird exekutiert zum Wohl der Menschen, die guten Willens sind und dabei zumindest nicht stören. Grosse Projekte werden verabschiedet, Zweifel an ihrer Umsetzbarkeit bestehen nicht. Grosse Projekte scheitern ja nicht auf der Konzeptionsebene, sondern nur auf der Ebene der nüchternen Umsetzbarkeit – wie etwas bei fehlenden Ski. Aber von derlei Erfahrung ist die Spitze abgekoppelt. Mittenwald ist ein Kaff in den Bergen.

Roland Tichy ist Vorsitzender der Ludwig-Erhard-Stiftung und Herausgeber des Internetmagazins und der Monatszeitschrift «Tichys Einblick».

# Kehrt der Zins zurück?

Seit der Finanzkrise haben die Zentralbanken einen gewaltigen Einfluss auf die Wirtschaft gewonnen, aber jetzt ist die Nullzinspolitik allmählich ausgereizt. Wichtiger wird jetzt die Produktivität der Unternehmen. *Von Barry Eichengreen*

Seit der Finanzkrise dominieren Zentralbanken die Wirtschaftsnachrichten. Sie reagierten auf die Krise mit noch nie dagewesenen Eingriffen: Sie retteten Banken, weiteten Bilanzsummen aus und drückten die Zinsen auf unter null. Während andere Behörden und Regierungsvertreter zu handeln zögerten, wurden die Zentralbanken zum *only game in town*. Als die Steuerpolitik sich zur Austerität hin entwickelte, wurden sie als «Politikgestalter der letzten Instanz» gezwungen zu handeln. Sie seien der Grund, warum Vermögenswerte wie Aktien so teuer und Zinsen so tief seien, heisst es. Schlaue Investoren haben gelernt, jede Bewegung ihrer Zentralbank genau zu beobachten und sich in deren finanziellem Windschatten zu bewegen.

Das gilt nicht mehr für 2020. Erstmals seit langem wird keine der führenden Zentralbanken bedeutende währungspolitische Eingriffe vornehmen. Da sich in den USA die Inflation um die 2 Prozent herum bewegt und die Wirtschaftsentwicklung stabil ist, hält sich das Fed voraussichtlich zurück. Die Europäische Zentralbank hat in der zweiten Hälfte des letzten Jahres bereits ihr quantitatives Lockerungsprogramm intensiviert. Nun, da es aussieht, als stabilisiere sich das Wachstum im Euro-Raum, gibt es für sie keinen Grund zur Panik, sie kann ihren Kurs einfach beibehalten. Die Bank of Japan wird weiter das tun, was sie bisher getan hat, nämlich alles aufkaufen, was sich bewegt. Und weil die Unsicherheit darüber, ob der Brexit stattfinden wird, nun überwunden ist, ist es unwahrscheinlich, dass die britische Wirtschaft abrutscht. Deshalb wird die Bank of England erst einmal gar nichts unternehmen.

«Zurückhaltung» lautet meine Prognose für die Währungspolitik des Jahres 2020. Wie aber wird sich das auf Finanzmärkte, Zinsen und die Weltwirtschaft auswirken?

Die Zinsen werden tief bleiben, weil ihr gegenwärtiger Tiefstand das Ergebnis sehr langfristiger Entwicklungen ist, bei denen die Zentralbanken tatsächlich kaum eine Rolle spielten. Dass die Zinsen in den hochentwickelten Ländern zurzeit tief unter dem Niveau liegen, das man in diesem Stadium des Konjunkturzyklus erwarten würde, ist nicht nur eine Folge der globalen Finanzkrise. Diese Abwärtsbewegung setzte vielmehr bereits in den achtziger Jahren ein. Wirtschaftswissenschaftliche Modelle deuten darauf hin, dass sie demografische Entwicklungen widerspiegelt: die Überalterung der Bevölkerung und die langsamere Zunahme von Arbeitskräften. Sie ist auch eine



## *Der Handelskrieg hält die Produktivität in Schach.*

Folge der umfangreichen, weltweit angesparten Gelder dank Wachstumsmärkten wie China im Zusammenspiel mit tieferen Investitionen, da der relative Preis von Produktionsgütern sinkt und sich die Aktivitäten verlagern: weg von der kapitalintensiven Schwerindustrie, hin zu viel weniger kapitalintensiven Dienstleistungen und Hightech. Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass sich irgendwelche dieser langfristigen Entwicklungen 2020 ändern werden. Und keine wird durch Zentralbanken wesentlich beeinflusst.

Könnten die Zinsen durch eine plötzliche Inflation in die Höhe getrieben werden? Kein Modell der führenden Zentralbanken sagt so etwas voraus; allerdings wird die Frage damit nicht wirklich beantwortet. Um sie wirklich beantworten zu können, müsste man meiner Meinung nach wissen, ob die Veränderungen des Arbeitsmarktes oberflächlich oder tiefgreifend sind. Tiefgreifend bedeutet: Durch die Ausbreitung digitaler Plattformen für passgenaue Stellenbesetzung werden die Arbeitsmärkte flexibler und effizienter. Die Lohninflation wird also niedrig bleiben, während die Arbeitslosenquote so niedrig bleibt wie nie zuvor. Oberflächlich dagegen bedeutet: Die Fähigkeit der Arbeitsmärkte, Arbeitskräfte flexibel umzuverteilen, ist nach wie vor beschränkt. Dadurch könnte

der Mangel an Arbeitskräften zunehmen und könnten Lohnforderungen explodieren. Mehr als zehn Jahre lang haben sich entsprechende Kassandrarufe als falsch erwiesen. Ich glaube, dem wird auch 2020 so sein.

## **Die Talsohle ist durchschritten**

Eine andere Möglichkeit ist, dass das Produktivitätswachstum heftig zunimmt, was die Rentabilität steigern, die Bewertung von Anlagen noch mehr in die Höhe treiben und Investitionen in die Technologien, die diesem Produktivitätswachstum zugrunde liegen, ankurbeln würde. Ein solcher Produktivitätsanstieg würde zu höheren Ausgaben und zusätzlichen Anstellungen führen, die wiederum die Inflation ankurbeln könnten.

Jahrelang herrschte Einigkeit darüber, weshalb trotz dramatischen Fortschritten in den Bereichen Computertechnik, Robotik und künstliche Intelligenz das Produktivitätswachstum so langsam sei: Die Unternehmen würden Zeit brauchen, um sich so zu reorganisieren, dass sie die technischen Fortschritte tatsächlich nutzen könnten. Sie hätten schliesslich einst auch rund fünfzehn Jahre gebraucht, um sich an den Elektromotor zu gewöhnen. Dieses Argument mag 2005 seine Berechtigung gehabt haben, als das bis heute anhalten-



de Nachlassen der Produktivität begann; fünfzehn Jahre später ist es aber weniger plausibel. 2005 war unklar, wie Unternehmen aus der entstehenden Digitaltechnologie am meisten Kapital schlagen könnten. Fünfzehn Jahre später haben viele fortschrittliche Unternehmen sich radikal reorganisiert, um aus der digitalen Revolution Gewinn ziehen zu können. Immer mehr deutet darauf hin, dass die Talsohle der Reorganisation durchschritten ist und die Auswirkungen radikal neuer Technologien in den Produktivitätsstatistiken sichtbar werden sollten. Das jedenfalls geschah zwischen 1995 und 2005, als es, mit fünfzehn Jahren Verspätung, Unternehmen gelang, die in den siebziger und frühen achtziger Jah-

## «Zurückhaltung» lautet meine Prognose für die Währungspolitik des Jahres 2020.

ren gemachten Errungenschaften der Mikrocomputertechnik nutzbar zu machen, und die Produktivität in die Höhe schoss.

Ich persönlich glaube, dass die erfolgreiche Anwendung radikal neuer Technologien bereits jetzt die Produktivität steigert, dies aber wegen anderer Faktoren in den Statistiken nicht sichtbar wird. Am wichtigsten unter diesen Faktoren sind die schädlichen Folgen einer restriktiven Handelspolitik, vor allem der USA, aber auch anderer Länder. Importbeschränkungen schützen ineffiziente einheimische Unternehmen vor ausländischer Konkurrenz, bremsen ihr Verschwinden vom Markt und damit die der Effizienz förderliche Umverteilung von Ressourcen. Kostensteigernde Unterbrechungen der Versorgungskette schwächen die Produktivität. Forschungsergebnisse des Internationalen Währungsfonds und anderer Institutionen zeigen, dass diese negativen Auswirkungen auf die Produktivität beträchtlich sein können. Mit anderen Worten: Der technische Fortschritt steigert das Produktivitätswachstum, doch der Handelskrieg macht es zunichte.

All das deutet darauf hin, dass man 2020 vor allem Entwicklungen des Arbeits- und Gütermarkts, Handel und Zölle im Auge behalten sollte. Die wichtigste Zahl wird dabei das Produktivitätswachstum sein. Und auf diese Märkte, Politiken und Statistiken haben die Entscheidungen der Zentralbanken keine direkten Auswirkungen.



Barry Eichengreen ist Professor für Ökonomie und politische Wissenschaften an der University of California, Berkeley.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer.

## Brexit

# Wachstum jenseits der EU

Manche Analytiker sehen vor der Küste Europas ein neues Singapur aufziehen. Was braucht es, damit sich der Austritt für Grossbritannien wirtschaftlich auszahlt? *Eine Anleitung von Andrew Lilico*

Beim Brexit geht es nicht primär um die Wirtschaft. Selbst einige der wirtschaftlichen Vorteile eines Brexits unterliegen nicht unserem Einfluss – die Möglichkeit etwa, dass die EU künftig reibungsloser funktionieren könnte –, andere aber sehr wohl. Wie können wir also das Beste aus dem Brexit machen?

**1 — Eigenständigkeit bewahren:** Zuallererst geht es darum, dass das Vereinigte Königreich seine eigenen Gesetze macht. Also müssen wir dafür sorgen, dass wir bei einem künftigen Handelsabkommen mit der EU diese Fähigkeit nicht preisgeben. Dabei müssen wir diszipliniert und kreativ vorgehen. Diszipliniert insofern, als die EU es unseren Politikern seit Jahrzehnten erleichtert hat, unrentable Unternehmen zu subventionieren oder ausländische Firmenübernahmen zu verhindern. Vielleicht werden wir kein Interesse daran haben, staatliche Beihilfen in ähnlicher Weise einzuschränken wie die EU, aber wir sollten der Verlockung widerstehen, einen unklugen Protektionismus zu praktizieren. Kreativ insofern, als die zentralen regulatorischen Herausforderungen des bevorstehenden Jahrzehnts die neuen Technologien betreffen, bei denen die sinnvollste Art der Regulierung keineswegs offensichtlich ist.

**2 — Neue Wege ausprobieren:** Selbstfahrende Autos, die kommerzielle Nutzung des Welt-raums, künstliches Fleisch, Biotechnologie, risikoärmere Tabakprodukte – wir können gesetzgeberisch experimentieren und herausfinden, wie Märkte und Produktionsbedingungen so gestaltet werden sollten, dass sie einerseits Wachstum ermöglichen, andererseits soziale und ökologische Ziele und das Wohl von Verbrauchern und Bürgern respektieren. Dies führt nicht automatisch zu weniger Regulierung als in der EU – oft wird es mehr Regulierung geben, da Grossbritannien dank seiner Flexibilität rascher handeln kann. Aber wir sollten bereit sein, Massnahmen auszuprobieren und, wenn sie nicht funktionieren, sofort umzuschalten (schneller, als die EU es jemals könnte), aus den Fehlern zu lernen und neue Wege zu gehen.

**3 — Gelder sinnvoller einsetzen:** Mit dem Brexit wird das Vereinigte Königreich auch die Kontrolle über diverse Steuern und Abgaben

erlangen. Wir werden entscheiden müssen, wofür wir die Mittel ausgeben, die früher in den grossen Topf der EU-Agrarsubventionen geflossen sind. Seit Jahrzehnten haben wir die gemeinsame Agrarpolitik kritisiert. Nun haben wir die Chance, zu zeigen, dass wir es besser können. Wir werden auch Gelder zur Verfügung haben, die zur Entwicklung ärmerer Regionen Europas verwendet wurden. Diese Mittel könnten wir für Entwicklungshilfe ausserhalb der EU einsetzen (wenn wir das wollen). Wir könnten soziale und zivilgesellschaftliche Projekte unterstützen und langfristige Investitionsmöglichkeiten und unternehmerische Chancen für britische Bürger befördern.



Aufregende Zukunft.

**4 — Neue Handelsabkommen schliessen:** Das Vereinigte Königreich wird die Kontrolle über Steuern wie etwa die Mehrwertsteuer haben. Wir sollten erwägen, diese durch eine «goods and services tax» zu ersetzen, wie sie in Ländern wie Neuseeland erhoben wird. Wir werden auch eigene Zölle erlassen. Das

könnte bedeuten, dass auf bestimmte Waren, die in der EU hergestellt werden, keine Zölle erhoben werden. Wir sollten möglichst bald neue Handelsabkommen mit Australien, Neuseeland und den USA schliessen und Verhandlungen mit Japan und Kanada aufnehmen. Diese Abkommen könnten für die britischen Verbraucher vorteilhafter sein als diejenigen der EU, da wir, im Gegensatz zur EU, nicht so viele unterschiedliche Erzeugerinteressen befriedigen müssten. Einige dieser Erfolge dürften als Niederlagen für die britischen Erzeuger präsentiert werden. Um die wahren Gewinner zu erkennen, sollten wir nicht auf Schlagzeilen hereinfliegen.

**5 — Beziehungen stärken:** Unsere Wirtschaft würde es auch stärken, wenn wir unsere Rolle im Verhältnis zu unseren Verbündeten spielen (ich denke an vertiefte Beziehungen zu Ländern wie Kanada und Australien) und für Frieden, globale Stabilität und Gerechtigkeit, für den Schutz von Urheberrechten und für die Umwelt eintreten. Vor uns liegt eine aufregende Zukunft mit vielen Chancen.

Andrew Lilico ist geschäftsführender Direktor des Instituts Europe Economics in London.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Gretas wahre Leistung

Die Klimajugend erhält viel Lob. Tatsächlich ist ihre Rolle wichtig: Sie führt vor Augen, dass die versprochenen Ziele nicht erreichbar sind.

Von Beat Gygi

Die Schwedin Greta Thunberg will am WEF in Davos den Managern den Klima-Tarif durchgeben und weckt damit im Publikum Begeisterung. Beeindruckt von der Klimajugend und dem Engagement der neuen Generation zeigte sich auch Queen Elizabeth II. in ihrer Neujahrsansprache. Und Stephan Schmidheiny, der nach seiner Industriekarriere 1992 am Erdgipfel in Rio im Uno-Mandat offizielle Nachhaltigkeitskampagnen der Wirtschaft auf den Weg gebracht hatte, sagte kürzlich: «Ich finde, Greta macht das gut.» Viele Medien, Politiker und Organisationen hatten sie gelobt, gefeiert und ausgezeichnet für ihre Zorn-Auftritte, etwa auch im Dezember an der 25. jährlichen Uno-Klimakonferenz in Madrid, die wie alle andern Treffen seit Kioto 1997 erfolglos war.

Ist der Zorn berechtigt, machen es Greta und Co. also gut? Die Antwort lautet: im Prinzip ja – aber nicht so, wie die meisten denken, die sie nun loben. Die wahre Leistung der Klimaaktivisten besteht darin, dass sie mit ihren pauschalen Forderungen und Vorwürfen deutlich machen, dass die Uno-Klimapolitik so nicht funktionieren kann, wie sie auf dem Papier steht. Der Energieexperte und Ökonomeprofessor Marc Oliver Bettzüge, Direktor des Energiewirtschaftlichen Instituts an der Universität zu Köln, sagt es im Gespräch so: «Die Vertreter der Klimabewegung nehmen mit ihren Aktionen die politischen Verantwortungsträger beim Wort und sagen: «Ihr habt bestimmte Ankündigungen und Versprechen gemacht, wir wollen, dass ihr diese einlöst.»»

## Trittbrettfahrer

Damit, so Bettzüge, werde klar vor Augen geführt, dass die Versprechen, die seinerzeit von den Regierungen gemacht worden waren, zum Zeitpunkt ihrer Ankündigung offensichtlich nicht ernsthaft genug durchdacht gewesen seien. Die Politiker vor allem der europäischen Länder und der EU hätten damals ihre Reduktionsziele für das Kioto-Protokoll und später das Pariser Abkommen ohne ausführliche Folgenabschätzung und ohne soliden Plan zur Umsetzung festgelegt. Ohne Rücksicht auf die möglichen Konsequenzen habe man sich an diese nationalen Ziele gebunden, oft die Frage vernachlässigt, wie Bevölkerung, Staatsfinanzen oder wirtschaftliche Entwicklung dadurch belastet würden – sprich: wie die hehren Ziele im konkreten politischen Verfahren durchgesetzt werden können.

Was läuft falsch? Bettzüge: «Die Geschichte



Der Freiwillige ist der Dumme.

der Klimaschutzverhandlungen seit Kioto zeigt, dass die Weltgemeinschaft sich schwer tut, eine Koordination über Mengenziele herbeizuführen.» Das Ende 2015 verabschiedete Pariser Abkommen habe die Tradition fortgesetzt, das System über Ausstossmengen steuern zu wollen. Auf den ersten Blick sehe die Rechnung zwar einfach aus: Eine wissenschaftlich ermittelte Obergrenze für die globale Temperatur ergebe eine maximal erlaubte globale Emissionsmenge, und diese werde dann heruntergebrochen auf die Länder, also auf nationale Budgets.

Ins Spiel kämen aber viele länderspezifische Besonderheiten, welche die Verteilung der Anpassungslast auf die Länder sehr kompliziert mache. So sei es im Pariser Abkommen auch nicht gelungen, ein *common commitment*, also einen gemeinsam vereinbarten Massstab für die allseitigen Verpflichtungen, zu erreichen. Tatsächlich ist der Pariser Vertrag im Grunde unverbindlich, die USA haben sich schon offiziell ausgeklinkt, gegen das Trittbrettfahren gibt es kein Mittel, und wer freiwillig vorangeht, ist der Dumme.

Gibt es denn Alternativen? Eine ganze Reihe renommierter Ökonomen schlagen als beste Lösung zur Koordination ein möglichst welt-

weites Handelssystem für Treibhausgas-Emissionsrechte vor, aus dem sich dann ein Weltmarktpreis pro Tonne ergeben würde. Ein derart umfassendes Arrangement dürfte allerdings kaum zustande kommen.

Seinem Kölner Kollegen Axel Ockenfels und dessen internationalen Co-Autoren folgend, sieht Bettzüge als realitätsnäheren Ansatz ein System, in dem nicht über länderbezogene Ausstossmengen, sondern über die länderbezogenen Preise pro Tonne Treibhausgase verhandelt wird. Es sei einfacher, sich gemeinsam auf Regeln für den jeweiligen Preis pro Tonne CO<sub>2</sub> zu einigen als über ein tausendfältiges Set von länderbezogenen Mengen. Der Wert des Klimaschutzes – je eingesparter Tonne CO<sub>2</sub> – sei für alle gleich, da das Treibhausproblem ja globaler Natur sei. Deshalb erleichtere der Preis als Massstab für den Umweltschaden die Koordination der Klimapolitik erheblich. Entscheidend sei bei diesem Ansatz das Mittel der Reziprozität, das heisst die Verwendung eines Mechanismus, der die Anstrengungen des einen Landes direkt von den Anstrengungen der anderen Länder abhängig macht.

## Ungewollte Nebenwirkung

Warum wurde dieser Weg bisher nicht eingeschlagen? Einen Grund sieht Bettzüge darin, dass Mengenziele bei Regierungen beliebt zu sein scheinen. «In der Vergangenheit hat man in der westlichen Welt, gerade auch in Europa, viel über die Mengenziele gesprochen und dabei im Grunde versucht, die Konsequenzen für die Bürger nicht allzu offenkundig werden zu lassen», meint er. Es sei für einen politischen Entscheidungsträger relativ einfach, ein Mengenziel für das Jahr 2030, 2050 oder 2070, das weit in der Zukunft liegt, zu kommunizieren, denn derartige Aussagen seien ja einerseits populär und andererseits zunächst einmal folgenlos, zumindest unmittelbar.

Transparenz über das, was in der Realität möglich ist, bilde sich nach Bettzuges Worten meist erst im Zeitverlauf heraus und liesse dann entsprechende Spannungen zwischen Regierungen und Regierten erwarten. Je zorniger Greta und Co. also die Verfehlung der versprochenen Mengenziele anklagen und deren Erreichung, ja Verschärfung einfordern, desto mehr werden sie damit in der Öffentlichkeit – als ungewollte Nebenwirkung – die Frage aufbringen, wie solid begründet, vernünftig und wirtschaftlich tragbar diese Ziele eigentlich sind. ○



## Partnerschaft

## Mut und Selbstvertrauen

Von Geng Wenbing — Die Beziehungen zwischen China und der Schweiz haben sich seit der diplomatischen Anerkennung vor siebzig Jahren zu einer produktiven Zusammenarbeit entwickelt. Wie geht es weiter?

Das Jahr 2020 hat seinen Anfang genommen, und anlässlich der Neujahrsfeier möchte ich meinem Leserpublikum herzliche Grüsse und gute Wünsche ausrichten. In diesem Jahr werden wir das 70-Jahr-Jubiläum der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen China und der Schweiz feiern. Am 17. Januar 1950 anerkannte die Eidgenossenschaft als eines der ersten unter den westlichen Ländern die neugegründete Volksrepublik China, und am 14. September desselben Jahres wurde die diplomatische Beziehung offiziell verankert. Seit 70 Jahren ist in China und in der Schweiz immer wieder zu hören: «Die Schweiz gehört zu den allerersten Ländern, die die Volksrepublik anerkannt haben.» Während die Chinesen voller Bewunderung dieser Tatsache gedenken, ist bei den Schweizern bei deren Würdigung meist Stolz zu spüren.

Die Entwicklung der sino-schweizerischen Beziehungen im Laufe dieser 70 Jahre lässt sich wohl mit dem Heranwachsen eines Baumes vergleichen:

Nach dem Pflanzen erlebt der Sprössling zwar immer wieder gutes Wetter voller Sonnenschein, muss aber auch Sturm und Gewitter überleben, um sich schliesslich zu einem riesigen Baum entwickeln zu können. Ich habe das Glück, seit Februar 2016 die Rolle des Gärtners für diesen Baumriesen wahrnehmen und dabei jedes Stadium der neuen Entwicklung der bilateralen Beziehungen begleiten zu dürfen, «von seinem herrlichen Aufblühen im Frühling bis hin zum feierlichen Ernten im Herbst». Seit etwa drei Jahren erlebe ich die Errichtung der innovativen strategischen Partnerschaft zwischen den beiden Ländern aus nächster Nähe, und ich habe am Empfang des historischen Staatsbesuchs des chinesischen Präsidenten Xi Jinping in der Schweiz im Jahr 2017 sowie am Chinabesuch zweier Bundespräsidenten und einer Bundespräsidentin teilgenommen. Gegenwärtig pflegen beide Länder mehr als vierzig Dialog- und Konsultationsmechanismen. Dabei hat sich der strategische Dialog zwischen den Aussenministern in den letzten zwei Jahren zu einer wichtigen Plattform für die politische Kommunikation auf höchster Ebene entwickelt.

Zu Beginn der diplomatischen Beziehungen betrug das jährliche Handelsvolumen zwischen China und der Schweiz nur 6,8 Millionen US-Dollar. Mit der Ein- und Weiterführung der Reform- und Öffnungspolitik, vor allem nach der Unterzeichnung des Freihandelsabkommens China-Schweiz im Jahr 2013, begab sich die Wirtschafts- und Handelskooperation auf die Überholspur. Bereits seit sechs Jahren in Folge ist China auf Platz drei der wichtigsten Handelspartner der Schweiz. Selbst im Jahr 2019 legte das bilaterale Handelsvolumen trotz der Abschwächung der gesamten Weltwirtschaft noch zu; in den ersten drei Quartalen übertraf es das Vorjahresniveau um 8 Prozent.

In den zurückliegenden sieben Jahrzehnten ist der Austausch zwischen den zwei Völkern zunehmend intensiver geworden, was zur Vertiefung des gegenseitigen Verständnisses führte und das Gefühl, man sei sich fremd, verminderte. Chinesinnen und Chinesen sehen in der Schweiz ein bezaubernd schönes Land, dessen Charakter sich in Begriffen wie Innovation und Qualität widerspiegelt. Produkte mit dem Label «Made in Switzerland» sind in China sehr beliebt. Das ist die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite beobachten wir eine zunehmende China-Welle in der Berichterstattung schweizerischer Medien. Allen Vorurteilen zum Trotz stecken hinter solchen Berichten doch ein grosses Interesse der Schweizer Bevölkerung am aufstrebenden China und ein Bemühen, die chinesische Politik zu verstehen.

Dank der jahrzehntelang durchgezogenen Umsetzung der Reform- und Öffnungspolitik hat sich China zur zweitgrössten Volkswirtschaft der Welt entwickelt. Wir dürfen uns jedoch jetzt nicht einfach ausruhen, wir müssen weiter voranschreiten. Wir bleiben weiterhin auf dem Weg, um ein besseres Leben für die Bevölkerung zu erreichen und dazu beizutragen, Prosperität und Frieden in diese schwankende Welt zu bringen. Geografisch liegen China und die Schweiz Zigttausende Meilen voneinander entfernt, sie unterscheiden sich im Wesentlichen in Bezug auf die sozialen Strukturen, politischen Systeme und die Grösse des Landes. Trotz all die-

sen Unterschieden ist es uns gelungen, 70 Jahre lang den Weg der Kooperation Hand in Hand zu beschreiten, weil wir uns immer an die Prinzipien des gegenseitigen Respekts, der Gleichheit und der Zusammenarbeit zum Erreichen der Win-win-Situation halten. Unterschiede sind per se nicht schlimm: Die Suche nach Gemeinsamkeiten unter Beibehaltung von Unterschieden galt damals als Grundlage für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und gilt heute als Triebkraft für den Ausbau der Kooperation.

Heute muss China einerseits die Stabilität in einem Land mit 1,4 Milliarden Menschen aufrechterhalten, die eine unabdingbare Voraussetzung für die weitere Entwicklung darstellt. Andererseits müssen Reformen umfassend vertieft werden und die Politik der Öffnung auf einem höheren Niveau erweitert werden, damit sich die Entwicklungsdynamik kontinuierlich entfalten kann. Dabei ist China bereit, weiterhin mit der Schweiz zusammenzuarbeiten, um das gegenseitige Verständnis zu verbessern, die Kooperation zu intensivieren, die Entwicklungschancen zu teilen und den Multilateralismus sowie den Freihandel zu verteidigen, so dass wir gemeinsam die globalen Herausforderungen und Risiken meistern können.

Wir wollen des 70-jährigen Bestehens der diplomatischen Beziehungen nicht nur mit Feierlichkeiten gedenken, sondern müssen uns gleichzeitig auch bewusst sein, dass wir uns nun an einem neuen historischen Ausgangspunkt befinden und uns erneut entscheiden müssen. Es ist sicherlich nicht einfach, eine Entscheidung zu treffen. Dabei müssen wir unsere inneren Zweifel und Vorurteile überwinden und den Mut sowie den Traum, den die Schweiz damals bei der Festlegung der diplomatischen Beziehung mit China gezeigt hat, wiederaufnehmen. Wir müssen uns verstärkt auf unser Selbstvertrauen verlassen, und gemeinsam schaffen wir eine bessere Zukunft für die sino-schweizerische Beziehung.

Zuallerletzt möchte ich mich bei der Weltwoche dafür bedanken, mir 2019 eine Plattform zum Darlegen eines «echten Chinas und seiner wahren Geschichten» geboten zu haben. Deswegen wurde das Magazin Ende des Jahres mit heftiger Kritik konfrontiert. Ein chinesisches Sprichwort besagt: «Nach dem Sturm strahlt immer wieder die Sonne.» Ich bin fest davon und von dem darin enthaltenen Naturgesetz überzeugt.



Botschafter Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.



Wie schafft man das? Run-D.M.C., 2001 in Montreux.





## Ikone der Woche

### Walk this Way

Von Mark van Huissing

*I wear my Adidas when I rock the beat  
On stage front page every show I go  
– «My Adidas», Run-D.M.C.*

1986, als die Mitglieder der Hip-Hop-Band Run-D.M.C. den Adidas-Schuh mit Namen «Superstar» in einem Rap-Song verewigten, hatte das Modell bereits sechzehn Jahre auf dem Buckel beziehungsweise den Sohlen. Entworfen wurde es ab 1969, getragen ab 1970, der Sneaker wird heuer 50-jährig. Augenfällig sind die muschelförmigen Gummikappen über den Zehen. Obwohl genau diese zahlreiche Basketballspielerfüsse, für die der Schuh ursprünglich gedacht war, drückten. Worauf die Entwickler aus Herzogenaurach im bayerischen Mittelfranken in den 1970er Jahren auch Superstar-Paare ohne «shell toes» an NBA-Spieler auslieferten.

Ab Mitte 1980er Jahre wurde der Superstar seinem Namen mehr auf Konzertbühnen oder Musikmagazin-Titelseiten gerecht, wie Run D.M.C. und Jam Master Jay in «My Adidas» reimten. Später stiessen Missy Elliott, eine der ersten weiblichen Superstars des Hip-Hops, oder Mitglieder der Los-Angeles-Rockband Red Hot Chili Peppers zum Fan-Klub. Was auch dazu beitrug, dass Hunderttausende Anhänger sich die Schuhe kauften, die ihre Idole trugen. Niederschwelliger und preiswerter – ab zirka 100 Dollar, Deutsche Mark respektive später Euro oder Schweizer Franken – kam man nie zuvor und nie mehr seither in den Superstars-Klub. Wie viel ist ein solcher Produktname wert?

«Don't Believe the Hype?», um Public Enemy, eine andere Hip-Hop-Band, wiederzugeben, deren Mitglieder ebenfalls Adidas trugen, wenn auch keine Superstars, die waren schon besetzt. Nun, ich erinnere mich an mein Superstars-Paar (Modell «Tokyo» aus der Sonderkollektion von 2005, zu Ehren des 35-Jahr-Jubiläums), kombiniert mit Paper-Denim-&-Cloth-Low-Rise-Jeans – dieses Outfit erzeugte schon so was wie ein Superstar-Gefühl, beim Träger wenigstens ...

Zwei Fragen zum Schluss: Wie schafft man es in ungebundenen Schuhen von Queens, New York, nach Montreux, wo Run-D.M.C. 2001 auftraten? Die Superstars nicht zu schnüren, nebenbei, war nicht immer bloss ein Fashion-Statement – es drückte auch Solidarität mit den *brothers* im Gefängnis aus, denen die Schuhbänder abgenommen wurden, damit sie sich (oder jemand anderes) nicht erhängen konnten. Und wer schoss Jam Master Jay (auf dem Bild in der Mitte) am 30. Oktober 2002 im Studio in den Kopf? Zu einer Verurteilung kam es nie. Gesichert ist: Jason Mizell starb in den Schuhen, zur schwarzen Lederjacke und schwarzen Jeans trug er weisse Adidas Superstars.



# Über Frankreich scheint die Sonne

Ohne die Franzosen gäbe es 2020 keine Fussball-EM. Der Club Med verwirklichte die Utopie eines Kommunisten für die Dauer von Ferien. Jetzt tritt die Académie française als neue Avantgarde an. Frankreich bleibt interessant. Allen Streiks und Unkenrufen zum Trotz. *Von Jürg Altwegg*

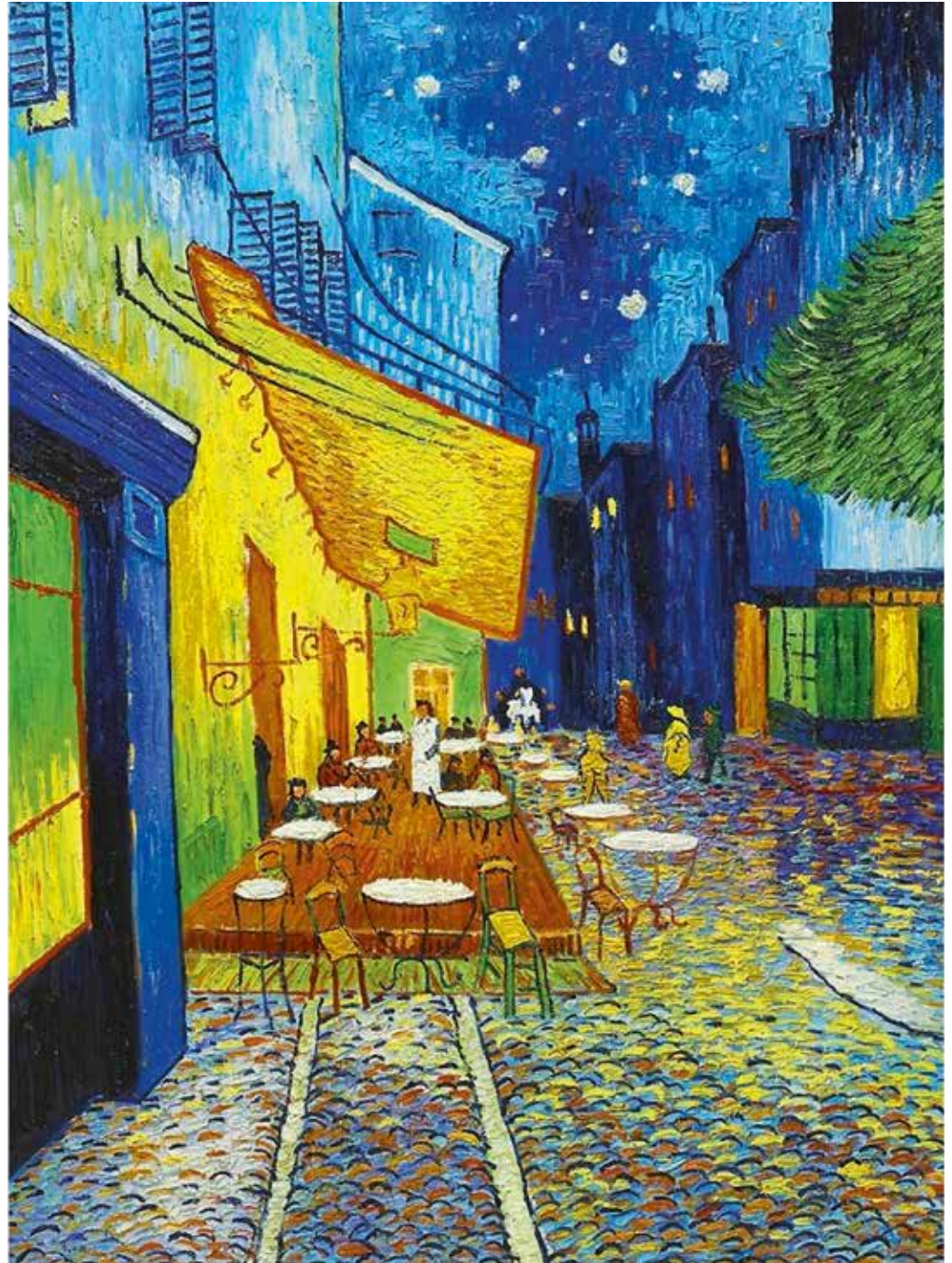
Eine historische Endrunde der Metropolen und der Osterweiterung soll es werden. Die Schweiz und die Türkei werden sich im fernen Baku wieder begegnen. Auch in Sankt Petersburg wird gespielt. Und in Glasgow. Massen von Fans werden den Kontinent zwischen Bilbao und Dublin, Bukarest und Amsterdam bereisen. Unzeitgemässer hätte eine Europameisterschaft in Zeiten der Klimakrise nicht konzipiert werden können. Doch das Zwei-Länder-Modell wurde bereits erprobt. Und mit zwölf Metropolen kann der europäische Fussballverband Uefa dem Kommerz noch unverschämter fröhnen und sich mit einer Mission der Zivilisierung brüsten: Kleinststaaten, die man niemals mit der Organisation betrauen würde, werden Austragungsort der EM. Absurder und genialer ist nur noch die WM in Katar, wo in zwei Jahren an Weihnachten gespielt wird.

Und wem verdankt die Welt die Idee der Europameisterschaft 2020 mit einem Endspiel in der Hauptstadt des Brexits? Natürlich einem Franzosen: Michel Platini, der wegen der Vergabe der WM an den Wüstenstaat verhaftet wurde und Sepp Blatter nicht an der Spitze des Weltfussballverbands Fifa ablösen konnte. Als Spielgestalter hatte Platini die Fans verzückt und Frankreich bei der Europameisterschaft 1984 zum ersten Titel seiner Nationalmannschaft geführt. Die Weltmeisterschaften kamen später, und zwei Jahre nach dem WM-Titel 1998 zu Hause haben die Franzosen auch noch Europa erobert. Nach dem Triumph an der WM in Moskau 2018 gehören Les Bleus an der Euro im kommenden Sommer erneut zu den Favoriten.

## Sehnsuchtsort der Intellektuellen

Auch die Olympiade in Tokio würde es ohne Franzosen nicht geben. Pierre Baron de Coubertin hatte die Olympischen Spiele der Antike am Ende des 19. Jahrhunderts erneuert. Es ging ihm dabei um die sportliche Ertüchtigung der französischen Jugend. Nach der militärischen Niederlage gegen Preussen war im Spiegelsaal von Versailles 1871 das Deutsche Reich begründet worden. Die französische Revanche musste langfristig vorbereitet werden. 1918 fiel sie im Rückspiel so fürchterlich aus, dass im Frieden (von Versailles) bereits der nächste Weltkrieg keimte.

Der Fussball war bei der Olympiade so erfolgreich, dass der Wunsch nach einer eigenen Weltmeisterschaft aufkam. Begründet wurde sie vom Franzosen Jules Rimet, nach dem die



Wo die Erde am schönsten ist: Strassencafé in Arles, gemalt von Vincent van Gogh, 1888.

Trophäe benannt ist, um die alle vier Jahre gespielt wird. Auch die Europameisterschaft geht auf französische Initianten zurück und wurde mitten im Kalten Krieg auf de Gaulles «drittem Weg» zwischen den Blöcken 1960 begründet. Die Sowjetunion gewann das erste Finale in Paris gegen Jugoslawien. In historischer Hinsicht macht Platinis Dezentralisierung durchaus Sinn.

Die Engländer waren nicht dabei. 1954 hatte ihr Boulevardblatt *Daily Mail* die Wolverhampton Wanderers nach Siegen über Spartak Moskau und Budapest Honvéd zur besten Vereinsmannschaft der Welt ausgerufen. Als Reaktion auf diese unbewiesene Behauptung entwarf der französische Journalist Gabriel Hanot von der Sportzeitung *L'Equipe* das Projekt einer «Europameisterschaft der Klubs».



Nicht englische Mannschaften, sondern Real Madrid dominierte den neuen Europacup, aus dem die Champions League hervorging. Den Skiweltcup führte die Sporttageszeitung ein, um an ereignisarmen Wintertagen Stoff zu haben.

Aus dem gleichen Bedürfnis hatte *L'Equipe*, die damals noch *L'Auto* hiess, bereits 1903 die Tour de France erfunden. Drei Wochen Journalismus auf literarischem Niveau machten die Landesrundfahrt zum nationalen Mythos, dem noch immer jeden Sommer gehuldigt wird: Die epischen Direktübertragungen aus der Tiefe der Provinzen und von den höchsten Pässen der Alpen und Pyrenäen erschliessen den Zuschauern ihr Land jedes Jahr neu. Die Kommentatoren müssen die Architektur der Kirchtürme in den Dörfern und die lokalen Käsesorten genauso kompetent vermitteln wie das sportliche Geschehen.

«Gott in Frankreich?» war der Titel eines phänomenalen Bestsellers des deutschen Literaten Friedrich Sieburg. Er erschien in den dreissiger Jahren und war eine Liebeserklärung an eine Zivilisation, die ihre Traditionen verteidigt und der Modernisierung mit einer Mischung aus Arroganz und gallischem Trotz zu widerstehen verstand. Ein Hohelied auf die französische Kunst, das angenehme Leben zu zelebrieren und den Genuss mit Stil zu kultivieren. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Sieburg, der als Korrespondent nicht ohne Nazi-Sympathien aus dem besetzten Paris berichtet hatte, von der französischen Besatzungsmacht der Prozess gemacht, bei dem sein «dekadentes» Frankreichbild der geistigen Mitschuld für die Niederlage von 1940 bezichtigt wurde.

### Erholung im klassenlosen Paradies

«Gott in Frankreich?» wurde zum Sündenbock und geriet in Vergessenheit, Frankreich aber blieb mit seinen paradiesischen Zuständen der Sehnsuchtsort der Linken und der Intellektuellen, die in keinem anderen Land der Welt so einflussreich sind. «Von der Résistance zur Revolution» lautete das Motto der neuen Zeit. Damals wurde das generöse Sozialsystem eingerichtet. Die Privilegien der Bahn- und Metroangestellten waren auch eine Prämie für ihr Verhalten und ihre Verluste im Krieg. Ihre Zeitgenossen haben es ihnen kaum übelgenommen, dass sie den ganzen Dezember über, an Weihnachten und auch noch an Neujahr unter dem Vorwand, den Gesellschaftsvertrag des antifaschistischen Widerstands zu verteidigen, das Land lahmlegten. Schliesslich ist die Gesamtbilanz der Streiks durchaus beachtlich: Frankreich ist das europäische Land mit der höchsten Lebenserwartung und dem tiefsten Rentenalter, langen Ferien und kurzen Arbeitszeiten: 35 Stunden pro Woche.

Auch ohne Gott blieben die «französischen Zustände» Inbegriff einer widerspenstigen Nation und Zivilisation, deren populärste



Das heutige «Café Van Gogh» am Place du Forum.

Führer sich von Asterix bis Charles de Gaulle der Globalisierung und dem Liberalismus verweigern. Streiks und Revolten sind in Frankreich nun einmal ergiebiger und beliebter als Reformen – vor allem wenn Letztere den Besitzstand bedrohen. Verändert wird das Land durch Revolutionen. Die Verachtung der Arbeit als ausbeuterische Knechtschaft und die Emanzipation von ihr wurden und werden von vielen Philosophen gepredigt.

Bezahlte Ferien hatten die Franzosen erstmals 1936 von der Volksfront-Regierung bekommen. Der Hass der Bourgeoisie auf die vereinigten Kommunisten und Sozialisten

### Streiks und Revolten sind in Frankreich nun einmal ergiebiger und beliebter als Reformen.

war so gross, dass die reaktionäre Rechte auf Pétain und Hitler setzte, um die Linke mit dem Juden Léon Blum als Premierminister von der Macht zu verdrängen.

Nach der Rückkehr der französischen Zwangsarbeiter aus Deutschland und der Deportierten aus den Lagern wurden zu ihrer Erholung Zeltdörfer errichtet, aus denen der Club Med hervorging. Der jüdische Intellektuelle Gilbert Trigano, der das Erfolgsrezept entwickelte, hatte im Widerstand gekämpft und schrieb nach 1945 für die kommunistische Zeitung *L'Humanité*. Er setzte seine Utopie des klassenlosen Paradieses zumindest für die Zeit der Ferien in die Wirklichkeit um: «all-inclusive» und «à discrétion» sind seine Erfindung. «In unserem Alltag mag es zwischen Franzosen, Deutschen, Amerikanern oder Japanern

noch gewisse Unterschiede geben», prophezeite Trigano schon in den fünfziger Jahren, «in den Ferien verschwinden sie.»

Die Dörfer des Club Med eroberten die Welt parallel zum Verlust der französischen Kolonien und wurden überall da begründet, wo die Erde am schönsten ist. Sie blieben Oasen der französischen Lebensart und von der Aussenwelt mit ihren Problemen abgeschottet. Im Mai 68 hatte sich Triganos hedonistische Botschaft endgültig durchgesetzt und hatte die Zivilisation von «Gott in Frankreich?» als démodé erscheinen lassen. Sie wurde mit dem gleichen missionarischen Eifer verbreitet wie einst die Ideale der Französischen Revolution – und schürte die Abneigung gegen die Arbeit. Trigano setzte auf deren Überwindung und prophezeite ihre Veränderung: «Es ist nicht unwahrscheinlich, dass zur Jahrtausendwende vierzehnjährige Kinder ein oder zwei Monate pro Jahr arbeiten werden. Wir werden auch genug Ehrlichkeit und Offenheit besitzen, um 65-jährige Leute wieder arbeiten zu lassen. Gleichzeitig wird man mit 30 oder 35 Jahren teilweise pensioniert sein.»

Die vierzig Mitglieder der altherwürdigen Académie française arbeiten auch noch in der «Unsterblichkeit»: jeden Donnerstagnachmittag am Wörterbuch der französischen Sprache. Die 1635 von Richelieu begründete Institution ist der Leuchtturm der französischen Kultur, die von den auf Lebzeit gewählten «Unsterblichen» in grünen Uniformen und mit dem Schwert symbolisch verteidigt wird. Sartre und Camus und auch noch Michel Foucault, überhaupt die grössten Dichter der Nachkriegszeit – Michel Tournier, Julien Gracq – piffen auf ihre Weihen. Doch inzwischen ist die Académie française wieder à la mode und vor allem extrem einflussreich. Im Jahr des Streiks für die Renten hat sie sich als neue gesellschaftspolitische Avantgarde entpuppt. An ihrer Jahresend-Veranstaltung im Dezember rief der Philosoph Alain Finkielkraut zum Kampf gegen die «neue moralische Ordnung» und zur Verteidigung der intellektuellen Freiheit auf.

Alain Finkielkraut war im Frühling am Rande einer Demonstration der Gelbwesten minutenlang angeschrien worden: «Scheiss-Zionist», «Drecksrasse», «Frankreich gehört uns» – eine Szene, wie sie Frankreich seit der deutschen Besatzung nicht mehr erlebt hatte.

### Streikende «Schwanensee»-Tänzerinnen

Der jüdische Philosoph Finkielkraut war zusammen mit Pascal Bruckner als Autor des emblematischen Bestsellers über die sexuelle Revolution, «Die neue Liebesordnung», bekanntgeworden. Später befasste er sich als Erster mit den linken Auschwitzleugnern und Antizionisten. Strafen scheinen gegen die Seuche Antisemitismus so wirkungslos zu sein wie gegen Drogen. Finkielkrauts Aggressor wurde zu zwei Monaten Gefängnis auf Bewährung ver-





Die ewig Irrenden schlagen Wurzeln: Philosoph Finkielkraut.

urteilt. Frankreich aber reagierte für einmal nicht mit einem neuen Gesetz. Sein Parlament erliess eine Resolution, die den Antizionismus als Form von Antisemitismus brandmarkt.

In seinem jüngsten Essay, «A la première personne», beschreibt Finkielkraut, wie der Jude zur emblematischen Figur des Zeitgeists geworden ist. Er verkörpert den Kosmopolitismus, die Überwindung der Grenzen und Nationen, das Nomadentum und die Entwurzelung. Die Kompensation der Verbrechen an ihm motiviert das Engagement für Flüchtlinge und Migranten. Er ist die Inkarnation der politischen Korrektheit, der Minderheit, ja des Guten schlechthin. Das «Weltjudentum», so der Philosoph, wird nicht mehr zum Sündenbock gemacht, sondern verherrlicht. Doch in diesem Moment – Finkielkraut spricht von einem «fatalen Anachronismus» –, werden sich die Juden selbst untreu und verraten ihre Ideale: «Sie waren überall, jetzt lassen sie sich nieder», die ewig Irrenden schlagen Wurzeln, «die wunderbaren Exilierten werden heimisch».

Der Antizionismus ist sehr wohl ein Antisemitismus. Wer Israel das Recht auf seine Existenz abspricht, gerät zu Recht in den Verdacht, dass er die Juden nirgendwo in Frieden und Freiheit leben lassen will. In einer Zeit, da französische Juden aus ihren Quartieren vertrieben werden, Raubmorden zum Opfer fallen, weil bei ihnen Geld vermutet wird, und von Terroristen getötet werden, ist die Resolution des französischen Parlaments kein Verbot der Kritik an Israel, son-

dern eine Geste von historischer Tragweite. 1789 hatte die Revolution die Emanzipation der Juden durchgesetzt. Die Resolution zum Antizionismus vom 3. Dezember 2019 ist die erste eines europäischen Parlaments. Und die angemessene Antwort auf die Demonstrationen von Linksextremisten und Muslimen, die in Paris gegen «Islamophobie» mit dem Judenstern protestierten.



Oasen auf Zeit: Club-Med-Erfinder Trigo.

«Heute wird den Juden ein Hakenkreuz angehängt», sagt Alain Finkielkraut. Mit der «neuen moralischen Ordnung» spielt er bewusst auf Pétain und den Vichy-Faschismus an. Nur sind es inzwischen die Antifaschisten, Antirassisten und Gender-Feministen, die Zensur ausüben und die Freiheit behindern. Als «tödliche Gefahr für die französische Sprache» haben deren Verteidiger von der Académie die Reform der Rechtschreibung bekämpft. «Liebe Leser» müsste nach den Regeln der gendergerechten *écriture inclusive* so geschrieben werden: «Cher.e.s lecteur.rice.s.» Den Kulturkampf gegen diesen Wahn, den sie

## Die Freiheit wird heute von Antifaschisten, Antirassisten und Gender-Feministen behindert.

mit ihren besten Intellektuellen an der Front und den Schriften des verstorbenen «Unsterblichen» Claude Lévi-Strauss geführt haben, wurde gewonnen. Auch die Reform der Rechtschreibung ist gescheitert, Gott sei Dank.

Am Heiligen Abend verzückten die Pariser Sinfoniker und das Ballett der Oper die Passanten mit einer Freilichtaufführung von Tschaikowskis «Schwanensee». Die Tänzerinnen streiken für ihre Renten. Ihre fürsorgliche Altersversorgung wurde vom «Sonnenkönig» Ludwig XIV. eingerichtet: Gegenwärtig werden sie mit 42 Jahren pensioniert und bekommen lebenslanglich etwas mehr als 1000 Euro Rente. Dutzende von Vorstellungen fielen aus – die Verluste der Oper belaufen sich auf über zehn Millionen Euro.

Die Verschuldung des Staates hat im Laufe des Jahres erstmals die Schwelle von hundert Prozent des Bruttosozialprodukts überschritten. Macron, der sie reduzieren wollte, verweist auf eine halbe Million neuer Jobs; das Wachstum ist grösser als im europäischen Durchschnitt. Die Arbeitslosigkeit geht zurück. Das Silicon Valley schwärmt trotz der Abgaben, die der Staatspräsident von Google, Apple, Amazon kassieren will und die Trumps Handelskrieg anheizten, von Frankreich: Snapchat-Begründer Evan Spiegel liess sich die Staatsbürgerschaft verleihen.

In seiner Neujahrsansprache beteuerte Macron mit demonstrativem Stehen seinen Willen, die Rentenreform durchzuziehen: um «die Lebensqualität à la française zu erneuern». Seit dem 1. Januar werden – es war ein Wahlversprechen – Brillen, Stiftzähne und Hörgeräte zu hundert Prozent von der Krankenversicherung übernommen. «Es ist total paradox», fasst der Demograf Hervé Le Bras die Stimmung zusammen: «Die Franzosen sind überzeugt, dass alles schief läuft. Und gleichzeitig sind sie glücklich, in Frankreich zu leben.»

Gott in Frankreich ist nicht tot.



## Das Ende der Frage

Auf Partys macht sich eine neue Spezies breit: der Gegen-die-Wand-Redner. Er nährt sich von der Aufmerksamkeit anderer und langweilt sie zu Tode. Von Claudia Schumacher

Neulich war ich mit einem Freund – einem prominenten Autor – auf einer Party, und wir begannen ein Gespräch mit einer Frau, einer Mutter aus der Nachbarschaft, die wir gerade erst getroffen hatten. Nun hätte jeder von uns sicher etwas Interessantes zu erzählen gehabt. Doch mit grosser Hartnäckigkeit drängte die Frau uns in die Zuhörerrolle, erzählte von ihren Kindern, ihrem alkoholkranken Nachbarn, und während wir ihr anfangs wenigstens noch Fragen stellen durften, schien sie irgendwann zu fürchten, dass diese ihren Monolog gefährden könnten. Plötzlich wurde sie einfach immer lauter, wenn einer von uns den Mund öffnete, und so schlossen wir unsere Münder tonlos und hofften auf einen Ausweg aus der sozialen Geiselhaft.

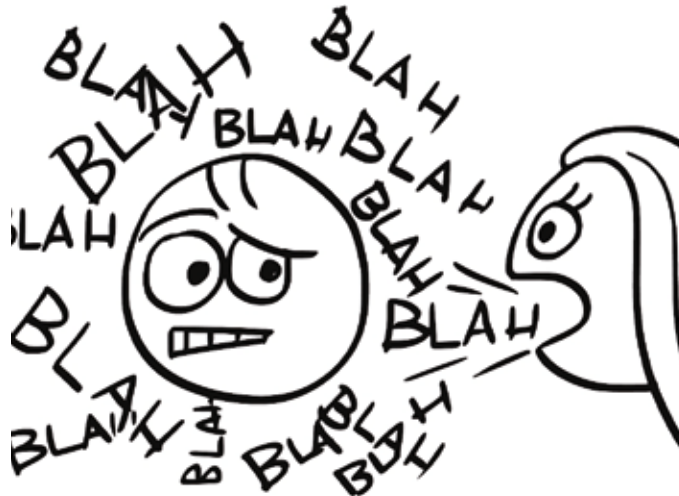
Als Gast auf Partys, Abendanlässen oder Lesungen mache ich in den letzten Jahren zunehmend eine schräge Erfahrung: Immer mehr Leute senden nur noch. Sie stellen keine Fragen mehr. Gerade so, als würde ihnen dabei ein Zacken aus der Krone fallen.

Nach vierzig Minuten wussten wir alles von der Frau bis auf die Farbe ihrer Unterhose. Sie wusste nichts von uns und hatte wahrscheinlich schon unsere Namen vergessen. Als sie irgendwann fertig war, wirkte sie glücklich und gut durchblutet, als hätte sie sich gerade an uns befriedigt. In der Tat fühlten wir uns nach ihrem Abgang etwas benutzt, zumal ihre sozialromantischen Kalenderweisheiten gegen Ende des Gesprächs einer intellektuellen Nötigung gleichgekommen waren («Seien wir doch ehrlich: Wir finden die Leistungsgesellschaft alle nicht so geil. Ich bewundere ja, wie die Naturvölker...»).

### Jeder ist König

Heute gerate ich praktisch auf jedem sozialen Anlass mehr als einmal in eine solche «Gesprächs»-Situation. Egal, ob Strassenfest, Taufe oder Galanacht. Die Gegen-die-Wand-Redner sind genauso oft Männer wie Frauen. Ihre Verbreitung ist auffällig, und ich kann mich nicht daran erinnern, dass es vor fünf oder zehn Jahren schon so viele von ihnen gab.

Unsere Umgangsformen sind einem ständigen Wandel unterworfen. Das ist okay: Veränderung hält lebendig. Wer sich heute noch vor anderen verbeugt oder einen Knicks macht, wirkt lächerlich – zu Recht. Menschen können sich auf Augenhöhe begegnen. Aber heute scheint das Pendel in die andere Richtung auszuschielen: Jeder ist König, und alle anderen



Die Gleichung geht nicht auf.

sollen Bewunderer sein. Man muss kein Mathegenie sein, um zu begreifen, dass diese Gleichung einfach nicht aufgehen will.

Menschen, die mit einem Glas Wein in Grüppchen zusammenstehen, scheinen zunehmend das gleiche Ziel zu verfolgen: so viel wie nur irgend möglich von sich selbst erzählen und dabei andere so gut wie gar nicht zu Wort kommen lassen. Es ist, als wollten alle nur noch lange Social-Media-Postings absetzen – allerdings live, im «Gespräch» mit anderen. Man muss sich gegenseitig ins Wort grätschen, wenn man auch etwas sagen will. Aber das ist kein Dialog mehr, sondern das parallele Aufsagen von Monologen. Gegen-die-Wand-Redner machen aus jeder Party einen schlechten Abend. Vor allem, wenn sie aneinander geraten und sich gegenseitig Redezeit abgraben, bis das Gesprächsniveau vollends im Keller ist und die Lautstärke ein Hoch erreicht hat.

Interessieren sich die Leute nicht mehr füreinander? Hat es tatsächlich etwas mit den sozialen Medien zu tun, die uns immer asozialer und narzisstischer machen? Mich irritiert es jedenfalls, es widerstrebt meinem Taktgefühl. Und wie sagte Adorno so schön: «Bei vielen Menschen ist es bereits eine Unverschämtheit, wenn sie ich sagen.»

## Das Trio als Big Band

Von Peter Rüedi

Der kultische Glanz, der das schwedische Trio E.S.T. des Pianisten Esbjörn Svensson mit dem Bassisten Dan Berglund und dem Drummer Magnus Öström spätestens seit dem Ende der neunziger Jahre überstrahlte, hat mich immer etwas befremdet. Diese Art Erlösung des in die Jahre gekommenen Jazz aus dem Geist des Pop (unter Berufung auf eigene Aussagen des Trios, es sei «eine Pop-Band, die Jazz spielt»). In Wahrheit war es, von den Anfängen 1993 bis zu Svenssons Tod (er starb bei einem Tauchunfall 2008), eine Jazzband, die zunehmend mit einigen Elementen der Popmusik experimentierte, namentlich was das Design des Gruppenklangs, der akustischen Dynamik anging.

Im Kern entwickelte das Trio auf durchaus eigenständige Weise weiter, was «Somewhere Else Before» andere angestossen hatten. So heisst das zweite Stück eines Live-Mitschnitts aus Göteborg, der nun, achtzehn Jahre nach dem Ereignis, beim Label ACT vorliegt. Es verleugnet in keinem Moment den Reflex auf die Modalitäten von Miles Davis' «Kind of Blue». Der ist kein Mangel, sondern ein spannender Bezug auf eine musikalische Tradition, wie andere Assonanzen in diesem erstaunlichen, mitreissenden und berührenden Konzert auch, das Svensson selbst zu seinen denkwürdigsten zählte: Anspielungen auf Positionen von Keith Jarrett etwa, die Trio-Strategien eines Brad Mehldau oder noch weiter zurückliegende Inspirationen: Das Stück «Bowling» etwa ist ein eigentliches, ebenso witziges wie emotionales Epitaph auf den Bebop. Insgesamt entfaltet E.S.T. in diesen etwas mehr als hundert Minuten Musik ein Panorama hochintegrierter, brillanter, aber nie geschwätziger oder routiniert absolvierter Kunst des Piano-Trios, in der keiner der Chef und niemand der Begleiter des andern ist.

Geradezu physisch erregende, heftige Nummern wechseln mit ergreifender, grosser Balladenpoesie, nicht selten mit Unisoni von Svenssons Piano und Berglunds voluminösem und saitenprühendem Bass. Die drei von E.S.T. waren Meister einer eigentlichen Kunst der Klangskulptur, mit untrüglichen Sinn für dynamische Konturen und Kontraste. Das Trio als Big Band, sozusagen. Hinreissend.



E.S.T.: Live in Gothenburg. ACT 9046-2 (2 CDs)

# «Das Zeugnis aller fließt in meinen Adern»

Die Wahrheit über den Wiedergänger, der in weit über 200 Filmen seiner Blutgier nachging, wird in der brillanten Netflix-Miniserie «Dracula» enthüllt.

Von Wolfram Knorr

**H**abe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Der Aufklärungsappell von Immanuel Kant, vor 200 Jahren veröffentlicht, erreichte natürlich nie das Herrschaftsgebiet von Graf Dracula. Dort regierte Unmündigkeit. Den Armen und Beladenen blieb nur Abergläubisches wie Knoblauch oder Kruzifixe, um sich des Blutsaugers zu erwehren. Die über 200 Verfilmungen, von «Nosferatu» über die britischen Hammer-Films-Produktionen der 1950er/60er Jahre bis zu den Spektakeln aus jüngster Vergangenheit, belegen es drastisch. Wer sich ins Schloss oder ins darunterliegende putzige Fachwerknest Klausenburg verirrt, wurde zur Beute. Auch die anderen Spielorte – Bühne, Radiostudio, Comics – änderten daran nichts; selbst die Parodien nicht, wie «Dance of the Vampires» (1967) oder «Dracula: Dead and Loving It» (1995).

Den Briten Mark Gatiss und Steven Moffat gebührt das Verdienst, mit Immanuel Kants «Sapere aude!» Habe Mut! im Tornister es vor einigen Jahren schon gewagt zu haben, einen unsterblichen Helden aus seiner literaturhistorischen «Unmündigkeit» zu befreien: Sherlock Holmes. Mit ihrer «Sherlock»-Serie bewiesen sie aufklärerische Könnerschaft in ironisch unterfütterter Dekonstruktion. Und nun griffen sie sich beherzt eine weitere Kopfgeburt, die einst dem gebürtigen Iren Bram Stoker (1847–1912) entstieg und ebenfalls einfach keine Ruhe gibt. Schon klar: Dracula ist ein Wiedergänger, ein Untoter, der kann keine Ruhe geben. Sherlock Holmes aber gehört zu den Sterblichen – und ist trotzdem nicht totzukriegen. Also, schlossen Gatiss und Moffat, kann es nicht an der Blutsaugerei und dem Schauer-Image alleine liegen, dass der adlige Finsterling auch ein Dauerbrenner ist. Woran aber dann? Und so stiegen Moffat und Gatiss mit dem Rüstzeug der Vampirkultur hinab in die Seelenkatakomben ihres Begierde-Objekts und förderten Erstaunliches zu Tage. Ihre fulminante Miniserie «Dracula» (drei Folgen), eine Gemeinschaftsproduktion von BBC und Netflix, legt darüber Zeugnis ab.

Sie beginnt natürlich mit dem Gothic-schwarzen Rauschen und Raunen, das zur

Schauer-Romantik gehört. «Sind Sie hungrig, Mr. Harker?», fragt Schwester Agatha van Helsing (Dolly Wells) in der Abteizelle eines Klosters den jungen Anwalt Jonathan Harker (John Heffernan), der den Düsternickel besuchte, um einen Liegenschaftsvertrag abzuschließen. Das Treffen mit dem Fürsten und seine

trer Intelligenz («Demokratie ist die Tyrannei der Unwissenden») und eleganter Bonhomie; das Blut von jedem kann er rasch in Wallung versetzen. Das ganze Klosterpersonal fällt ihm zum Opfer, nur Agatha muss ihn auf der «Demeter» nach England begleiten. Die Überfahrt, auf der Dracula weiter gierig säuft, wird allerdings auch für Agatha zum Desaster.

## «Emotional belasteter Begriff»

123 Jahre später wird Dracula, äusserlich unbeschadet, vom Meeresgrund gehoben und den Wissenschaftlern der Jonathan-Harker-Stiftung zur Verfügung gestellt, die von Zoe Helsing (Dolly Wells), einer Nachfahrin der Nonne, geleitet wird. Aus dem Tiefschlaf geweckt, in einer sterilen Glaswandzelle, die entfernt an Hannibal Lecters Verlies erinnert, soll nun der Untote endlich erforscht, seines übersinnlichen Hokuspokus entledigt werden. Doch der Graf hat sich den Zeiten angepasst und fordert rasch einen Anwalt. Der seifige Winkeladvokat, als sei er direkt aus Billy Wilders «The Fortune Cookie» entstiegen (Gingrich, Gingrich & Gingrich), verlangt die sofortige Freilassung seines Mandanten: «Die Sache ist die, dass es nicht gegen das Gesetz ist, über ein Jahrhundert alt zu sein. Ich glaube, Frau Dr. Helsing, Sie haben vergessen, dass Dracula Rechte hat.»

«Er ist ein verdammter Vampir», empört sich Zoe.

«Ein emotional belasteter Begriff», gibt der Anwalt zurück.

Kaum draussen, fällt dem Nachtschwärmer Nahrung wie reife Früchte in den Schoss bezwihungsweise zwischen die Zähne. Es ist die goldrichtige Zeit für ihn: Cocktails wie Dracula's Bite ätzen den Gaumen schärfer als Bloody Marys; die Haute Couture kultiviert das Aschfahle, der Wahn ewiger Jugend feiert Urständ, und Lebensgier-Räusche beherrschen sowieso die Szenen – da fällt einer wie der provokante Exzentriker Dracula wonnevoll auf (mit dem Namen!). Nur Zoe lässt sich nicht beirren, bleibt ihm unerbittlich auf den Fersen, bis sie ihm schonungslos die Wahrheit sagt, im Sinne der Aufklärung. Ihre Analyse ist schneidend, un-



Alles verkehrt gemacht? Claes Bang spielt den neuen Dracula.

folgende Flucht aus dessen Piranesi-verwinkelt Altraumschloss haben seine Jugend aufgezehrt; er verwest und stiert nach den Fliegen wie Renfield, der Fliegenfresser, bei Bram Stoker. Harker krabbeln sie ins Auge, während er der agnostischen Nonne seine Erlebnisse im Schloss erzählt. Nicht umsonst heisst sie van Helsing. Der Uralt-Despot kann ihr keinen Schrecken mehr einjagen, sie weiss aber zugleich von der Gefahr der Aufklärung. Die setzt Mut voraus, um sich nicht von der Macht der Dunkelheit in den Aberglauben zurücklocken zu lassen. Denn der Graf (Claes Bang) ist eine imponierende Gestalt von sinis-



terscheidet sich aber von jener, die einst Voltaire vorbrachte: «Die wahren Sauger wohnen nicht auf den Friedhöfen, sondern in wesentlich angenehmeren Palästen.» Oder jener von Karl Marx: «Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampyrmässig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und umso mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt.»

### Wie wird man eigentlich ein Vampir?

Mit dem Dänen Claes Bang als Dracula gelang Gattis und Moffat ein Coup. Bang hatte bisher unscheinbare Auftritte in deutschen Vorabendserien («Der Landarzt», «Küstenwache») und im dänischen «The Square» (2017), der in Cannes die Goldene Palme erhielt. Kommerziell blieb der Film mit ihm in der Hauptrolle unbedeutend. Mit seinen sanften, fleischigen Zügen, dem geschneigelten Haar wirkt er wie eine Verschmelzung von Bela Lugosi mit Christopher Lee, ist Gourmand und Gourmet zugleich, Lüstling und Snob, Verlorener und Manager. Schwerelos hält er die Balance und ironisiert sie. Durch ihn, eine «Blume des Bösen», flackert das Gegenbild der blauen Blume. E. T. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe, Charles Baudelaire, Lord Byron malten diese Nachtseitengelände mit unheilumwitterten Friedhöfen, Gewölben, Spukschlössern und todesträchtigen Ruinen in immer morbideren Farben. Es waren Bilder von Hell und Dunkel, die nach dem Film schrien und sofort, kaum konnten die Bilder laufen, aufgegriffen wurden. Mit «Nosferatu» (1922) hatten sie ihren ersten spektakulären Hit. Bela Lugosi, der 1917 Dorian Gray (!) verkörperte, war der erste Schattenfürst, gleich drei Mal auf der Leinwand («Dracula», 1931, «Mark of the Vampire», 1935, und «The Return of the Vampire», 1943) und noch öfter auf der Bühne. Er war ein getriebener, einsamer Dracula. Bei seiner Beerdigung (1956) erwiesen ihm Boris Karloff und Peter Lorre, selbst einschlägige Horror-Mimen, die letzte Ehre: «Boris, meinst du nicht, dass wir ihm einen Pflock durchs Herz treiben sollten?»

Mit Christopher Lee wurde in den 1950er Jahren Dracula zum wahren Aristokraten, der seine Untertanen das Fürchten lehrte. In den meisten der acht Vampirfilme der legendären britischen Hammer Films, verlieh die farbsatte Fachwerkidylle am Fusse des Schlosses dem Einbruch des Bösen behaglichen Schauer. Lee machte den Grafen zum zeitgenössischen Charakter. Er war ein ruheloser Nachtmanager mit

der Aura von Kälte, auf die Gattis und Moffat ausgiebig eingehen. Auch das späte und reichlich degoutante Sequel «Dracula A. D. 1972» (deutscher Titel: «Dracula jagt Minimädchen»), in dem Lee als Kontaktgestörter herumirrt, der nur auf destruktive Weise intim werden kann, mäandert durch die Serie. Francis Ford Coppolas «Bram Stoker's Dracula» (1992) war glamouröses Barocktheater mit einem Vampir (Gary Oldman), der von der Liebe gejagt wird. Einen besonderen Eindruck auf die Serie hinterliess Neil Jordans wuchtiges «Interview with the Vampire: The Vampire Chronicles» (1994) mit Tom Cruise und Brad Pitt, nach dem gleichnamigen Roman der US-Autorin Anne Rice. Jordan trat aus der Stoker-Nische und stellte als



Bela Lugosi, 1931.



Christopher Lee, 1958.



Gary Oldman, 1992.

Erster mit ironischem Aplomb die Frage, die Anne Rice in ihren Vampirromanen umtrieb: Wie wird man eigentlich ein Vampir? Der unermüdliche Aufklärer und Vampirjäger van Helsing vertrat noch die Meinung, dass jeder, der gebissen wird, zwangsläufig zum Vampir werde. Dem widerspricht Rice Held Louis de Pointe du Lac (im Film: Brad Pitt) in dem Interview, das er einem jungen Radioreporter gewährt.

Vampir wird man nur, wenn man das Blut eines anderen Vampirs trinkt; und Scheusale sind sie auch nicht. Es ist immer eine Frage der Perspektive – und genau damit spielen genüsslich Gattis und Moffat. In der letzten Folge erkrankt Zoe Helsing an Krebs, bleibt aber eisern entschlossen, Graf Dracula zu bezwingen. Das gelingt ihr, als sie ihn ins Sonnenlicht zwingt und er auf schreckliche Weise entdecken muss, dass ihm die Sonne nicht schadet. Hat er 500 Jahre lang alles verkehrt gemacht? Verzog er sich nur aus Feigheit in die Schattenlabyrinth seiner Burgen, um sich zu verkriechen und zugleich die Aussenwelt einzuschüchtern? War die Blutgier reine Tantalus-

Qual? «Blut», so Dracula, «ist ein Zeugnis. Das Zeugnis aller, die ich je vernichtete, fließt in meinen Adern.» Darauf trinkt er Zoes krankes Blut.

«Dracula» ist ein Märchen, ein Gothic-Thriller, ein Psychodrama, eine Lovestory und vor allem ein komödiantisches Spiel mit dem Vampir-Genre. «Dracula» ist auch ein Melodram, eine Satire, ein postmodernes Assoziationspuzzle, grell, morbide, frech, fantasievoll, voller magischer Bilder und grossartiger Dialoge.

«Dracula» ist ab sofort auf Netflix abrufbar.

## Sprache

# Die Drübigen

## Im Tal der Ahnungslosen.

Von Max Wey

Wörter sind wie Katzen. Sie machen, was sie wollen, ab und zu verschwinden sie, manchmal tauchen sie wieder auf. Nach dem Ende der DDR sind auch die meisten DDR-typischen Wörter verschwunden. Ein Stadtführer wird nicht mehr Stadtbilderklärer genannt. Nietenhosen wurden zu gewöhnlichen Jeans. Die Oppositionellen sind nicht verschwunden, werden aber nicht mehr als Andersdenkende oder Problembürger bezeichnet. Zum Hamburger, früher Grilletta, werden heute Pommes frites gereicht und nicht mehr Stäbchenkartoffeln. Nach der Popgymnastik, früher für Aerobic, trocknet man sich die Haare nicht mehr mit einer Luftdusche, sondern mit einem Föhn. Die vielzitierte Jahresendflügelfigur (für Weihnachtsengel) fand ihren Weg in die Alltagssprache nicht, wurde aber vereinzelt im Handel als Aufdruck gebraucht, wie Bodo Mrozek im «Lexikon der bedrohten Wörter» schreibt.

### Merkels «Plaste»

Man geht aber weiterhin in die Kaufhalle (für Supermarkt), wo man sich vielleicht noch einen Broiler (Brathähnchen), umgangssprachlich auch Gummiadler, mit Sättigungsbeilage (Beilage zu Fleisch oder Fisch) gönnt. Statt von Plastik spricht man weiterhin von Plaste; ein Wort, das auch Kanzlerin Angela Merkel ab und zu verwendet. Je nach Einkommen macht man sich einen oder eben keinen Kopf – eine typisch ostdeutsche Wendung, die man heute im gesamtdeutschen Raum findet –, ob man sich eine Vierraumwohnung (Vierzimmerwohnung) leisten kann. Typisch ostdeutsche Verben wie «abnicken» oder «andenken» liest man heute auch in Schweizer Zeitungen. Das Wort Fakt, aus dem Lateinischen stammend, eigentlich ein Neutrum (Faktum), ist keine ostdeutsche Erfindung, wurde aber in der DDR häufig verwendet. Glaubt man dem Schriftsteller Rolf Schneider, war der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht mit seinem häufig vorgetragenen «Das ist der Fakt» massgeblich dafür verantwortlich, dass dieses Substantiv heute mehrheitlich mit dem männlichen Artikel gebraucht wird.

Wird das Volk von der Obrigkeit gebeutelt, wehrt es sich mit dem Volksmund. So wurde der Palast der Republik als Ballast der Republik verspottet oder als Palazzo Protzi. Statt zu wählen, ging man falten, den Stimmzettel nämlich, denn das Wahlergebnis stand ja schon fest. Als Tal der Ahnungslosen wurde eine Region bezeichnet, in der das Fernsehen der Drübigen, der Westdeutschen, nicht empfangen werden konnte.



*Ringens um Liebe: Sandrine (Sarah Spale) und ihre Tochter Mia (Luna Mwezi) in «Platzspitzbaby».*

## Kino

# Totaldemontage

**Lange war der Zürcher Platzspitz eine wilde, freie Drogenszene. Dann wurde sie aufgelöst, das Problem verdrängt. «Platzspitzbaby» erzählt von einem solchen Skandal. Von Wolfram Knorr**

Da steht sie, zugehörnt zwischen herumwuselnden Lemuren, ein klapprig kraakelendes Menetekel des reizgierigen Überdrucklebens, und verweigert sich ihrem Ex-Lebensgefährten, der sie überreden will, ihre gemeinsame Tochter Mia ihm zu überlassen. Sandrine, lang, knochig, krätzig, stösst den Ex mit der Robustheit eines Bierkutschers von sich, eine Zigarette in der Kralle, und klammert sich an ihr Kind, mitten im stumpfen Drogendesaster am Zürcher Platzspitz.

So beginnt, wie ein krauses Spukbild, «Platzspitzbaby». Heute lässt es sich kaum mehr vorstellen, dass in den 1990er Jahren der Platzspitz Europas einzige offene Drogenszene war! 1995 wurde sie von der Polizei gewaltsam aufgelöst, ohne dass die Probleme auch nur annähernd in den Griff bekommen worden waren. Die Sozialämter boten zwar betreutes Wohnen im Umfeld Zürichs an, aber nur wenige machten Gebrauch davon. Die geschiedene Mutter von Michelle Halbheer, die das Erziehungsrecht ihrer zehnjährigen Tochter behalten durfte, obwohl sie ein Heroin-Junkie der härtesten Sorte war, gehörte dazu. Die Behörden wussten es, unternahmen jedoch nichts, das Kind wurde extremen Belastungen ausgesetzt. Ihr Buch «Platzspitzbaby», auf das sich der Film von Regisseur Pierre Monnard («Wilder») und André Küttel (Drehbuch) bezieht, erzählt von dieser kaputten Beziehung.

Und die steht im Mittelpunkt, als verqueres Ringens um Liebe, von massiver Lebenszerüttung bedrängt. Mutter und Tochter wollen sich nicht verlieren. Die Mutter instrumentalisiert die Empfindsamkeit ihres Kindes und wagt es durch wie in einem Schleudergang. Die überforderte Tochter wiederum versucht die Mutter aus ihrem Elend herauszureissen: mit Sisyphus-Geduld und blauäugigen Vorstellungen, das Nirwana der Mutter vor Augen, steigt sie in den Suchtsumpf, allein, ohne Kenntnis, ohne fachliche Hilfe.

Die Behörden sind weit weg, wie in einer anderen Galaxie. Eine Totaldemontage sozialer Verantwortung, nicht nur den Kindern Suchtkrank gegenüber, auch den Suchtkranken selbst. So feigt mit furioser Power ein zerquält aggressives Mutter-Tochter-Drama durch eine sterile Vorortkommune, deren bürgerliche Solidität schon ein wenig porös ist. Immer wieder schleichen alte Platzspitzkumpel wie giftige Sumpfbüthen um Sandrine und treiben Mia mit ihrem Ohnmachtsgefühl, ihrem Schutzbedürfnis und ihrer Angst vor der Schutzlosigkeit, in die Verzweiflung. In ihrer Einsamkeit imaginiert sie sich einen Freund an ihre Seite. In einer Clique findet sie schliesslich so etwas wie eine neue «Familie», die ihr Halt gibt.

«Platzspitzbaby» ist ein Schauspielerfilm, das Psychogramm einer Persönlichkeitszerstörung und eines Kindes, das fast mit in den Orkus ge-

rät. Luna Mwezi als Mia ist eine Entdeckung, auch wenn sie manchmal an einer «Gossen-Heidi» vorbeischrämt. Perplex macht einen Sarah Spale als Sandrine, die mit radikaler Selbstentblössung zwischen liebend manipulierender Mama und schroffer Rabenmutter, hemmungslos lügend und sogar Mias Eigentum zu Geld machend, um an Spritzen zu kommen, durch sämtliche Stimmungsregionen torkelt. Das kann an die Nieren gehen. Sie zieht die Rolle an sich heran, mit allen Merkmalen, von dunklen Augenringen über eingefallene Wangen bis zur Knochigkeit: eine Frau wie Stacheldraht, die dann wieder schlurfend und humpelnd zum alterslosen Vehikel wird, um die Liebe ihrer Tochter heult, schneift und quäkt. ★★★★★

## Weitere Premieren

**1917** — Man muss verrückt sein, heisst es in Joseph Hellers Kriegssatire «Catch-22», sich freiwillig für einen Einsatz, einen möglichen Tod also, zu melden. Hellers Held will das vermeiden, muss aber einen Antrag auf Begutachtung seiner Verrücktheit stellen. Doch wer einen solchen Antrag korrekt ausfüllen kann, liefert den Beweis, eben nicht verrückt und also normal, tauglich zu sein. Dieses «Catch-22»-Dilemma entlarvt die Absurdität, den Wahnsinn des Kriegs.

In «1917» geht es hingegen wieder ernst und patriotisch zu. Im Frühjahr, irgendwo in Frankreich, hocken die Briten in ihren Schützengräben und erfahren, der deutsche Feind habe sich zurückgezogen. Das britische Hauptquartier hält das für einen Hinterhalt und versucht, eine andere Einheit, die den deutschen Rückzug für einen Angriff nutzen will, zu warnen. Aber wie? Feldtelefon? Telegrafie? Alles kaputt. Soldaten müssen ran: Blake (Dean-Charles Chapman) und Schofield (George MacKay) erhalten den Auftrag, sich zwischen die Fronten zu begeben, bevor die Kollegen in die Falle geraten!

Angesichts dieser Lage fragt sich, wer hier verrückt ist: die Truppenleitung, die nur zwei losschickt (und nicht zur Sicherheit ein zweites Kurierteam), sie also letztlich «abschreibt» (und die Einheit, die gewarnt werden soll, indirekt mit)? Die beiden Tröpfe? Oder womöglich gar Sam Mendes, der sich die Story ausdachte? Damit diese einigermaßen glaubhaft überkommt, hat Regisseur und Autor Sam Mendes



*Zwei Brexiteers alleine unterwegs: «1917».*



(mit Co-Autorin Krysty Wilson-Cairns) den Soldaten Blake emotional mit dem Auftrag verknüpft: Sein Bruder leistet bei der gefährdeten Truppe Dienst! Wo Joseph Heller (und die spätere Verfilmung von «Catch 22») derartige Situationen mit toxischem Sarkasmus füllte, greift Mendes zum Patriotismus – mit der unterschweligen Botschaft: Wir schaffen das, zwei Brexiteers alleine unterwegs. Weil Mendes ein brillanter Regisseur ist und fulminant mit raffinierter Montage die patriotische Hatz verpackt, ignoriert die Kritik mehrheitlich die Story und berauscht sich dafür an der tatsächlich ungemein beeindruckenden Gestaltung und kriegt sich fast nicht mehr ein, weil Mendes so raffiniert montiert, dass der Eindruck entsteht, fast alles in einer Einstellung gedreht zu haben. Ist ja auch toll und der Golden Globe für «1917» gerechtfertigt. Darf man darüber die Story ignorieren? ★★★★★☆



Alptraum-Roadmovie: «Queen & Slim».

**Queen & Slim** — Ein schwarzes Paar, nachts im Auto unterwegs, da heult die Sirene des Streifenwagens – und ein weisser Cop beginnt mit den üblichen Schikanen. Was Melina Matsoukas (Regie) sowie Lena Weithe und James Frey (Buch) aus diesem Alptraum-Roadmovie machen, ist erschreckend. ★★★★★☆

## Knorrs Liste

1	<b>Les misérables</b> Regie: Ladj Ly	★★★★★
2	<b>Queen &amp; Slim</b> Regie: Melina Matsoukas	★★★★★
3	<b>Knives Out</b> Regie: Rian Johnson	★★★★★
4	<b>Star Wars: The Rise of Luke ...</b> Regie: J. J. Abrams	★★★★★
5	<b>Als Hitler das rosa Kaninchen...</b> Regie: Caroline Link	★★★★★
6	<b>Judy</b> Regie: Rupert Goold	★★★★★
7	<b>The Two Popes</b> Regie: Fernando Meirelles	★★★★★
8	<b>Hors normes</b> Regie: Olivier Nakache / Eric Toledano	★★★★★
9	<b>The Farewell</b> Regie: Lulu Wang	★★★★★
10	<b>Bruno Manser – Die Stimme...</b> Regie: Niklaus Hilber	★★★★★



## Körzis Hollywood

# Verändert ein Oscar das Leben?

Henckel von Donnersmarck, Waltz, Cohn. Von Norbert Körzdörfer

**E**r ist schwerer als ein Sixpack Bier. Ich sass im Fond einer schwarzen Stretchlimousine um vier Uhr früh, als ich das erste Mal einen Oscar berührte.

Das deutsche Filmgenie Florian Henckel von Donnersmarck hatte mit seinem ersten Film, «Das Leben der Anderen», die 3,5-Kilo-Trophäe gewonnen – mit 34. Steven Spielberg hatte mich beim Gouverneursball gefragt: «Wo ist er? Toller Film, aber ich kann mir den Namen nicht merken!»

Florian sass mit Frau Christiane und Oscar im Sushi-Bistro. Die After-Show-Party stieg im Traumanwesen von Roland Emmerich. Der Träumer Florian hatte optimistisch die «Pretty Woman»-Suite im «Beverly Wilshire» gebucht. Es wurde eine Traumnacht – zu dritt!

Der Oscar ist der Nobelpreis des Films, er ist der Adelstitel von Hollywood. Wer ihn hat, verdient sofort das Doppelte!

Erfolgsfolge: eine Lawine der Angebote, Drehbücher und Chancen! Der Oscar ist eine Ruhmrente!

Für Christoph Waltz (63) war er eine Lebenswende. Der österreichische TV-Schauspieler wollte schon resigniert aufgeben – mit fünfzig! Wie durch ein Wunder wurde er als Sprachgenie von Quentin Tarantino für «Inglourious Basterds» in Berlin entdeckt. Und Waltz überspielte und überstrahlte alle, auch Brad Pitt! Heute ist Waltz ein Weltstar (zwei Oscars) und hat eine Mietwohnung in Berlin. Und er ist Bösewicht im neuen «007», «Keine Zeit zu sterben».

Filmguru Michael Haneke (heute 77) nahm den Oscar für «Liebe» (2012) wie ein süßes Lebensdessert. Ich sass bei der After-Show-Party hinter ihm. Er freute sich fast mehr über das Mitternachtsgulasch. Als er ging, vergass er den Oscar – fast. Ich trug ihn ihm hinterher. Er schmunzelte: «Sie wissen: Wenn man einen Oscar berührt, den man nicht gewonnen hat, kriegt man keinen mehr!»

Hollywoodlegende Arthur Cohn hat sechs (!) Oscars und ist ein Oscar-Orakel! Wer neben ihm im Dolby Theatre unter 3500 VIP-Gästen sitzt, staunt. Bevor die Oscar-Umschläge aufgerissen werden, flüstert er seinen Tipp. Trefferquote: 90 Prozent!

Die Top-Favoriten 2020? Der Borderline-Star Joaquin Phoenix (45) für seine Sensationsrolle in «Joker» und die wiederauferstandene Renée Zellweger (50, Schweizer Vater!) für «Judy» – die letzten traurigen Tage der Judy Garland, die mit 47 starb.

Verändert ein Oscar das Leben?

Der Veganer und Karate-Fan Phoenix, der dreimal für den Oscar nominiert war, nimmt den Oscar nicht so wichtig, aber jetzt bekam er den Golden Globe, das Sprungbrett zum Oscar. Er lebt zurückgezogen in den Hollywood Hills, mit seiner Verlobten, Millionenerbin Rooney Mara (34, «The Girl with the Dragon Tattoo»), und zwei Rettungshunden – ohne Facebook, ohne Instagram, ohne Skandale und ohne Lederschuhe oder Lederkleidung. Er gestand mir staunend: «Ich wusste früher gar nicht, dass die Oscar-Academy eine Non-Profit-Organisation ist, die sich um die Erhaltung und Restauration alter Filme kümmert. Sie schützt die Filmkultur für die Nachwelt!»

Letzte Woche haben die 9000 Mitglieder geheim und mit Elektro-Code abgestimmt.

Man bekommt eine aktenkoffergrosse DVD-Box. Man guckt die Filme. Dann loggt man sich mit Kennziffer über den Computer auf der Oscar-Website ein. Dann vibriert das Handy – mit einem Code, den man eingibt. Dann kann man mit Häkchen abstimmen. Danach muss man die DVDs zerbrechen und vernichten.

Noch 24 Mal aufwachen, dann gibt's die Oscars (9. Februar). Weihnachten in Hollywood.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

## Diskriminierung

Von *Andreas Thiel*

**Präsidentin:** Liebe homo-, bi- und transsexuelle In- und Ausländerinnen, liebe homo-, bi- und transsexuelle In- und Ausländer, liebe homo-, bi- und transsexuelle Andersgläubige und Behinderte, ich begrüße Sie zur Versammlung unseres Vereins gegen die Diskriminierung von Homo-, Bi- und Transsexuellen. Um die Diskriminierung von farbenblinden Homo-, Bi- und Transsexuellen zu stoppen, werden die Regenbogenfarben unserer Flagge Rot-Orange-Gelb-Grün-Blau-Lila ersetzt durch die Farben Dunkelgrau-Grau-Weiss-Hellgrau-Anthrazit-Schwarz.

**Bisexuelle Blondine:** Was ist mit homo-, bi- und transsexuellen Blinden? Müsste die Flagge für die nicht einfach schwarz sein?

**Homosexuelle Blinde:** Wir sehen mit den Händen. Ich schlage eine Materialabstufung vor: Wolle-Baumwolle-Viskose-Nylon-Leinen-Jute.

**Transsexueller Allergiker:** Und was ist mit Homo-, Bi- und Transsexuellen, die auf einen dieser Stoffe allergisch sind?

**Bisexuelle Blondine:** Wir können ja die Streifen mit Warnhinweisen wie «Achtung: Wolle» bedrucken. Und für allergische homo-, bi- und transsexuelle Analphabeten bedrucken wir sie in gut unterscheidbaren Farben: «Achtung: Wolle» in Rot, «Achtung: Baumwolle» in Orange, «Achtung: Viskose» in Gelb, «Achtung: Nylon» in Grün, «Achtung: Leinen» in Blau und «Achtung: Jute» in Lila.

**Präsidentin:** Dann haben wir also den roten Schriftzug «Achtung: Wolle» auf dunkelgrauer Wolle, den orangenen Schriftzug «Achtung: Baumwolle» auf grauer Baumwolle, den gelben Schriftzug «Achtung: Viskose» auf weisser Viskose, den grünen Schriftzug «Achtung: Nylon» auf hellgrauem Nylon, den blauen Schriftzug «Achtung: Leinen» auf anthrazitfarbenem Leinen – und den lila Schriftzug «Achtung: Jute» auf schwarzer Jute.

**Transsexueller Allergiker:** Das klingt alles sehr kompliziert.

**Präsidentin:** Wir versuchen eine Lösung zu finden, die allen dient.

**Bisexuelle Blondine:** Vielleicht ist allen gedient, wenn wir diesen Verein auflösen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Heiratslust im Engadin

Eine Hochzeit in St. Moritz, über die alle sprechen; russischer Silvester in Zürich. Von *Hildegard Schwaninger*

Die indische Hochzeit vom Februar 2019 ist noch in frischer Erinnerung (pro memoria: Die Superreichen Akash Ambani und Shloka Mehta feierten Hochzeit, Drei-Tage-Fest mit 850 Gästen, Riesenrad, Catering aus London und bis in die Dachstöcke ausgebuchten Hotels), da steht in St. Moritz schon wieder eine Elefantenhochzeit an. Stavros Niarchos und Dascha Schukowa schliessen den Bund fürs Leben. Stavros Niarchos, geboren 1985, ist der Sohn von Philip Niarchos und Victoria, geborene Guinness (Biererbin). Dascha Schukowa, geboren 1981, ist die Ex-Frau von Roman Abramowitsch (\*1966), dem russischen Milliardär, mit dem sie zwei Kinder hat, Leah Lou (2009) und Aaron Alexander (2013).

Stavros Niarchos und Dascha Schukowa gelten als Power-Couple nicht nur der Superreichen-Society, sondern vor allem der Kunstwelt. Dascha Schukowa gründete 2008 in Moskau das Kunstzentrum Garage, heute Garage – Museum of Contemporary Art, zudem das New Holland Island Cultural Center in St. Petersburg, ausserdem ist sie Mitbegründerin und Board-Member der Kunstanlage The Shed in New York. Dascha Schukowa, die in Moskau geborene Tochter eines russischen Ölkaufmanns, die mit elf Jahren mit ihrer Mutter, einer Biochemikerin, in die USA emigrierte, gilt heute als eine der wichtigsten Kunstsammlerinnen der Welt.

Die griechischen Reeder Niarchos sind St. Moritz seit bald siebzig Jahren äusserst ver-

bunden. Stavros Niarchos (1909–1996) kam seit den fünfziger Jahren nach St. Moritz, 1974 liess er sich hier nieder, investierte viel Geld. Seine Söhne Philip und Spyros Niarchos sind die grössten privaten Grundbesitzer in St. Moritz und die grössten Arbeitgeber im Engadin (1000 Mitarbeiter), Besitzer des «Kulm Hotels», des «Grand Hotels «Kronenhof» in Pontresina, Hauptaktionär der Corvatsch AG et cetera et cetera. 2018 bekamen sie von St. Moritz das Ehrenbürgerrecht. Die Stavros-Niarchos-Foundation unterstützt mit viel Geld diverse kulturelle und soziale Projekte. Die Familienvilla auf dem Suvretta-Hügel ist mit viel Kunst ausgestattet, unter anderem ist Picassos Meisterwerk «Yo, Picasso» im Besitz der Familie Niarchos.

Dascha Schukowa und Stavros Niarchos sind – offiziell – seit Daschas Scheidung von Abramowitsch ein Paar, im Oktober 2019 haben sie in Paris geheiratet, jetzt kommt die grosse Hochzeitsfeier in St. Moritz. 500 Gäste werden erwartet, unter ihnen der Galerist Larry Gagosian aus New York und Fussballstar David Beckham.

Russischer Silvester wird traditionell am 13. Januar im Hotel «St. Gotthard» mit einer Bolschoi-Gala gefeiert. Hotelière Ljuba Manz, halb Russin, halb Wienerin (ihre Biografie kann man in dem Buch «Reaching for the Stars» jetzt auch auf Englisch nachlesen), hat



Fast verliebt

## Gute Eifersucht

Von *Claudia Schumacher*

Neulich unterhielt ich mich mit einem reifen Mann, den ich klug und weise finde. Trotzdem musste ich ihn für einmal mitten im Satz unterbrechen. Er sagte:

«Eifersucht ist mit Liebe unvereinbar, deshalb ...» – da hakte ich ein. Die Annahme, dass Liebe und Eifersucht sich ausschliessen, hielt ich für absurd. «Na ja», erwiderte er, «wenn du jemanden liebst, musst du sein bestes Interesse im Sinn haben und ihn stets tun lassen, was ihn glücklich macht.» Da fing ich an zu lachen.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich glaube, ich bin weder irrational eifersüchtig noch schlecht in der Liebe. Ich habe mir Gedanken gemacht, wie man die Sache anpacken sollte. Immer schön zuhören. Um Verständnis und Ehrlichkeit bemüht bleiben. Den Humor, das Essen, die Freunde teilen. Womöglich bin ich sogar etwas altruistisch: Für meine allerliebsten Menschen würde ich jede Kugel fangen – glaube ich. Aber würde ich sie deshalb stets tun lassen, was sie glücklich macht? Das glaube ich nicht.

Nehmen wir an, ein Paar liebt sich, bekommt Kinder, baut sich etwas auf. Die zwei





**Power-Paar:** Stavros Niarchos, Dascha Schukowa.



**Lebenslust:** Sascha, Ljuba und Zulfiya Manz.



**Wahre Grösse:** Anastasia und Dieter Kiefer.

dieses Fest vor dreissig Jahren in Zürich eingeführt. Jedes Jahr singt der jetzt 84-jährige Professor **Petja Houdjakov** mit seinen Don Kosaken russische Lieder. Auch jedes Jahr dabei ist **Margarita Louis-Dreyfus**, die wohl berühmteste schweizerisch-russische Unternehmerin. Sie erscheint immer erst nach dem Aperitif, huscht dann zu ihrem Tisch, wo sie mit ein paar russischen Freundinnen feiert. Fotografiert werden will sie nicht, aber sie hat viel Spass und tanzt gern. Ihr Partner **Philipp Hildebrand** war auch schon mal dabei am russischen Silvester, kommt aber nicht jedes Jahr. **Irina Nikitina**, die Pianistin und Präsidentin der Musical Olympus Foundation, wo Ljuba Manz (Musik ist ihr Lebenselixier) Mäzenin ist, sass neben Marco Conte (Ehemann von Ljuba Manz). Am Ehrentisch waren auch noch der russische Botschafter und ein russischer Ex-Botschafter, beide inklusive Ehefrauen.

Erstmals an der Boschoi-Gala war Weinhändler **Gianni Vergani** mit seiner Frau **Mara**, die aus Armenien stammt und Russisch spricht. Die Einladung zum russischen Silvester war ein Geschenk von **Sascha Manz**, der Götti von Verganis Tochter ist. Sascha Manz ist einer der Manz-Zwillingssöhne, sein Bruder **Mischa** war nicht da, er ist in Malta. Es waren – wie überall, wo Russinnen sind – sehr viele attraktive Frauen da (die Russinnen glänzen durch Lebenslust), die schönste, fand der Fotograf **Rolf Edelmann**, sei **Zulfiya**, die Frau von Sascha Manz. Edelmann: «Sie hat das schönste Lächeln.» **Anastasia Kiefer**, die Modedesignerin, war auch da. Mit ihrem Mann **Dieter Kiefer**. Er war der Grösste der Anwesenden. 1,95 Meter.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

werden älter, einer schlittert in die Krise und würde gerne was Jüngereres mit ins Bett nehmen. Soll der oder die andere dann sagen: «Schatz, kein Problem, achte nicht auf mich! Tu, was dich glücklich macht!» Das mag ein edelmütiger Ansatz sein – aber ist er realistisch? Und ist die Liebe all derer, die auch mal intervenieren und sich von der spontanen Glückssuche des anderen nicht alles kaputt-machen lassen, nichts wert?

«Jede Liebe, die andauern soll, braucht Eifersucht in Massen», entgegnete ich also. Denn die Eifersucht ist ein Frühwarnsystem: Sie hilft, Bedrohungen zu erkennen und den potenziellen Ausbüchser oder die Fremdgängerin zurück nach Hause zu führen. Kann eine leise Eifersucht nicht dafür sorgen, dass man sich wieder mehr Mühe gibt mit dem anderen? Was diesem ja womöglich hilft, sich neu zu verlieben: in den bestehenden Partner.

Der weise Mann schmunzelte. «Okay, ich modifiziere meinen Satz: Liebe und Eifersucht können nicht gleichzeitig empfunden werden.»

Das klang schon besser für mich. Eifersucht fühlt sich schliesslich nicht direkt an wie Liebe. Sie steht auch nicht immer mit ihr in Verbindung: Menschen, die sie nicht im Griff haben, sind zum Ärgsten fähig. Aber die Menge macht das Gift. Eine Prise Eifersucht unterbricht vielleicht die traute Zweisamkeit, kann sie auf lange Sicht aber stärken.

Wer das Ziepen der Eifersucht kennt, weiss um den Wert seines Partners und hat Angst, ihn zu verlieren. Ein klein wenig Angst ist schliesslich gesund! Sie wissen ja, was Psychologen über Menschen ohne Angst sagen: Es handelt sich um Psychopathen.



Unten durch

## Sterne aus Bambus

Von **Linus Reichlin**

An Weihnachten waren wir bei Tante Lydia, sie hatte den Tisch mit Weihnachtssternen aus Bambus dekoriert. Mein Cousin Ralf sagte, er habe gelesen, dass diese Sterne in Pakistan von Kindern hergestellt würden, und Kinderarbeit sei in Zeiten von Greta Thunberg inakzeptabel, obwohl man sich fragen könne, ob Greta nicht auch in gewisser Weise arbeite. Anna, meine Schwägerin, sagte, Fabriken mit Kinderarbeit würde sie am liebsten mit Tomaten bewerfen, es sei eine schreckliche Vorstellung, dass muslimische Kinder christliche Sterne herstellen müssten. «Also ich finde es schön», sagte Tante Lydia, «wenn man weiss, dass das Kinder gebastelt haben.»

So konnte man es auch sehen, deshalb wechselten wir das Thema und sprachen jetzt über Onkel Erich, der immer noch Fernsehsendungen auf Videokassetten aufnimmt. Er erklärte uns, wie er es macht: Er wartet, bis die Sendung anfängt. Dann drückt er den Aufnahmeknopf. Dann geht er spazieren, obwohl er es nicht gern tut. Aber irgendwie muss er die Zeit totschlagen, bis die Sendung fertig ist, erst dann kehrt er nach Hause zurück. Das heisst, er verpasst die Sendung willentlich und geplant, damit es Sinn ergibt, dass er sie auf Kassette aufnimmt. Schwägerin Anna wies ihn darauf hin, dass es heutzutage sogenannte Mediatheken gebe: «Du würdest der Umwelt viel Plastikmüll ersparen, wenn du die Sendungen im Internet schaust.» «Ich will der Umwelt aber keinen Plastikmüll ersparen», sagte Onkel Erich; zum Glück darf heutzutage noch jeder seine Meinung sagen.

Er behauptete, ausserdem sei die Bildqualität auf Videokassetten viel besser als im Internet. Er demonstrierte es uns, indem er mit der Schere die Schnur durchschneidete, mit der der Christbaum sicherheitshalber am Radiator festgebunden war. Nun mussten wir den Christbaum zu dritt stützen, damit er nicht nach rechts kippte – «wie zurzeit leider so viele Regierungen in Europa», sagte Schwägerin Anna. Wir schoben den Christbaum sogar noch weiter nach rechts, damit der Fernseher dahinter sichtbar wurde. Es war der seltene Fall, dass das Fernsehen einen Rechtsruck be-

» Fortsetzung auf Seite 72

grüsste. Onkel Erich schob eine Kassette mit etwas Weihnachtlichem in den Recorder, einer Sendung über Island im Winter. Ich hörte den Kommentator sagen: «Island ist das am dümmsten besiedelte Land Europas.» Ich sagte zu den anderen: «Stimmt eigentlich, Island wäre gescheiter von Schweizern besiedelt, dann wären die Geysire zwar weniger hoch, aber dafür gäbe es ganz kleine *Geysirli*, die man exportieren könnte.» Keiner verstand, was ich damit meinte.

Nachdem wir uns davon überzeugt hatten, dass ein rotgesichtiger, angetrunkenener Isländer auf Videokassette qualitativ viel besser aussieht als im Internet, sangen wir «Stille Nacht». Tante Lydia begleitete uns auf dem Klavier, das zuletzt nach dem Bombenangriff auf Schaffhausen 1944 gestimmt worden war. In den darauffolgenden acht Friedensjahrzehnten war das mittlere C anderthalb Töne höher gestiegen, so dass wir «Stille Nacht» mit Kopfstimme singen mussten – bei «alles schläft» erlitt Schwägerin Anna einen Stimmbandriiss. Das kommt an Weihnachten in vielen Familien vor, kein Wunder: Die Leute singen das ganze Jahr keinen Ton, aber an Weihnachten drücken sie bei «alles schläft» so richtig auf die Tube, und schon macht's knack im Hals, und die Stimme klingt wie die des Esels in der Krippe. Mein Bruder, der den ganzen Abend noch kein Wort gesagt hatte, wurde jetzt, da seine Frau endlich mal die Schnauze hielt, richtig redselig. Er kam aus sich heraus. Er gestand uns, dass er ein Verhältnis mit einer Bordhostess hatte und an Leberzirrhose litt. Meine Schwägerin piepste etwas, aber keiner verstand sie. Danach brach sie zusammen. Um halb elf gähnte Tante Lydia demonstrativ und begann, die pakistani-sche Tischdekoration abzuräumen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Vorschlag zur Güte

Von Peter Rüedi

**D**ies ist der Wein der Stunde. Nach der Opulenz der Festtage, zu denen uns alle Weinwelt die prestigiosen Flaschen aus jenem Preissegment aufgenötigt hat, die in den Niederungen des gewöhnlichen Jahres ausser Reichweite liegen (nach dem unsäglichen Motto «Man gönnt sich ja sonst nichts»); nach allem önologischen Aplomb, der uns über das zweifelhafte Vergnügen obligater fetter Vetterbesuche hinweghelfen musste, ist jetzt vielleicht das Leichte gefragt, das Beschwingte.

Ein Schuss Poesie, bevor uns der graue, nicht weniger fragwürdige Januar wieder hat und möglicherweise der Frust einer alljährlichen monatlichen Alkoholabstinenz (löblich, aber mühsam – was mich betrifft, halte ich diese im Februar ab, einfach, weil es der kürzeste Monat ist). Mit anderen Worten: das, was uns der Handel vor einem halben Jahr als «Sommerwein» empfohlen hat. Ich halte an mich und wiederhole nicht nochmals, was ich von solchen jahreszeitlichen Weinstrategien halte, die mich allemal an Karl Valentins Vorschlag zur Lösung des Münch-

ner Verkehrschaos erinnern: im Januar die Fussgänger, im Februar die Strassenbahn, im März die Ambulanzen, im April die Radfahrer etc.).

Dieser coole, schlanke, dabei keineswegs harmlose oder gar banale Weisse aus dem nordspanischen Galicien, genauer von der Appellation Rías Baixas, noch genauer aus deren Unterzone mit dem schönen Namen «O Rosal» ganz im Südwesten des wilden, grünen, feuchten Landstrichs am Atlantik und hart an der portugiesischen Grenze, besteht zum Grossteil (70 Prozent) aus der wunderbaren autochthonen Sorte Albariño (aus der in Portugal – da heisst sie Alvarinho – mehrheitlich auch die meerfrischknackigen Vinhos verdes sind).

Der O Rosal der jungen Kellerei Terras Gauda (gegründet 1990, mit immerhin 135 Hektar Rebfläche), komplettiert durch 20 Prozent Loureiro und 10 Prozent Cainho branco, zwei andere Autochthone, erschöpft sich freilich nicht darin, maritime Atlantikfrische zu suggerieren. Die assoziiert er zwar auch und bietet sich so naheliegend als Begleiter zu allerlei *seafood* an. Aber nicht allzu kalt getrunken, entfaltet er ein wunderbares Gleichgewicht von floralen und fruchtigen Aromen: Linden- und Orangenblüten, Apfel- und Birnendüfte sowie jede Menge exotische Nuancen (unter anderem Passionsfrucht), Zitrusfrüchte natürlich, Orangenschalen. Man mag die aromatische Vielfalt, wie schon geschehen, mit der eines gelungenen Weins aus Viognier vergleichen, allerdings eines besonders zurückhaltenden und eleganten. Er hat einen muskulösen, straffen, aber keineswegs anorektischen Körper. Ein grosses Vergnügen. Nicht nur als nachweihnachtliches Kontrast- und Erlösungsprogramm. Als das allerdings auch.

Terras Gauda: O Rosal 2018. Rías Baixas, Galicia. 12,5 %, Fr. 17.25. Arvi, Melano. [www.arvi.ch](http://www.arvi.ch)



## Salz & Pfeffer

# Lieblingsbeizen

Von Andreas Honegger

**D**er «Franzos» ist ein kleines, attraktives Zürcher Café und Bistro am unteren Limmatquai. Am Morgen kann man da frühstücken wie eine Prinzessin: Auf einem mehrstufigen Plateau türmen sich diverse Verlockungen auf dem kleinen Tischchen:

Croissant, Baguette, Confitüre, Rührei, Käse, Charcuterie ... Und zu den Essenszeiten werden kleine attraktive Dinge angeboten wie Sardinen, Tapenade, Croque Monsieur, Quiche Lorraine, Coq au Vin, Hachis Parmentier oder ein vorzügliches Tatar. Das Essen schmeckt, und die Atmosphäre ist eng, warm, liebenswürdig; genau das, was Frankophone lieben.

Kennengelernt haben wir das sympathische Lokal, weil dort vor kurzem die neue Ausgabe von «Waltis Beizenführer» vorgestellt wurde – einst von Walter Kunz für Freunde gegründet und dann immer weiter ausgebaut. Nach dessen Tod übernahm ein enthusiastisches Team die Verantwortung für das Weiterleben des Führers, den niemand zwingend braucht, aber alle, die ihn kennen, vermissen würden. Viele der Kurzberichte von Beizenbesuchen bilden natürlich auch ein Kompendium von Lieblingsbeizen der kleinen Runde der Tester. Treibende Kräfte, die ihr Herzblut in den Beizenführer fliessen lassen,

sind Balz Hösly als Herausgeber und Sonja Wollkopf Walt als Redaktorin. Spannend dabei ist, dass die beiden, die mit ihrem Hobby dafür sorgen, dass die von ihnen geschätzten Wirtschaften florieren, im «wirklichen» Leben tatsächlich Wirtschaftsförderer im grossen Stil sind. Balz Hösly ist Präsident von Greater Zurich Area und Sonja Wollkopf Walt Managing Director beim gleichen Unternehmen, das ein erfolgreiches Standortmarketing für eine inzwischen neun Kantone umfassende Region betreibt. Der liebenswürdige «Waltis Beizenführer» ist damit ein Stück Wirtschaftsförderung, das gewissermassen das Satyrspiel bildet zum grossen Wirtschaftstheater seiner Produzenten – und beide sind, wenn auch in unterschiedlicher Grössenordnung, erfolgreich ([waltis-beizenfuehrer.ch](http://waltis-beizenfuehrer.ch)).

«Franzos», Limmatquai 138, Zürich. Tel. 044 542 46 33





Auto

## Weil er es kann

Obschon als geräumiges SUV gebaut, wird der BMW X3 M Competition immer mehr zum Sportwagen. *Von David Schnapp*

Man darf sich durchaus die Frage stellen, warum ein mittelgrosses SUV, das vier Personen plus deren Gepäck grosszügigen Platz bietet, mit 509 PS ausgestattet sein muss. Der BMW X3 M Competition, den ich über den Jahreswechsel ausführlich testen konnte, bietet einen stark aufgeladenen Reihen-Sechszylinder-Benzinmotor mit Hochdrehzahlkonzept, der den Allradwagen in 4,1 Sekunden von 0 auf 100 km/h zu beschleunigen vermag.

Wer sich auch nur ganz wenig von der Faszination für Automobiltechnik begeistern lassen kann, braucht nicht lange im X3 M zu sitzen, um sich die Frage nach dem Sinn solcher Fahrzeuge selbst zu beantworten. Straff und sportlich rollt der BMW los, und je schneller man unterwegs ist, desto satter scheint die Verbindung zwischen Auto und Strasse zu werden. Meine Reiseroute führte mich bei Schaffhausen auf die A81 Richtung Stuttgart, und an einem trockenen Wintermorgen beschleunigte ich dort den dunkelblauen Hochsitz-Renner – praktisch ungestört von anderen Verkehrsteilnehmern – flüssig über

die in der Schweiz geltende Höchstgeschwindigkeitslimite hinaus. 200 km/h scheinen im X3 M eine ausgesprochen natürliche, um nicht zu sagen ideale Reisegeschwindigkeit zu sein. Warum aber sollte man das machen? Weil der BMW das eben kann.

Denn nun rollt das Zwei-Tonnen-SUV so perfekt und ruhig über den Asphalt, dass man auch als erfahrener Autotester staunt. Dass die Ingenieure der M GmbH, zuständig für die schnellsten unter den BMWs, Meister der Fahrwerksabstimmung sind, zeigt sich einerseits beim Verhältnis zwischen Geschwindigkeit und Strassenlage und vor allem auch in Kurven. Trotz erhöhter Bodenfreiheit gibt es auch bei engen Radien bei zügigem Tempo keinerlei Tendenz zu unangenehmen Wankbewegungen. Mit souveräner Sturheit nimmt der X3 M Competition jeden Strassenverlauf.

Der Kompromiss zwischen Sportwagen und Allrad-SUV ist aber vor allem bei tiefen Geschwindigkeiten, zum Beispiel auf mangelhaften innerstädtischen Strassen, spürbar. In die-

ser Situation rumpelt der BMW mit eher rauem Charme über die Fahrbahn und gibt einem zu verstehen, dass ihm schneller und besser asphaltiert lieber wäre.

Wenn man versucht, den X3 M Competition historisch einzuordnen, fällt auf, dass dieses Auto relativ spät kommt. Zwar hat BMW mit dem X5 den Trend zum sportlichen Offroader gesetzt und hat auch die Tendenz zum kompakteren SUV geahnt – lange bevor Mercedes mit dem GLC oder Porsche mit dem Macan auf den Plan traten. Aber mit der betont sportlichen Variante ist BMW eher spät dran. Dafür hat man das Thema dann mit Tiefgang bearbeitet: Motor, Antriebsstrang, Getriebe, Bremsen, Differenzial – alle entscheidenden Komponenten sind seriös auf grösstmögliche Dynamik ausgelegt.

Wer sich in einen BMW X3 M Competition setzt, sollte sich deshalb nicht täuschen lassen. Es sieht zwar auf den ersten Blick aus wie ein geräumiges, mittelgrosses SUV, aber im Herzen ist dieses Auto ein stark leistungsorientierter Sportwagen.

**BMW X3 M Competition**  
 Leistung: 510 PS / 375 kW; Hubraum: 2993 ccm;  
 max. Drehmoment: 600 Nm (bei 2600–5950 U/min);  
 Verbrauch (EU-Zyklus): 10,5 l / 100 km;  
 Beschleunigung (0–100 km/h): 4,1 sec;  
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
 (285 km/h mit M Driver's Package);  
 Preis: Fr. 99 900.–, Testwagen: Fr. 130 340.–



Tamaras Welt

## Schadet der Penis dem Klima?

Männer setzen sich zusammen und hecken Pläne aus, wie sie der Umwelt schaden und den Planeten ruinieren können. Männer sind angeblich schuld am Klimawandel. Von Tamara Wernli

Die Idee stammt von der Feministen-Front. «Klimawandel hat seinen Ursprung auch in traditionellen Konzepten von Männlichkeit», sagte Feminismus-Aktivist Jens van Tricht jüngst bei Deutschlandfunk. Ich war mir nicht sicher, ob das ironisch sein sollte – aber so viel Humor traue ich diesen Leuten gar nicht zu. Es liege am Gesellschaftssystem, das wir ändern müssen, und mit Feminismus könne man der Klimakrise entgegentreten. Heisst also: Männer sollen sich ändern und gute Wesen werden wie die Frauen, die wir ja bekanntlich alle völlig im Einklang mit der Natur leben.

Schon 2007 hat eine Bremer Professorin der Gender Studies, Ines Weller, auf die Schuld der Männer beim Klimawandel hingedeutet. Laut *Spiegel* online sagte sie, dass Männer mehr Fleisch essen, mehr Auto fahren und meistens grössere Wagen als die Frauen, die wiederum mehr Obst und Salate essen. Ihre zugespitzte These: Wer mehr verdient, verbraucht mehr Ressourcen und verursacht mehr klimaschädigende Emissionen. Sie gab laut Spon aber zu, dass die Daten dünn sind.

Das nächste Pimmel-Bashing las ich bei der *Zeit*. «Beim Klima zählt auch das Geschlecht», schreibt Diplom-Physikerin Gotelind Alber 2015. «Frauen verhalten sich umweltbewusster.» Auch sie meint, dass Männer mehr Auto fahren, Frauen tendenziell umweltfreundlicher unterwegs seien, mit kleineren, sparsameren Autos, und eher vegetarisch essen. Klimawandel sei ein strukturelles Problem, denn es sei unter anderem die «Dominanz von Männern und ihren Perspektiven, die in den Entscheidungspositionen die ungerechte Situation weiter verfestigt, die klimaschädigendes Verhalten bevorzugt». Ja, Männer essen mehr Fleisch. Das hat unter anderem damit zu tun, dass Männer viel mehr körperliche Arbeit leis-

ten. Da hast du eben am Mittag nicht auf den hippen, kleinen Salat Lust wie vielleicht die Beraterin aus der Werbeagentur, sondern eher auf ein Schinkensandwich oder einen Döner. Dies einem Kerl, der zum Beispiel auf dem Bau arbeitet, indirekt vorzuwerfen, ist absurd. Die Argumente dieser «Experten», die aus Universitätskreisen stammen und aus dieser engen Perspektive die Welt erklären wollen, sind realitätsfern.

Dass Frauen kleinere Autos fahren, war vielleicht vor zwanzig Jahren so. Heute verdienen Frauen mehr, deshalb leisten sie sich gerne grössere und teurere Autos: Laut der deutschen News-Website *RP* online, die sich auf Daten des Kompetenzzentrums «Frau und Auto» bezieht, kaufen Frauen immer häufiger einen SUV. «Zwischen 2010 und 2017 stieg der Anteil der SUVs an allen Fahrzeugen mit weiblichem Halter um 3,5 Prozent. [...] Damit unterscheidet sich das Kaufverhalten von Frauen in diesem Bereich nicht grundsätzlich von dem der Männer.» Der SUV-Anteil sei geschlechterübergreifend stark gestiegen. Traditionelle Weiblichkeit steht offenbar auf Geländewagen – die morgendliche SUV-Karawane vor den Schulhäusern bestätigt diese Entwicklung.

Ja, Männer fahren mehr Kilometer, und sie fliegen mehr – vor allem, weil sie geschäftsbedingt mehr reisen müssen. Für jeden Mann, der geschäftlich mehr reist, ist eine Frau zu Hause, die von dem Geld lebt – mitsamt den Kindern.

Ja, Männer sind öfters Entscheidungsträger in Unternehmen. Zum Beispiel in solchen, die fossile Brennstoffe fördern. Ich rufe aber gerne in Erinnerung, dass Strassen, Autos und Flugzeuge nicht von Männern für Männer gebaut werden. Männer fördern auch nicht aus-

schliesslich für sich selbst Erdöl. Auch wenn es für einige überraschend kommt, auch wir Frauen benötigen Plastik, Internet, wir mögen iPhones und Billigflieger und nette Ferien auf den Malediven, wohin wir vor der Kälte flüchten, denn die mögen wir gar nicht, Heizung umso mehr! Frauen frieren schneller als Männer. Sie sind aber nicht schuld am Klimawandel, weil wegen ihnen mehr geheizt werden muss. Auch profitieren wir gerne von der Landwirtschaft und überhaupt von allem, was unseren modernen Lifestyle möglich macht. Es sind wirklich nur ganz wenige, die ins 18. Jahrhundert zurückwollen.

Man könnte ja mal die geschlechtertechnische Unausgewogenheit beim Shoppen unter die Lupe nehmen. Ich denke da an die vielen Retoursendungen bei Zalando. Oder die Millionen Tonnen Kosmetika, deren Produktion ja so umweltfreundlich und deren Verpackung so gut recyclebar ist.

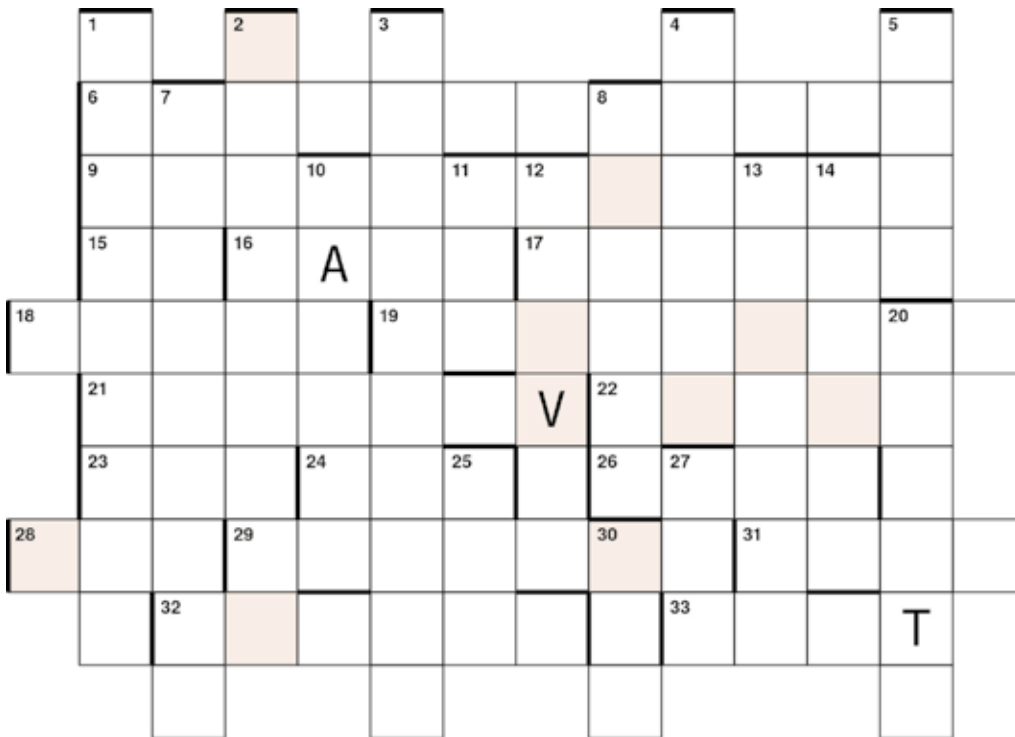
Schuldzuweisungen sind kontraproduktiv, vielen Leuten stinkt's, sie sind für Anliegen nicht mehr offen. Denn die grosse Mehrheit leugnet ja nicht, dass der Klimawandel existiert. Man ist sich einfach uneinig darüber, inwieweit das Klima sich ändert und wie genau es sich auswirkt, argumentiert mit Arbeitsplatzverlust, individueller Mobilität, und inwiefern Umweltmassnahmen umgesetzt werden können, ohne ganze Wirtschaftszweige zu zerstören. Lösungen für beide Bereiche zu finden, schliesst sich ja gegenseitig nicht aus. (Man gestatte mir den Einwurf, dass es dann in der Mehrheit wieder die Männer sind, die neue Technologien mit Manpower, Kapital und Investment vorantreiben.)

Dass Männer schuld sind am Klimawandel, ist genauso lächerlich, wie zu sagen: Wenn Frauen nie Kinder gebären würden, gäbe es keinen Klimawandel. Oder: Alle Nazis wurden von Frauen geboren.

Der Klimawandel ist eine Herausforderung, und wir sind alle damit verkettet. Um sie zu meistern, sollte man alle mit an Bord haben.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)





**Lösungswort** — Erhalten Kot hinterlassende Hundehalter.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **6** Leckere Pikser, enden für die Pikserin fast immer tödlich. **9** Komplett herrichten oder seelisch vernichten. **15** Für sich bei, bei sich eigentlich. **16** Die chemische Version dieser Keule ist these days overseas beim Polizeieinsatz im Einsatz. **17** Dem olympischen Idol der Weisheit ist der Parthenon geweiht. **18** Zauberwort, verschafft Ali Zugang zum Räuberhort. **19** Sind – mit wissenschaftlich haltlosen Prognosen – für Zweifellose zweifellos für die Schicksalsdeutung von Bedeutung. **21** Weitgehend mit dem Wesfall kongruente Eigenschaft von beispielsweise Mückenigel und Hustensaft. **22** Alter Wein in neuen Schläuchen oder grad wie aus dem Brokenhaus. **23** Liegen oder lügen? Zur Entscheidung muss Andrew der Kontext genügen. **24** Der weibliche Löwenanteil am Kohleanteil. **26** As is well-known, there is – hier nur dank Trennstrich – no I in \_\_. **28** Diese Minieinheit hält ein Minimum an klassischer Information bereit. **29** Bezeichnend für eine Gefühlsampel, die direkt von Wut auf Hoffnung schaltet. **31** Muss man dem flinken Usain oder der hastigen Lola nicht zweimal befehlen. **32** Antik-italienisch oder so auf Englisch. **33** Der hält ein Mindestmass an formaler Ordnung parat und ist deswegen kein totaler Buchstabensalat.

**Senkrecht** — **1** Beschreibt schiefes Gelände oder mieses Gerede. **2** Bleibt der Neodym-Magnet nur bis zur Curie-Temperatur. **3** Findet man, speziell bei Gutgenährten, nicht ausschliesslich im Intimbereich. **4** Für Schuhpolierer wie Schnauzfrisierer ein Unkostenposten. **5** Sauerstoffarmer Arm der Blutbahn. **7** Auch figurativ etwa transjordanisch. **8** Nicht Corpus, sondern Locus Delicti und für Mimi die sonntägliche Alternative zur Lektüre. **10** Ein Dravide wie Chandra aus Chennai. **11** Solche Cacher suchen cachierte Caches. **12** Mirakulöser, mittig bäumiger DC-Konkurrent. **13** Die einheitliche Hundertschaft fürs altzeitliche Flächenmass. **14** Sind derartig über alle Massen, dass sie nicht in reguläre Schubladen passen. **20** Steht als «Damit hat er nicht gerechnet!» auf dem Grabstein des verunfallten Mathematikers. **25** Sein Bruder gründete Rudidas..., ähm, Puma. **27** Was Ost in Avenches ist, war ist in Aventicum. **30** Da ist manchmal der Wurm drin und dudelt dauernd Gassenhauer.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 649



**Waagrecht** — **5** WURZELZIEHEN: Radix = Wurzel **10** C[HAI] **12** IETLAG **15** Das geht auf keine KUHHAUT. **16** (W)OLGA **17** NENNEN **18** GEQUAKE **19** WEB: IoT = Internet of Things **20** DAME **22** [SOUPE]R: franz. Suppe **24** SEERAEUBEREI **28** DISZIPLIN = Selbst-Kontrolle: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser! **30** HIT **32** [SANKT] [ION] **33** ZITZE

**Senkrecht** — **1** «Hans HUCKEBEIN, der Unglücksrabe» von Wilhelm Busch **2** REIHE **3** BITTE **4** REGGAE: Pot = Marihuana **5** WEDNESDAY: engl. Mittwoch **6** ZAHNARZT **7** LIANE: Tarzan **8** ZEUGS **9** ELOQUENZ: Redekunst **11** HUNDE, die belien, beissen nicht und krumme Hunde = Betrüger. **13** ALU: Aluminium oder Arithmetic Logic Unit **14** LAK[RITZE] **21** Alles neu macht der MAI: Lenz = Frühling/Maienzeit **23** OBIG: Abend (regional) **25** EPO: Erythropoetin **26** (Breitma)ULNA(shörner): lat.-anat. Elle **27** RHIN: franz. Rhein (Rheinfall) **29** SKI **31** Do IT Yourself

**Lösungswort** — **ZAHNPASTA**

**EMS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

The Aviation Pioneers Squad

Scott Kelly  
Rocio Gonzalez Torres  
Luke Bannister



AVENGER



**BREITLING**  
1884

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



SUPER AVENGER NIGHT MISSION